

BIOS

ZEITSCHRIFT FÜR
BIOGRAPHIEFORSCHUNG, ORAL HISTORY
UND LEBENSVERLAUFSANALYSEN

Inhalt Heft 2/2005 (18. Jahrgang)

Schwerpunkt: „Biographie und Sportgeschichte“

Mit Beiträgen von:

Frank Becker, Jürgen Court, Ewald Frie, Volker Kluge,

Michael Krüger, Wolfgang Kruse, Friedrich Lenger,

Karl Lennartz und Hans Joachim Teichler

Kai Dröge und Irene Somm

Spurlose Leistung. Langsicht im flexiblen Kapitalismus

Stefan Weyers

Biographische Selbstpräsentationen inhaftierter Jugendlicher

Wiebke Lohfeld

Die Flucht nach Shanghai 1939

Thomas Forstner und Michael Volpert

Katholische Priester im Nationalsozialismus

Tagungsbericht

Eingesandte Bücher



Bios

Zeitschrift für
Biographieforschung, Oral History
und Lebensverlaufsanalysen

Inhalt Heft 2/2005 (18. Jahrgang)

Schwerpunkt: „Biographie und Sportgeschichte“

Frank Becker und Michael Krüger

Einleitung zum Schwerpunktthema155

Frank Becker

Perspektiven einer Carl-Diem-Biographie157

Wolfgang Kruse

Gibt es eine Weltkriegsgeneration?169

Ewald Frie

Pluralisierte Biographien174

Friedrich Lenger

Netzwerkanalyse und Biographieforschung – einige Überlegungen180

Karl Lennartz

Karriere durch Kontakte? Carl Diem und seine „Beziehungspflege“186

Hans Joachim Teichler

Altrock und Diem – zwei vergleichbare Biographien191

Jürgen Court

Zum Beispiel Alfred Peters (1888–1974)199

Volker Kluge

Lebensläufe von Sportlern und Sportfunktionären
zwischen Sport, Politik, Kultur, Medien und Gesellschaft

Eine kurze Geschichte von Sport-Autobiographien206

Weitere Aufsätze

Kai Dröge und Irene Somm

Spurlose Leistung. Langsicht im flexiblen Kapitalismus.....215

Stefan Weyers

„Sünder“, „Dummer Junge“, „Opfer“, „Held“ ...

Biographische Selbstpräsentationen inhaftierter Jugendlicher236

Wiebke Lohfeld

„Du bist nicht mehr Teil Deutschlands“. Die Flucht nach Shanghai 1939

Einzelfallanalyse aus einem DFG-Projekt264

Projektbericht

Thomas Forstner und Michael Volpert

Katholische Priester im Nationalsozialismus

Forschungsbericht zu einem Oral-History-Projekt287

Tagungsbericht

Östliche Empirie mit westlichen Methoden

Bericht zur Tagung: Oral History und (post)sozialistische Gesellschaften

(*Christoph Thonfeld*).....304

Eingesandte Bücher.....311

Autoren dieses Heftes.....314

Einleitung zum Schwerpunkt „Biographie und Sportgeschichte“

Frank Becker und Michael Krüger

Die Beiträge dieses Heftes gehen auf eine Tagung zurück, die Anfang Juli 2005 in Münster stattfand und am Anfang eines auf drei Jahre angelegten Forschungsprojekts zu „Leben und Werk Carl Diems“ stand. Carl Diem war eine Zentralfigur für die Entwicklung und den Aufbau des Sports in Deutschland. Als Journalist, Funktionär, Organisator, Ideengeber und Wissenschaftler arbeitete er in den unterschiedlichen Epochen und Regimes des 20. Jahrhunderts in Deutschland für die Anerkennung des Sports in Staat und Gesellschaft, Kultur und Wissenschaft. Trotz oder gerade wegen der Komplexität dieser Sport- und Sportfunktionärsbiographie sind bisher alle Versuche einer wissenschaftlichen Biographie Diems gescheitert.

Die Tagung in Münster hatte deshalb den Zweck, grundlegende konzeptionelle Überlegungen zum Genre der Biographie im Allgemeinen und zu einer Diem-Biographie im Besonderen anzustellen. Ein beabsichtigter Nebeneffekt bestand darin, einen Dialog zwischen Theoretikern und Praktikern des Biographischen aus Sportgeschichte und allgemeiner Geschichte zu führen; zum einen im Hinblick auf das generelle Problem der Vorgehensweise bei einer biographischen Untersuchung, die ihren Schwerpunkt im 20. Jahrhundert hat, zum anderen mit Bezug auf die Frage nach (möglichen) Besonderheiten des Untersuchungsfeldes „Sport“.

Die Beiträge dieses Heftes bilden im Wesentlichen die Struktur der Tagung in Münster und die dort gehaltenen Vortragsthemen ab. Die bewusst knapp gehaltenen Impulsreferate sollten auch in der schriftlichen Form diesen Charakter beibehalten; auf Fußnoten wurde also verzichtet, aber die Autoren wurden gebeten, die Anregungen aus den ausführlichen und lebendigen Diskussionen in ihren Texten aufzugreifen.

Im einleitenden Beitrag geht Frank Becker (Münster), einer der Leiter des Diem-Projekts, auf die wesentlichen Fragen und Probleme einer Diem-Biographie ein. Hieran knüpfen die jeweiligen Experten an: Wolfgang Kruse (Hagen) fragt nach der Bedeutung, die dem Faktor „Generation“ in einer Biographie allgemein und speziell bei denjenigen zukommt, die den Ersten Weltkrieg miterlebten. Dazu gehörte auch Carl Diem. Er steht jedoch gleichzeitig für eine Generation, die ein in Deutschland neuartiges „sportliches“ Lebensgefühl verkörperte und verbreitete.

Gemeinsam mit seiner Generation traf Diem das Schicksal, dass er in seiner Lebensgeschichte gewaltige politische und gesellschaftliche Umbrüche zu verarbeiten hatte. Ihm gelang dies im Durchgang durch vier grundverschiedene politische Systeme mit erstaunlichem Geschick und Erfolg. Möglicherweise, weil er den Sport zu einer Konstante in seinem Leben machen konnte. Dies galt im Übrigen für weite Teile der Bevölkerung, deren Sympathie für den Sport von demselben Empfinden getragen war, mit dem Sport etwas im Leben zu haben, das unabhängig von den Verwerfungen in Politik, Staat und Gesellschaft Nachhaltigkeit zu garantieren schien.

Ewald Frie (Essen) setzt sich mit einem Phänomen auseinander, das besonders auf das Leben moderner Menschen zutrifft. Die Vorstellung einer geschlossenen Persönlichkeit mit fester Lebensplanung und geregelten Beziehungen tritt in den Hinter-

grund. Stattdessen agieren die Menschen in verschiedenen sozialen Rollen, deren Diskursregeln und Handlungsanweisungen sie direkt oder indirekt zu folgen haben. Ihre Handlungen sind stärker von sozialen Interdependenzen und Zwängen bestimmt und hängen weniger von frei getroffenen subjektiven Entscheidungen ab. Insofern handelt es sich auch bei Diem nicht um *eine* Biographie, sondern um mehrere. Der Biograph muss die Perspektive unterschiedlicher Sinnwelten nachvollziehen, die sich in den entsprechenden sozialen Rollen spiegeln, die ein moderner Mensch zu spielen hat; und am Ende auch zu verstehen versuchen, wie sie in einer Person zusammen kommen können.

Friedrich Lenger (Gießen) führt diese Überlegungen weiter, indem er zeigt, dass und wie sich Karrieren im Kontext von sozialen Beziehungen entwickeln. Seine Analyse macht deutlich, dass nicht allein die Dichte eines sozialen Netzwerks bestimmend ist, sondern dass es auch darauf ankommt, wie weit die Beziehungen reichen, wie tief oder flüchtig sie sind, und wie der einzelne bei Bedarf in einer konkreten historischen Situation darauf zurückgreifen kann.

Dass solche sozialen Netzwerke gerade auf dem Gebiet des Sports wirksam sind, lässt sich an der Tatsache festmachen, dass sich die Turner und Sportler seit jeher als eine Art „Familie“ angesehen haben, in der sich die „Turnbrüder“ und „Sportsfreunde“ über soziale Grenzen hinweg mit „Du“ anredeten und besondere Beziehungen zueinander pflegten. Diem hat dazu beigetragen, dieses Verständnis einer großen „Sportsfamilie“ (laut IOC-Charta „olympische Familie“) zu entwickeln, zu der allerdings nicht alle gehören, sondern von der auch einige ausgeschlossen bleiben, die dem von der Familie und deren Oberhäuptern definierten Sportsgeist nicht entsprechen (oder von denen dies behauptet wird).

In den sportnäheren Beiträgen des Heftes wird dieses soziale Netzwerk „Sport“, das über Generationen hin aufgebaut wurde, im Detail beschrieben; auch im Fall Carl Diems „trug“ es, wobei er selbst die Fäden spann, die zum Teil bis heute halten.

Karl Lennartz (Köln) ist als ehemaliger Leiter des Carl und Liselott Diem-Archivs ein Kenner der vielfältigen sozialen Beziehungen im Kontext des Sports, in deren Mittelpunkt über viele Jahre Carl Diem stand. Hans Joachim Teichler (Potsdam) legt den Schwerpunkt seiner Ausführungen auf einen Vergleich der Karrieren von Hermann Altröck und Carl Diem, die beide für die Entwicklung einer Wissenschaft vom Sport und der „Leibeserziehung“ eine große Rolle spielten, obwohl sie im Detail auch sehr unterschiedlich verliefen. So gesehen lassen sich im Vergleich erhellende Erkenntnisse zur (Sport-)Biographik gewinnen. Dies gilt auch für den Beitrag von Jürgen Court (Erfurt), der Diems Biographie auf dem Hintergrund der Karriere von Carl Peters beleuchtet, der 1927 eine, wenn nicht die erste „Psychologie des Sports“ verfasste.

Am Ende wendet sich der Blick von den Sportfunktionären, Sportpolitikern und Sportwissenschaftlern weg und hin zu denen, deren Lebensgeschichten für die meisten Menschen von größtem Interesse sind, weil sie Vorbilder, Idole, um nicht zu sagen „Helden“ verkörpern: den Sportlerinnen und Sportlern selbst. Volker Kluge (Berlin) weiß, wovon er spricht. Er ist Autor mehrerer erfolgreicher Sportlerbiographien, deren letzte Max Schmeling gewidmet war. In seinem Beitrag mit dem Titel *Lebensläufe von Sportlern und Sportfunktionären zwischen Sport, Politik, Kultur, Medien und Gesellschaft* geht es aber auch um die Genese eines ganzen literarischen Genres: der Sport(auto)biographie.

Perspektiven einer Carl-Diem-Biographie

Frank Becker

Dass es keine Erkenntnis ohne Interesse gibt, ist ein beliebter Topos der Siebzigerjahre gewesen – Jürgen Habermas hat ihm die theoretischen Weihen verliehen. Noch heute geistert er durch die Einleitungskapitel geisteswissenschaftlicher Studien, von der Proseminararbeit bis zum Alterswerk. Das *Interesse* des Wissenschaftlers, am liebsten aus den politischen und gesellschaftlichen Problemen seiner Gegenwart gespeist, legitimiert die Beschäftigung mit Gegenständen, die ansonsten nur noch musealen Wert besäßen. Vor diesem Hintergrund muss eine wissenschaftliche Arbeit, für die es sogar einen Auftrag gibt, geradezu als ein Glücksfall gelten: Nicht nur vermutet oder abstrakt behauptet ist hier das gesellschaftliche Interesse, sondern ganz konkret formuliert und – so möchte man ergänzen – materiell auskristallisiert in einem großen Fördertopf, der dem Forscher gleichsam Euro für Euro die Relevanz seines Tun bestätigt.

Wodurch aber ist der Auftrag motiviert, eine Biographie Carl Diems zu schreiben? Wie so oft, wenn es um Persönlichkeiten geht, deren Lebenslauf die Jahre des Dritten Reiches durchschneidet, steht die letztlich moralische Frage nach Mittun und Verquickung oder doch wenigstens unzureichender Verweigerung im Vordergrund. Das Interesse an einer Klärung der Rolle Diems in der NS-Zeit teilen die Verbände und Repräsentanten des deutschen Sports dabei mit einer breiteren Öffentlichkeit, die Diem als einen „Vater des Sports“, gewürdigt durch die Benennung von Hallen, Plätzen und Straßen, in achtungsvoller Erinnerung zu behalten gelernt hat. Ob er diese Achtung verdient, soll die Biographie klären, und das in einer durchaus verbindlichen Weise: Am Ende des Forschungsprojekts soll neben einem fertigen Buch auch eine knappe Gesamtbeurteilung stehen, eine Empfehlung an alle öffentlichen Körperschaften, wie künftig mit Diem zu verfahren sei. Die Stadt Köln etwa hat bereits erklärt, sie wolle ihre Entscheidung über eine eventuelle Umbenennung des Carl-Diem-Wegs im Stadtteil Lindenthal von den Ergebnissen des Diem-Projekts abhängig machen. Unversehens wird die Geschichtswissenschaft, um das Diktum Schillers zu modifizieren, zur moralischen Anstalt, die Biographie zu einem Tribunal und einer Auskunftsstelle in den Be- und Entschuldigungsritualen der *political correctness*. Man mag lange darüber streiten, ob wissenschaftliche Erkenntnisse eine moralische Beurteilung überhaupt festlegen können oder ob nicht vielmehr, egal welche Ergebnisse die Recherche letztlich zu Tage fördert, die Frage der ethischen Bewertung davon unabhängig bleiben wird – gewiss ist, dass die Rolle des Biographen, seine Haltung dem Objekt seiner Forschung gegenüber durch diese Erwartungshaltung mitbestimmt wird. Und da uns die neuere Theorie der Biographieschreibung gelehrt hat, auch das *Subjekt* des biographischen Arbeitens als das Produkt eines Konstruktionsprozesses zu begreifen, darf dieser Effekt nicht gering geachtet werden.

Der Aufbau einer biographischen Optik

In den Konstruktionsprozess, der die biographische Optik aufbaut, fließen im übrigen nicht nur die aktuellen Diskussionen, sondern auch die Fremdzuschreibungen und Rezeptionsformen ein, die in den Jahrzehnten zuvor, seit Diems Tod im Jahr 1962, die Erinnerung an den Sportpionier geprägt haben. Das Diem-Bild, das hier entstanden ist, kann nicht durch schlichte wissenschaftliche Aufklärung aus der Welt geschafft werden, sondern bleibt, wenn auch in kritischer Abgrenzung, als Wahrnehmungsfolie in den Arbeitsprozess einbezogen. Lange war dieses Bild vor allem von den Anstrengungen zu einer Traditionsstiftung bestimmt, die das Ehepaar Diem noch selbst unternommen hatte; nach dem Zweiten Weltkrieg hatten Angriffe aus Sozialdemokratie und Arbeitersport, auch aus der DDR, die Notwendigkeit einer Deutungs-politik in eigener Sache sehr deutlich werden lassen. Carl Diem hat dieser Notwendigkeit durch viele Richtigstellungen und Rechtfertigungen, Liselott Diem dann durch den Aufbau des Diem-Archivs an der Sporthochschule Köln und durch zahlreiche Editionen von nachgelassenen Texten ihres Mannes Rechnung getragen – unter anderem von autobiographischen Skizzen, die unter dem Titel „Ein Leben für den Sport“ zu einem viel gelesenen Buch avancierten. Das allzu einseitige Bild, das Diem hier von seiner Rolle in der NS-Zeit zeichnete – fast schien er ein Opfer zu sein, war er doch mit einer so genannten Vierteljüdin verheiratet und hatte gemeinsam mit ihr 1933 zunächst alle Ämter verloren – blieb lange Zeit unkorrigiert und unwidersprochen. Erst in den frühen Achtzigerjahren setzte eine kritische Diskussion ein, die teilweise zu notwendigen Korrekturen an der Diem-Hagiographie führte, teilweise aber auch in pauschale Verurteilungen abglitt, die letztlich genauso einseitig und damit auch sachlich unangemessen waren wie die distanzlose Verehrung im anderen Lager. Seither ist Diem zu einer Reizfigur geworden, die bis heute die Diskussion in Wissenschaft und Öffentlichkeit in höchstem Maße polarisiert.

Außer der prekären Schuldfrage und der Auseinandersetzung mit der Traditionsbildung und Erinnerungsarbeit nach Diems Tod gehen aber auch noch andere Komponenten in die Optik des Biographen ein. Diese Komponenten ergeben sich aus den Schwerpunktsetzungen der aktuellen Debatte um die kulturellen Trends der Jahrtausendwende. Die Gegenwart ist wie keine Ära zuvor auf die Physis des Menschen fixiert; Zeitdiagnostiker sprechen von einem regelrechten Körperkult. Die Gesundheit, Leistungsfähigkeit und Attraktivität ihres Körpers spielt im mentalen Haushalt der Bürger der westlichen Industriegesellschaften eine bedeutende Rolle. Dieses Zentral-Setzen des Körpers lenkt den Blick auch in einer bestimmten Weise auf die Vergangenheit zurück: für die einen im Sinne einer Geschichte der Befreiung aus christlicher und bürgerlicher Unterdrückung, für die anderen, inspiriert von Foucault, im Sinne einer Einbeziehung des Körpers in die Analyse jener Mikrophysiken der Macht, die sich in der Moderne in das Gewand des Förderlichen, Produktiven gekleidet und den Menschen dem unerbittlichen Zwang zur Steigerung, Verschönerung und Verbesserung unterworfen haben. Die Biographie eines Mannes, der wie nur wenige dazu beitrug, dem Sport in Deutschland zum Durchbruch zu verhelfen, ihn zu einem Massenphänomen zu machen, wird damit zur Sonde, die in eine Entwicklung von höchster aktueller Relevanz hineingehalten wird. Über Diem, von der Untersuchung seines Lebens und seines Werkes angestoßen, erschließt sich ein Strang der Gesellschafts-

und Kulturgeschichte, der lange Zeit sträflich vernachlässigt wurde und erst in neuerer Zeit als „Körpergeschichte“ das Interesse der Historiker auf sich gelenkt hat.

Aber auch in einem anderen Bereich wird der Diem-Biograph zum Archäologen wichtiger Tendenzen der Gegenwart. Im Zeichen der Postmoderne hat der Begriff der Kultur alle Geistes- und Sozialwissenschaften in seinen Bann geschlagen. Nicht mehr politische Ökonomie, Ideologiekritik und Fortschritt beherrschen die Diskussion, sondern die sinnstiftenden, jegliche Realität überhaupt erst erschließenden Deutungsleistungen des menschlichen Bewusstseins. Solche Deutungsleistungen manifestieren sich in Zeichen und Symbolen, Ritualen und Zeremonien – der Mensch wird als *homo ludens* wieder entdeckt. In die Welt der Spiele, in diesem Fall der Sportspiele, führt auch die Beschäftigung mit Carl Diem. Diem hat auf einem Feld gewirkt, das ein wichtiger Bestandteil der Kulturgeschichte schon des späten 19., vor allem aber des 20. Jahrhunderts in Deutschland ist. Und auf diesem Feld ist er durch besondere Kreativität hervorgetreten: Viele Neuschöpfungen, viele Rituale und Zeremonien, die zu selbstverständlichen Bestandteilen der Sportkultur der Gegenwart geworden sind, gehen auf sein Konto: vom Sportabzeichen bis zu den Reichs- bzw. Bundesjugendspielen, vom olympischen Fackellauf bis zum ‚Gesamtkunstwerk‘ der Olympischen Akademie. Darüber hinaus hat Diem den Sport zeitlebens als Deuter und Interpret begleitet, dessen vorrangiges Ziel darin bestand, ihn mit anderen Sparten des kulturellen Lebens zu verknüpfen, ihn selbst zu einem unverzichtbaren Bestandteil der Gesamtkultur zu machen.

Sozialgeschichtliche Grundlagen

Die *schöpferischen* Leistungen Diems dürfen selbstverständlich nicht darüber hinwegtäuschen, dass auch er, wie jedes andere Individuum, vor allem *Geschöpf* vieler sozialer Kontexte und Strukturbedingungen gewesen ist. Das ist, ins Allgemeine gewendet, die Botschaft der sozialgeschichtlichen Wende in der Biographik gewesen, die damit dem Glauben des Historismus an das geschichtsmächtige Subjekt widersprach, das seine Umwelt, je mehr, desto bedeutender es sei, nach seinem Gusto forme, ohne seinerseits von dieser bis in den Kern seiner Persönlichkeit hinein geformt zu werden. Sozialgeschichtlich inspirierte Biographik erkannte im Einzelwesen vor allem individuierte soziale Strukturen, oder, um eine klassische Formulierung zu verwenden, das Ensemble bestimmter gesellschaftlicher Verhältnisse. Überträgt man diesen Ansatz auf die Diem-Biographie, dann treten die Fragen nach der sozialen Herkunft, der Generationszugehörigkeit und dem Karriereverlauf, aber auch nach den Institutionen, in denen er sich bewegt, und den sozialen Netzwerken, denen er angehört hat, in den Vordergrund.

Die Frage nach der Herkunft ist schnell geklärt: Diem wurde in Würzburg in den unteren Mittelstand hineingeboren, in eine Familie von Kaufleuten und kleinen Gewerbetreibenden, und er steuerte selbst auf eine vergleichbare soziale Position zu, als er nach der mittleren Reife, inzwischen in Berlin, eine kaufmännische Lehre absolvierte. Als großstädtische Angestelltenexistenz wechselte Diem, um die sozialgeschichtliche Begrifflichkeit noch weiter zu präzisieren, in den ‚neuen Mittelstand‘ über. Man kann darüber spekulieren, ob Abitur und Hochschulstudium möglich gewesen wären, wenn der Vater, der 1899 Hals über Kopf nach Amerika auswanderte, die Familie nicht im Stich gelassen hätte. Finanzielle Engpässe ließen eine längere

Ausbildung der Kinder jetzt nicht mehr zu. Letztlich war es der Sport, dem Carl Diem dann eine zweite Chance zum gesellschaftlichen Aufstieg verdankte.

Schwieriger ist das Problem der generationellen Zuordnung. Einerseits erscheint der 1882 geborene Diem als typischer Repräsentant des kleinen Bürgertums der wilhelminischen Ära, in die seine Adoleszenz hineinfiel: patriotisch und pflichtbewusst, staats- und militärfromm. Andererseits zeigen sich in Diems Persönlichkeit aber auch viele moderne Züge; und von einem vermeintlich rundum angepassten Menschen würde man gewiss nicht erwarten, dass er sich ausgerechnet dem Sport verschrieb, der bekanntlich im späten 19. Jahrhundert noch um seine gesellschaftliche Anerkennung kämpfen musste, der vielen Zeitgenossen als ein Spleen der Angelsachsen erschien, der leider nun auch in Deutschland nachgeäfft wurde.

Ein anderer Vorschlag bestände darin, Diem der Generation der Weltkriegssoldaten zuzuordnen. Schließlich war er einer der vielen, die sich im August 1914 Unter den Linden versammelten, als die Mobilmachung verkündet wurde, und anschließend unverzüglich zu den Meldebüros eilten. Vier Kriegsjahre folgten, die in Diems Persönlichkeit tiefe Spuren hinterließen; die Erinnerung daran war unauslöschlich, wie viele Tagebucheinträge und Briefe belegen. 1930 führte er seine frisch angetraute Frau sogar auf der Hochzeitsreise zu seinen Einsatz- und Gedächtnisorten an der vormaligen Westfront. Andererseits war Diem bei Kriegsausbruch schon 32 Jahre alt, also ein ‚fertiger‘ Mann und keiner jener Jünglinge mehr, die in den Jahren an der Front erst erwachsen wurden und in dieser entscheidenden Entwicklungsphase den Krieg zum Lehrmeister hatten – Kriterium dafür, von der sozialgeschichtlichen Forschung der Frontsoldatengeneration zugeschlagen zu werden. Diem hatte aus dem Krieg vieles mitgenommen, aber er war weniger stark – oder anders – von ihm geprägt worden als die meisten der zwischen 1890 und 1900 Geborenen.

Auch von der so genannten Kriegsjugendgeneration, den Jahrgängen zwischen 1900 und 1910, trennte Diem ein breiter Graben. Möglicherweise blieb er auch deswegen in den Weimarer Jahren immer dem bürgerlich-nationalliberalen (bis national-konservativen) Milieu verhaftet, ohne jemals in Kontakt mit der NSDAP zu kommen, die ihr Personal zu großen Teilen aus der Frontsoldaten- und der Kriegsjugendgeneration rekrutierte. Diem galt aus der Sicht dieser Gruppen als einer jener älteren Herren, die zwar national und soldatisch empfanden, aber die entscheidende Wende zum völkischen Denken und zur moralinfreien Sachlichkeit des reinen Durchsetzungswillens nicht mehr vollzogen hatten.

Da die Einordnung in das gängige, auf den Krieg bezogene Generationenmodell also Schwierigkeiten macht, empfiehlt sich vielleicht eine Orientierung an jenem Realitätsbereich, dem Diem sich seit seiner Jugend mehr und mehr verschrieben hatte; in diesem Sinne könnte er einer – jahrgangsmäßig relativ weit gefassten – Generation zugeschlagen werden, die als erste von vornherein mit dem Sport groß wurde, ohne – über ein kurzes Intermezzo hinaus – zuvor in die Schule des Turnens gegangen zu sein. Im späten 19. Jahrhundert hatte der Sport eine gesellschaftliche Präsenz erreicht, die es einer immer größeren Zahl von Aktiven erlaubte, sich *nur noch* in seinen Organisationen zu bewegen und damit von den verfeindeten Brüdern, den Turnern, zu distanzieren. Trotzdem ist das Turnen als Rivale oder möglicherweise auch als Partner, jedenfalls als ein wichtiges Gegenüber, für Diems Generation immer sichtbar geblieben. Für spätere Generationen war der Kampf bereits so eindeutig zugunsten des Sports entschieden, dass sie den Turnern viel gelassener begegnen konnten. In

Diems Schriften hingegen ist die Auseinandersetzung mit Weltbild und Praxis der Turner fast immer präsent – sei es explizit, sei es implizit.

Darüber hinaus macht sich die Zugehörigkeit zu einer Gründergeneration auch durch eine ausgeprägte Experimentierfreude bemerkbar. Alle Dinge, die den Sport betreffen, sind noch im Fluss, es gilt, sie auszugestalten und in die gewünschte Richtung zu lenken. Als Erfinder neuer Sportarten und Sportveranstaltungen, erinnert sei nur an den Staffellauf Potsdam-Berlin und die Leichtathletik-Hallenwettbewerbe, aber auch als Begründer neuer Wissens- und Wissenschaftsfelder ist Diem in die Sportgeschichte eingegangen. Gleichzeitig resultierte aus der Neuheit des Sports aber auch ein starkes Bedürfnis nach Werbung und Legitimation. Diem hat sich davon Zeit seines Lebens nicht lösen können, obwohl er schon in seinen mittleren Jahren die Erfahrung machen durfte, dass der Sport mit Millionen von Organisierten einen festen Platz in der deutschen Gesellschaft erobert hatte. Fast zwanghaft wiederholte Diem in seinen Reden und Aufsätzen all die guten Argumente, die Vertreter von Politik und Wirtschaft, Streitkräften und Krankenkassen davon überzeugen sollten, dass der Sport von großem Nutzen ist.

Neben Generationszugehörigkeit und Milieubindung sind aber auch soziale Netzwerke ein wichtiges Konstituens individueller Lebensläufe. Karriereverläufe hängen ganz wesentlich von kollegialen, freundschaftlichen oder verwandtschaftlichen Kontakten ab, jedenfalls von Personen, die bereit sind, zu helfen, zu fördern, ein Wort einzulegen. Diem baute sein Netzwerk schon früh über den Sport auf. Sein erster Verein, dem er dauerhaft die Treue hielt: der Berliner Sportclub, versammelte in der Hauptsache, wie für die Athletikvereine des Kaiserreichs nicht unüblich, junge Angestellte in seinen Reihen; hinzu kamen aber auch Studenten, Offiziere – und zwei Hohenzollernprinzen. Für Diem bedeutsam wurden vor allem die Freundschaften zu dem Jurastudenten Martin Berner, der im Ersten Weltkrieg fiel, und zu dem Offizier Walter von Reichenau, dessen steile militärische Karriere zu Beginn des Zweiten Weltkriegs in der Ernennung zum Feldmarschall gipfelte. Reichenau blieb für Diem ein einflussreicher Fürsprecher beim Militär. Noch bei der Organisation der Olympiade 1936 arbeiteten die beiden zusammen. Ähnlich wichtig war die Verbindung zu Karl Ritter von Halt, der als Bankangestellter in München ebenfalls ursprünglich dem neuen Mittelstand angehörte, nach seiner Nobilitierung im Ersten Weltkrieg aber in den Weimarer Jahren eine erfolgreiche Verbandskarriere durchlief, bevor er in der NS-Zeit in den Vorstand der Deutschen Bank und zuletzt noch, im Herbst 1944, in das Amt des Reichssportführers aufrückte. Auch in der Nachkriegszeit, nach seiner Internierung durch die Russen, kam er wieder mit Diem in Kontakt. Für Diems Karriere waren aber nicht nur diese Freundschaften wichtig, die er über Jahrzehnte zu pflegen und zu erhalten verstand, er profitierte auch von der Förderung durch gesellschaftlich höher stehende Gönner. Diesen Gönnern empfahl er sich als anstelliger junger Mann, der seinen Platz kannte und bereit war, anstrengende und lästige Organisationsarbeiten zu übernehmen – ein Schema, das seine gesamte Funktionärslaufbahn prägte. 1913 wurde er Generalsekretär beim Deutschen Reichsausschuss für Olympische Spiele, als dessen Präsident, der Kavalleriegeneral Viktor von Podbielski, jemanden suchte, der es ihm durch emsiges Zuarbeiten erlaubte, seine eigene Tätigkeit auf Politik, Repräsentation und die wirklich großen Geschäfte zu beschränken; Theodor Lewald, seit 1919 im Präsidentenamt des DRA und hoher Regierungsbeamter, wurde für die Familie Diem sogar zu einem väterlichen Freund, der sich als Trau-

zeuge und zweifacher Taufpate gewinnen ließ. Auch an der 1920 gegründeten Deutschen Hochschule für Leibesübungen in Berlin musste Diem sich mit dem Amt eines informellen, erst ab 1931 auch formellen Prorektors bescheiden. Und auch in der anfänglich schwierigen Zusammenarbeit mit dem Reichssportführer Hans von Tschammer und Osten in der nationalsozialistischen Ära stellte sich nach einer gewissen Zeit eine ähnliche Konstellation her. Zwar war Diem nun nicht mehr der junge, sondern der im Verhältnis ältere Mann, aber er brachte weiterhin seine Sachkompetenz und sein Organisationstalent ein, um den obersten Repräsentanten des deutschen Sports in einigen Bereichen zu beraten und zu entlasten. Tschammer bediente sich darüber hinaus nun seinerseits der Netzwerke Diems, dessen Auslandskontakte für sportpolitische Manöver aller Art von großem Wert waren. Erst in der Bundesrepublik konnte Diem sich von der Rolle des ewigen Zweiten lösen. Zwar blieb ihm eine neuerliche große Verbandskarriere versagt, aber zumindest in der etwas kleineren Welt der Deutschen Sporthochschule Köln war er nun der unbestrittene König.

Lenkt man den Blick auf die Institutionen, in denen Diem sich bewegte, so fällt zunächst deren Menge und Vielfalt ins Auge. Diem war Journalist, Funktionär, Pädagoge, Wissenschaftler und noch vieles mehr. Mit all diesen Tätigkeiten verbanden sich unterschiedliche soziale Rollen. Diem wurde nicht von *einer* Institution geprägt, sondern von mehreren, so dass sich die Frage aufdrängt, wie er all diese Anforderungen in seiner Person vereinigen konnte – vielleicht dadurch, dass sich seine Identität in verschiedene Teilidentitäten auflöste, dass sich seine Biographie in mehrere *Biographien*, um eine Formulierung der neueren Forschung aufzugreifen, pluralisierte? Eine solche Sichtweise drängt sich gerade dann auf, wenn man im Gefolge aktueller sozialwissenschaftlicher Theorien von einer strikten Ausdifferenzierung der verschiedenen Funktionssysteme der modernen Gesellschaft wie Politik, Medien, Erziehung und Wissenschaft ausgeht, die als Sinnprovinzen eigener Logik mehr oder minder unvermittelbar nebeneinander existieren. Ein alternativer Ansatz bestände darin, dem gemeinsamen Element all dieser Tätigkeitsbereiche, dem Sport nämlich, eine zur Reintegration fähige Zentripetalkraft zuzuschreiben. Der geschlossene Selbstentwurf Diems könnte sich dann darauf gestützt haben, dass es ihm immer, egal in welchem Zusammenhang, um die Sache des Sports ging.

Anschlüsse an die Psychohistorie

Die neuere Biographieforschung hat auch viele Anregungen von der Psychohistorie empfangen. Es sollte selbstverständlich sein, dass die Ergebnisse von Psychologie und Psychoanalyse, wichtiger Humanwissenschaften, nicht einfach ausgeblendet werden, wenn es um die Erforschung historisch handelnder Menschen geht. Oft müssen die Biographen allerdings einräumen, dass sie die Notwendigkeit der psychologischen Betrachtung zwar einsehen, ihnen die Quellen aber nicht zur Verfügung stehen, die das Eindringen in tiefere Bewusstseins- und Persönlichkeitsschichten ermöglichen könnten; gerade zur Kindheit, in der Sicht der Psychoanalyse Phase entscheidender Weichenstellungen, ist in der Regel nur wenig verwertbares Material vorhanden. Das gilt für Diems Kindheit im Prinzip auch. Die ersten Aufzeichnungen von seiner Hand, die wir besitzen, stammen aus dem Jünglingsalter. Trotzdem müssen wir auf diese Perspektive nicht verzichten. Schon die dürren Fakten, die zur familiären Situation und zur Schulausbildung bekannt sind, legen einige Schlussfolgerungen nahe. Diem

war siebzehn Jahre alt, als sein Vater die Familie verließ, um sich in Amerika eine neue Existenz aufzubauen. Die Mutter, die in einem Pfälzer Dorf aufgewachsen war, kam in Berlin Zeit ihres Lebens nicht zurecht. Diese Konstellation bewirkte bei Diem zweierlei: Erstens suchte er noch in seinen Mannesjahren immer wieder Ersatzväter und fand sie, so lässt sich ohne übermäßige Spekulation vermuten, vor allem in den gesellschaftlich hochrangigen DRA-Präsidenten. Zweitens fühlte Diem sich in hohem Maße für seine Mutter verantwortlich, ein Gefühl der Verpflichtung, das sich noch verstärkte, als sein einziges Geschwister, der jüngere Bruder Hans, im Alter von nur 24 Jahren starb. Glühender Eifer und Karrierestreben waren fortan auch dadurch motiviert, die Mutter versorgen zu wollen. Diem hat bis zu ihrem Tod 1938 unter einem Dach mit ihr gewohnt; zunächst in der elterlichen Wohnung in der Hindersinstraße, dann, nach der Hochzeit mit Liselott 1930, im eigenen Haus am Falterweg.

Der ausgeprägte Aufstiegswille Diems hatte aber vermutlich auch noch andere Wurzeln. Schon der Vater strebte nach Höherem und kompensierte seinen realen Misserfolg durch Hochstapelei. Carl erlebte seinen mäßigen Schulerfolg – auf dem anspruchsvollen Französischen Gymnasium scheiterte er, das Friedrich-Werdersche verließ als höchstens durchschnittlicher Schüler mit der Mittleren Reife – als ständigen Ansporn zur nachholenden Bildung, zur kulturellen Beflissenheit, die auch im hohen Alter nicht nachließ. Ob er bei günstigerer Finanzlage der Familie den Schulbesuch fortsetzen und das Abitur hätte machen können, steht dahin; jedenfalls nutzte er schon die Freiheiten beim einjährig-freiwilligen Militärdienst, um als Gasthörer an der Berliner Universität Vorlesungen zu besuchen. Das Dienstjahr absolvierte er übrigens in Berlin beim 2. Garderegiment zu Fuß, einer Einheit, in die vor allem Söhne aus gutem Hause eintraten – so zum Beispiel auch Theodor Lewald, Diems späterer Vorgesetzter, dessen Vertrauen sich folglich um so leichter gewinnen ließ. Nach dem Ersten Weltkrieg durfte Diem sich endlich Dr. med. h. c. nennen, schon in der NS-Zeit bemühte er sich auch um den Professorentitel, der ihm freilich erst nach dem Zweiten Weltkrieg in Gestalt einer Honorarprofessur der Universität Köln zuteil wurde.

Aber auch für Diems besondere Leidenschaft für den Sport stehen psychologische Erklärungsmodelle bereit. Viele Hinweise bezeugen, dass Diem als Kind kränklich und schwach war. Eine längere Erkrankung verursachte das Scheitern auf dem Französischen Gymnasium. Ohne Antrieb und abgeschlagen habe er sich meistens gefühlt, hat Diem in späteren Rückblicken auf seine Kindheit selbst konstatiert. Der Sport war das beste Gegenmittel gegen solche Befindlichkeiten. In diesem Sinne hat Diem ihn Zeit seines Lebens auch der Öffentlichkeit empfohlen. Er selbst stand an jedem Morgen in aller Herrgottsfrühe auf, um aus der sportlichen Betätigung Frische, Vitalität und Tatkraft zu ziehen. Die vorzügliche Gesundheit, die er sich damit erarbeitete, erlaubte noch dem über Siebzigjährigen ein enormes Arbeits- und Reispensum.

Daneben steht zur Erklärung von Diems Sportleidenschaft auch noch der psychologische Begriff des ‚Schlüsselerlebnisses‘ zur Verfügung. Dieses Erlebnis können für Diem die Olympischen Zwischenspiele von 1906 in Athen gewesen sein, die ihn erstmals mit der Welt der Antike in Berührung brachten: Die Wettbewerbe fanden, zugespitzt formuliert, im Schatten der Akropolis statt. Diem war fasziniert, und das vermeintliche Intermezzo in der Stadt des Perikles brachte die Entscheidung für die Aufgabe des kaufmännischen Berufs, für die ausschließliche Betätigung als Sportjournalist und Sportfunktionär. Viele Jahre später hat Diem dann auch die Sportstätten

von Olympia besucht, die fortan den wichtigsten Bezugspunkt seiner Griechenlandbegeisterung bildeten. Wie stark Diem sein gesamtes Tun in die Tradition des antiken Sports stellte, wird schon an der Form deutlich, in der er die Begegnung mit dessen Schauplätzen zelebrierte. Auf seinen zahlreichen Griechenlandreisen suchte der begeisterte Olympier stets die Gelegenheit, die Bindung an das antike Erbe symbolisch zu erneuern. Dazu stieg er auf den Kronos-Hügel oder tauchte wie bei einem Taufritual in die Fluten des Alpheios ein. Noch in späteren Jahren standen solche Erfahrungen beim Entwurf der Olympischen Akademie Pate, die eine Schar ausgewählter junger Leute durch die Berührung mit den antiken Stätten für ihr Leben auf die olympische Idee einchwören sollte.

Das Individuum in der Sicht der Postmoderne

Bevor nun allerdings die psychologischen Deutungsversuche fortgesetzt werden, die sich bekanntlich schnell dem Vorwurf der allzu großen Vereinfachung aussetzen, ist es Zeit daran zu erinnern, dass die moderne Biographieschreibung ohnehin, wie gehört, der Subjektkategorie skeptisch gegenüber steht – und diese Kategorie wird von einer psychologisierenden Herangehensweise implizit natürlich stark gemacht. Um die Rolle des Subjekts angemessen zu beschreiben, gilt die radikale Skepsis der Sozial- und Strukturgeschichte freilich mittlerweile als ebenso veraltet wie die umgekehrte Verabsolutierung durch den Historismus. Neue Ansätze aus dem Umfeld von Historischer Anthropologie, Kulturgeschichte und Mikrohistorie betonen stattdessen die Ambivalenz von struktureller Determiniertheit auf der einen und persönlichen Gestaltungsspielräumen auf der anderen Seite. Statt der sozialgeschichtlichen Destruktion von Individualität macht die postmoderne Dekonstruktion darauf aufmerksam, dass es bei aller Verrechenbarkeit von individuellem Denken, Sprechen und Handeln mit zeitgenössischen Diskursen und Habitusformen doch Reservate des Eigensinns gibt, die einem Lebenslauf seinen – zumindest in einigen Punkten – singulären Zuschnitt geben können.

Singularität meint dabei aber etwas völlig anderes als die konsequente Ausfaltung eines stimmigen Selbstentwurfs. Dessen Trugbildhaftigkeit steht auch für die kulturwissenschaftlichen Ansätze außer Frage. Das Leben eines Menschen, heißt es hier, folgt weder einer subjektiven, noch einer objektiven Intention; es ist nicht auf ein Ziel ausgerichtet. Damit wird die Subjektskepsis und Anti-Teleologie der Sozialgeschichte sogar noch überboten, die immerhin objektive Intentionen gelten ließ – Lebensläufe wurden als typisch für bestimmte soziale Gruppierungen angesehen oder, am stärksten pointiert durch den Rückgriff auf die hegel-marxistische ‚List der Vernunft‘, in einen kausalen Zusammenhang mit politischen, wirtschaftlichen oder kulturellen Veränderungen gebracht. Stattdessen betont die aktuelle Diskussion die Kontingenz biographischer Windungen und Wendungen, formuliert mit Bourdieu, dass die kontinuierliche Entwicklung des Individuums eine Fiktion ist, die wohl durch die Konstanz des Eigennamens in die Welt kam. Das geschlossene Selbst, der homo clausus, ist eine Erfindung von Empfindsamkeit und Romantik, eine Leitidee schließlich des 19. Jahrhunderts, der auch von der historistischen Geschichtsschreibung gehuldigt wurde. Tatsächlich aber zerfällt der Mensch in viele soziale Rollen, kreuzen sich in ihm Diskurse, die von Fall zu Fall angeeignet und immer wieder umgewandelt werden, je nachdem, wie der jeweilige Sprech- und Handlungskontext es eingibt.

Gerade aus dieser Aufsplitterung resultiert aber auch die Chance zur Ausbildung von Eigensinn, von der oben die Rede war. Wer von vielen Strukturen, Kontexten und Diskursen geprägt ist, ist es von keiner einzelnen Struktur, keinem einzelnen Kontext, keinem einzelnen Diskurs vollständig; aus der Überlappung und Überschneidung, auch aus Widersprüchen zwischen den determinierenden Faktoren resultieren Möglichkeiten zu eigenmächtigen Arrangements. Der Begriff Arrangement ist mit Bedacht gewählt, denn die Singularität besteht weniger in einer individuellen Kreation als in der spezifischen Verbindung vorgefundener Bausteine. Außerdem lässt auch die Betonung der Kontingenz, des ungeplanten, Überraschend-Ereignishaften neue Nischen für ein subjektives Agens, für eine verbleibende Offenheit des Handelns entstehen. Wo der Zufall eine große Rolle spielt, können auch die kontextuellen Festlegungen nicht so zwingend sein, dass jede persönliche Entscheidungsfreiheit aufgehoben ist.

Überträgt man diese Annahmen auf die Biographie Diems, so ergeben sich vor allem dort Anknüpfungspunkte, wo wir es mit Brüchen, Disparitäten und Widersprüchen zu tun haben. In Diems Leben gab es allein drei dramatische Umschwünge, die mit politischen Systemwechseln zusammenfielen: Die Revolution von 1918, die Machtübernahme durch die NSDAP 1933 und den Übergang zur Bundesrepublik nach 1945. Bezieht man den Kriegsbeginn von 1914 noch mit ein, der Diem für mehrere Jahre zum Soldaten machte, kann man sogar vier Bruchstellen zählen. Jedes Mal galt: In einer völlig neuen politisch-sozialen Umwelt musste die Berufskarriere fortgesetzt, der Freundeskreis, ja das gesamte soziale Netzwerk erhalten, die eigene Identität stabilisiert bzw. neu entworfen werden. Der Doppelsinn des Verbs „arrangieren“ trifft die Herausforderung sehr gut, vor der Diem in all diesen Fällen stand: Einerseits arrangierte er sich – mehr oder weniger – mit den jeweiligen Machthabern, andererseits musste er Versatzstücke seiner Weltanschauung, seines Handelns, seines Habitus neu arrangieren, also rekombinieren, anders ausrichten, um sie in die jeweils veränderte Umwelt einzupassen. Neben diesen Brüchen auf der diachronen Achse haben wir es aber auch mit Disparitäten auf der synchronen Achse zu tun, jener Rollendivergenz nämlich, die oben bereits angesprochen worden ist: Diem war Funktionär, Journalist, Pädagoge, Wissenschaftler und noch vieles mehr, und er musste all diese Tätigkeiten unter einen Hut bringen. Auch hier waren Arrangements gefragt. Brücken mussten geschlagen werden zwischen den Inseln jenes Archipels, als welches die Postmoderne den Menschen definiert; Sinnprovinzen waren an der Sezession zu hindern. Diem wirkte als ‚Bastler‘, um einen weiteren Begriff des Poststrukturalismus zu verwenden, der seine verschiedenen Tätigkeitsfelder immer wieder neu zusammenfügte, und zwar so, dass sie unter sich wandelnden politisch-sozialen Rahmenbedingungen eine bestimmte Passförmigkeit behielten. Dem lag freilich kein Meisterplan zugrunde, keine große Strategie, mit der Diem sich selbst und sein Lieblingskind, den Sport, durch die Untiefen der deutschen Geschichte im Zeitalter der Weltkriege hindurchlotete. Es war vielmehr ein ständiges Lavieren, Reagieren und Ausprobieren, dessen Resultante allenfalls im Nachhinein von Diem selbst und auch von anderen als kontinuierliche Entwicklung, etwa als stetiges Wachstum, interpretiert werden konnte.

Vor diesem Hintergrund erscheint auch mancher vermeintliche Widerspruch im Denken und Handeln Diems in einem anderen Licht. Wo Stimmigkeit ohnehin höchst unwahrscheinlich ist, macht ihr Gegenteil einen weit geringeren Skandal, als die landläufige Anklage des Opportunismus wahrhaben möchte. Diems Leben war ebenso

wenig aus einem Guss gewonnen wie dasjenige der meisten anderen historischen Akteure: Er optierte politisch Zeit seines Lebens konservativ, und engagierte sich doch mit dem Sport in einem Bereich, der vielen Konservativen als eine geradezu „verrückte“ Neuerung galt; er trat nach dem Zweiten Weltkrieg in Köln der CDU bei, ohne jemals, obwohl in seiner Vaterstadt Würzburg katholisch getauft, eine engere Kirchenbindung besessen zu haben; er betonte nach der Heirat mit Liselott seinen Familiensinn und hatte doch bis dahin als bekennender Bonvivant ein sehr freizügiges Leben mit wechselnden Liebschaften geführt, einschließlich der deutlich homoerotisch gefärbten Freundschaft zu Martin Berner; er schätzte die Rolle des Familienvorstands und Ernährers und hatte doch eine Ehefrau, die nach damaligen Maßstäben zumindest in einigen Bereichen ausgesprochen selbständig und emanzipiert war. In der Deutung und politisch-sozialen Positionierung des Sports haben wir es mit einer ähnlich komplizierten Gemengelage zu tun. Diem wollte den Sport als Mittel zur Wehrrüchtigung und zur Hebung der Volksgesundheit in den Dienst nationaler Kraftentfaltung gestellt sehen, und er huldigte doch gleichzeitig der internationalen olympischen Idee; einigen seiner Kritiker galt er daher als Chauvinist und Militarist, anderen als bürgerlicher Kosmopolit. Diem liebte in der Tradition der Jugendbewegung vor allem den an das Naturerleben zurück gebundenen Sport, das Waldlaufen, Wanderrudern und Skifahren, und er stand gleichzeitig, anders als seine Kontrahenten, die Turner, der modernen Technik aufgeschlossen gegenüber, insbesondere den neuen Medien, die er höchst professionell zur Verbreitung seiner Ideen nutzte. Diem betonte zumeist die Freiwilligkeit des Sporttreibens, dessen letztes Motiv nur die Freude an der Sache sein könne, aber das hinderte ihn nicht daran, auch die in den totalitären Staaten vielerorts verhängte Sportpflicht mit dem einen oder anderen neidischen Blick zu streifen.

Konzeptionelle Schlussfolgerungen

Welche Konsequenzen haben solche Befunde für die Arbeit des Biographen? Er muss, um das bereits oben eingeführte Bild zu verwenden, Diem als einen Bastler zu begreifen lernen, der mit einem bestimmten Vorrat an Spielmarken hantierte, aus denen er immer wieder neue Tableaus schuf. Einige Elemente blieben dabei konstant, andere wurden durch eine veränderte Einbettung modifiziert, wieder andere auch gänzlich ausgetauscht. In sehr kreativer Weise nutzte Diem die Polyvalenz und Deutungsoffenheit des Sports, um immer wieder neue Anschlüsse herzustellen, um die Leibesübungen möglichst breit in ihrer politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Umwelt zu verankern. Überall, wo es sich nur irgend anbot, sollten verbindende Fäden geknüpft, Nutzeffekte demonstriert, Ähnlichkeiten und Affinitäten nachgewiesen werden. Diem konnte bei dieser ständigen Deutungs-, aber auch praktischen Aufbau- und Organisationsarbeit deshalb aus dem Vollen schöpfen, weil sich der Sport noch in einem vergleichsweise frühen Entwicklungsstadium befand, in einem Stadium, das es einem Einzelnen noch möglich erscheinen ließ, sich als Universalist für seine sämtlichen Zweige kompetent zu fühlen. Sportpädagogische, sporthistorische, sportmedizinische Kenntnisse und noch viele andere Wissensbestände wurden von Diem angeeignet, argumentativ aufbereitet und als Treibstoffe dem unaufhörlich laufenden Motor der Legitimations- und Reklamearbeit für den Sport zugeführt. Völlig unangemessen ist es folglich auch, Diem aufgrund seiner teils nur oberflächlichen Kenntnisse

Halbbildung und Dilettantismus vorzuwerfen. Diem musste an der Oberfläche bleiben, musste popularisieren, denn er wollte, egal worüber er schrieb, immer in erster Linie für den Sport *werben* – er war ein Mann der Öffentlichkeit, jenes Diskursraumes, in dem alle Wirklichkeitsbereiche repräsentiert sind und miteinander verknüpft oder gegeneinander abgewogen werden.

Mit einer anderen Formulierung ließe sich auch sagen: In einem permanenten Prozess der Realitätskonstruktion ordnete Diem dem Sport seine Rolle im öffentlichen Diskursraum zu. Damit wird der Anschluss an die konstruktivistischen Grundannahmen hergestellt, die schon bei der anfänglichen Frage nach dem Aufbau der biographischen Optik zu Grunde lagen. Um diesen Ansatz abzurunden, ist zum Schluss noch die Selbstkonstruktion des *Objekts* der biographischen Anstrengung anzusprechen. Welches Selbstverständnis hat Diem entwickelt, welchen Begriff von Subjektivität besaß er, wie beurteilte er seine eigene Entscheidungsfreiheit? Hat Diem die Pluralisierung seiner eigenen Identität überhaupt zu reflektieren vermocht, oder dachte er sich selbst vielleicht noch als ein geschlossenes Individuum in der Tradition des Bildungsbegriffs der Goethezeit? All diese Fragen werden sich hoffentlich mithilfe des großen Konvoluts von Selbstzeugnissen beantworten lassen, das Diem hinterlassen hat. Bei dessen Untersuchung ist allerdings zu beachten, dass die Selbstentwürfe, die hier sichtbar werden, keineswegs nur diejenigen sind, die tatsächlich Diems Wahrnehmung der eigenen Person prägten. Stattdessen ging es dem Verfasser immer auch darum, ein bestimmtes Bild von sich aufzubauen und an andere, letztendlich auch an die Nachwelt, weiter zu geben. Diem wollte selbst beteiligt sein an der Konstruktion der Vorstellung, die spätere Generationen von ihm haben würden. Hier muss der Biograph auf der Hut sein, auch wenn er weiß, dass auch *seine* Anstrengung letztlich nur ein Rinnsal in dem großen Strom gesellschaftlicher Erinnerungsarbeit ist, in den viele Tradition stiftende Elemente einfließen, nicht nur diejenigen, die er sich selbst bewusst zu machen vermocht hat.

LITERATUR

- Berger, Joachim 2003: Anna Amalia von Sachsen-Weimar-Eisenach (1739-1807). Denk- und Handlungsräume einer ‚aufgeklärten‘ Herzogin, Heidelberg
- Bödeker, Hans Erich 2003: Biographie schreiben, Göttingen
- Bourdieu, Pierre 1986: L’illusion biographique, in: Actes de la recherches en sciences sociales 62/63, 69-72
- Frie, Ewald 2001: Friedrich August Ludwig von der Marwitz 1777-1837. Biographien eines Preußen, Paderborn
- Gestrich, Andreas u. a. (Hg.) 1988: Biographie – sozialgeschichtlich. Sieben Beiträge, Göttingen
- Hähner, Olaf 1999: Historische Biographik. Entwicklung einer wissenschaftlichen Darstellungsform von der Antike bis ins 20. Jahrhundert, Frankfurt/M.
- Herbert, Ulrich 1996: Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft, 1903-1989, Bonn
- Kaube, Jürgen 2005: Soziologische Anmerkungen zur Biographie in der Wissenschaftsgeschichte, in: Geschichte der Germanistik. Mitteilungen 27/28, 5-12
- Lässig, Simone 2004: Toward a Biographical Turn? Biography in Modern Historiography – Modern Historiography in Biography. Conference Report, in: German Historical Institute Bulletin 35, 147-155
- Lenger, Friedrich, Werner Sombart 1994: 1863-1941. Eine Biographie, München

- Meier, Christian 1980: Die Ohnmacht des allmächtigen Diktators Caesar. Drei biographische Skizzen, Frankfurt/M.
- Röckelein, Hedwig (Hg.) 1993: Biographie als Geschichte, Tübingen
- Walter, James, Raija Nugent (Hg.) 1984: Biographers at Work, Brisbane
- Wildt, Michael 2002: Generation des Unbedingten. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes, Hamburg

Gibt es eine Weltkriegsgeneration?

Wolfgang Kruse

Wer diese Frage aufwirft, weiß offenbar bereits, von welchem der zwei Weltkriege des 20. Jahrhunderts die Rede sein soll. In der Tat ist es vor allem der Erste Weltkrieg, mit dem der Begriff der Kriegsgeneration wie selbstverständlich verbunden wird. Das hat gute Gründe, denn zum einen wurde dieser Krieg weit mehr als der – generationell oft mehr im Zusammenhang des Nationalsozialismus gedeutete – Zweite Weltkrieg als ein einschneidender Zivilisationsbruch, als Absturz des „langen“, vom liberalen Fortschrittsglauben geprägten 19. Jahrhundert in den industrialisierten Krieg mit seinem bislang unbekanntem Zerstörungspotential erfahren und dementsprechend bereits zeitgenössisch auch als eine schroffe generationenspezifische Zäsur interpretiert. Und damit waren zum anderen auch die dazugehörigen Begriffe längst in eindeutiger Zuordnung zum Ersten Weltkrieg geprägt und schnell in politische und wissenschaftliche Deutungsversuche überführt worden.

Generationelle Begrifflichkeiten und Differenzierungen

In idealtypischer Form lassen sich zwei mit dem Ersten Weltkrieg verbundene Generationsbegriffe unterscheiden, wie sie in national zugespitzter Weise auch mit dem deutschen und dem englischen Beispiel verbunden werden können. Hier ist zum einen der Begriff der „lost generation“ zu nennen, der sich keineswegs nur auf den Blutzoll bezieht, den die Generation der zumeist jungen Kriegsteilnehmer entrichten musste. Vielmehr meinte der Begriff zugleich die mentalen und psychischen Wirkungen auf die junge Generation insgesamt, insbesondere auf die besonders am Kriegsengagement beteiligte akademische Jugend. Er thematisierte die schockartigen Folgen eines Einbruchs des Krieges in eine zivile Gesellschaft, die bislang keine Wehrpflicht gekannt hatte und für die zugleich die liberalen Grundwerte und humanen Fortschrittserwartungen des 19. Jahrhunderts, wie für kaum eine andere, prägend gewesen waren. Der Krieg bedeutete so insbesondere für die jüngere Generation – nicht nur für die Gefallenen und auch nicht nur für die Kriegsteilnehmer – die Zerstörung einer vermeintlich heilen Welt, die nun plötzlich für die eigene Zukunft unwiederbringlich verloren schien.

In vieler Hinsicht anders konturiert war die ‚deutsche‘ (in ähnlicher Weise aber etwa auch in Italien ausgebildete) Konzeption einer aus dem Krieg hervorgegangenen, soldatischen Generation: soldatische Männer, die in den „Stahlgewittern“ des industrialisierten Krieges neuartige Persönlichkeiten ausgebildet hatten und die im „Stahlbad“ des Krieges unwiderruflich zu einer inneren Einheit zusammengeschweißt worden waren. „Im Felde unbesiegt“, wurde die Generation der Frontsoldaten im bürgerlich-konservativen Diskurs zugleich zum Garanten für die innere Erneuerung und den

politischen Wiederaufstieg einer durch Kriegsniederlage und Revolution gedemütigten Nation stilisiert.

Für den deutschen Kontext besonders wichtig erscheint hier der Zusammenhang mit der bereits vor 1914 sehr eng ausgebildeten Verbindung des Generationsbegriffs mit einem deutlich ausgeprägten Jugendkult. Die Jugendbewegung propagierte eine scharfe Polarisierung zwischen Jugend und Erwachsenenwelt, und sie transportierte zugleich jugendliche Erneuerungsansprüche, die im Zusammenhang der Kriegserfahrung dann in spezifischer Weise umgewandelt werden konnten. Und zugleich stilisierte sich das wilhelminische Deutsche Reich selbst im internationalen Zusammenhang nicht, wie in der rückblickenden Perspektive Plessners, als eine verspätete, sondern vielmehr als eine jugendlich-dynamische Nation, als ein junges, aufstrebendes Volk, durch seine ökonomische Entwicklungsdynamik und seinen „jugendlichen“ Vitalismus dazu berufen, in der Welt eine führende Rolle zu spielen.

Im sozialwissenschaftlichen Denken gewann der Generationsbegriff unter dem Eindruck der Kriegserfahrungen in den 1920er Jahren eine zentrale Stellung. Der Weltkrieg wurde nicht nur als eine epochale, sondern auch als eine generationelle Zäsur betrachtet: Wer vor dem Krieg sozialisiert worden war, unterschied sich demnach deutlich von denjenigen, die im und nach dem Krieg ihre persönlichkeitsbestimmenden Prägungen erfahren hatten. Geht man von diesem groben Raster aus, würde Carl Diem, 1882 geboren und 1914 im fortgeschrittenen Alter von 32 Jahren in die Reichswehr eingerückt, zweifellos nicht zur Weltkriegsgeneration gehören. Doch dabei würden die einschneidenden Erfahrungen vernachlässigt, die vier Kriegsjahre für einen aktiven Kriegsteilnehmer bedeuten konnten oder sogar mussten. Fokussiert man dementsprechend die generationelle Periodisierung stärker auf die unmittelbare Relation zum Krieg, so lässt sich eine „Kriegsjugendgeneration“ der im Krieg aufgewachsenen Jugendlichen ohne aktive Kampferfahrungen von der Generation der aktiven Frontsoldaten unterscheiden, die im Idealfall 1914 als 18-jährige eingerückt waren und die in vier langen Kriegsjahren ‚zum Mann geworden‘ waren, die aber auch, wenn sie bereits älter waren, durch die Erfahrung des Krieges tiefgehend geprägt und verändert werden konnten. Die in den letzten Jahren als wichtige Trägergruppe des Nationalsozialismus herausgearbeitete „Generation der Unbedingten“ (Michael Wildt) gehört übrigens gerade nicht zu dieser Generation der aktiven Frontsoldaten, sie ging vielmehr aus einer Kriegsjugendgeneration hervor, die die aktiven Soldaten zuerst glorifiziert hatte, sich im Laufe der 1920er Jahre aber aktivistisch von diesen zu lösen begann. Kein geringerer als der Historiker Hans Rothfels hat das spezifische Bewusstsein der Kriegsteilnehmer und den Unterschied zwischen diesen beiden altersmäßig oft nur wenige Jahre auseinander liegenden, aber durch die reale Kriegserfahrung getrennten sozialen Generationen treffend zum Ausdruck gebracht: „Wer wirklich im Kriege war“, schrieb er 1935 unter dem Eindruck der öffentlichen Konjunktur von Kriegserinnerungen, „pflegt wenig von, ‚Erlebnissen‘ zu sprechen, er betrachtet sich als zufällig Übriggebliebenen, dessen individuelles Meinen und Handeln nicht so sehr wichtig war. Aber er weiß auch, dass er für immer ‚in Reih und Glied‘ steht und ein Vermächtnis weiterzugeben hat.“ (Cornelissen, 2001, 73)

Kriegserfahrungen und ihre Mythisierung

Die zum Kollektivsingular verdichtete Form der Ideologisierung des „Kriegserlebnisses“ beinhaltet eine Reihe sehr unterschiedlicher Erfahrungen. Sie rekurriert sowohl auf das Aufbruchspathos des Kriegsbeginns (Augusterlebnis, Geist von 1914), das im Opfertod der „Jugend von Langemark“ seinen soldatischen Mythos gebildet hat, als auch auf die ganz andersartigen Zusammenhänge der soldatischen Arbeit im industrialisierten Krieg, wie sie insbesondere mit „Verdun“ verbunden sind. „Grabenkrieg“ und „Materialschlacht“ lauten hier die Stichworte, die für eine vom zivilen Leben weitgehend abgetrennte, ganz anders strukturierte, vom Krieg bestimmte Lebenswirklichkeit stehen. Die Soldaten waren konfrontiert mit einer weit reichenden Auflösung der Grenzen, die traditionell das bürgerliche Individuum konstituiert hatten: Sie lebten im Dreck, gemeinsam mit Ratten und anderem Ungeziefer, ohne jede Intimsphäre, ausgeliefert dem allgegenwärtigen Töten und Sterben in einer zerstörten Kriegslandschaft, zeitweilig vielleicht in einem Schlammloch verkrochen, zusammen mit einer Leiche, ein Loch weiter ein Sterbender: „Unbeschreiblich, gottlos, hoffnungslos“, so fasste der englische Maler Paul Nash den Eindruck zusammen, den die Front dem Betrachter bot. (Wohl, 1979)

Die Soldaten sahen sich zugleich als Rad im Getriebe einer anonymen Kriegsmaschinerie, die man bediente, ohne die konkreten Ergebnisse wahrzunehmen, und die tötete, ohne genau zu wissen wie. Das traditionelle soldatische Kämpfertum spielte kaum noch eine Rolle, an seine Stelle waren das Bedienen von Kanonen und Maschinengewehren, das genaue Einhalten von Zeiten etc. getreten. Die Soldaten seien, stellte der junge Soldat Ernst Toller fest, „Schrauben einer Maschine, die vorwärts sich wälzt, keiner weiß wohin, die zurück sich wälzt, keiner weiß warum, sie werden gelockert, geflickt, angezogen, ausgewechselt, verworfen.“ Im industrialisierten Krieg spielten dementsprechend auch die traditionellen soldatischen Tugenden wie Kampfesmut und ritterliches Heldentum keine große Rolle mehr. Vielmehr galt es nun vor allem, mit Carl Diem gesprochen, „seine Pflicht zu tun, etwas mechanisch aber zuverlässig“. Dafür war es vor allem wichtig, die permanent erschütterten Nerven zu bewahren, die bei immer mehr Soldaten zu reißen begannen und Zehntausende in die Kriegspsychiatrie brachten. Und hier entstand auch der Mythos eines neuartigen soldatischen Führers, der über „Nerven wie Stahlseile“ verfügte und dem auch Carl Diem huldigte, als er 1918 in einem Kriegsaufsatz in einem „Nerven“ betitelten Zeitungsartikel „jene Glücklichen“ pries, „die keine Nerven haben ... die die Sorge um eigene ich überhaupt nicht zu berühren schien. Sie sind der Kern des Heeres.“ (Diem, 1942, 1605 f)

Die hier geschilderten Erfahrungen und Deutungen bezogen sich vor allem auf die Westfront, die bis heute das Bild des Ersten Weltkrieges prägt. Im Osten sah die Kriegswirklichkeit anders aus, weniger industrialisiert und erstarrt, geprägt von Bewegungsdynamik und – aus deutscher Perspektive – militärischen Erfolgen und militärischer Herrschaft. Eine jüngst erschienene Untersuchung des amerikanischen Historikers Vejas G. Liulevicius zeigt, dass auf diesem Boden ganz andere Mythen erwachsen: Der Raum mit seiner scheinbar unendlichen Weite wurde hier zu einer zentralen Kategorie der Kriegsdeutung, verbunden mit dem Bewusstsein nicht nur militärischer, sondern auch kultureller Überlegenheit der Deutschen, die sich zunehmend als Herrenmenschen in einer von ihnen beherrschten, neu zu gestaltenden

Umwelt sahen und damit in anderer Weise die nationalsozialistische Ideologie vorprägten.

Gegenüber diesen mythisierten Bildern und Kontinuitätslinien ist allerdings einzuwenden, dass es durchaus andere, querlaufende Kriegserfahrungen von keineswegs gering zu veranschlagender Bedeutung gab. In der Etappe etwa ließ es sich besser überleben als in der vordersten Frontlinie, und die Spannungen zwischen ‚Frontschweinen‘ und ‚Etappenhengsten‘ nahmen einen beträchtlichen Raum des soldatischen Selbstverständnisses ein. Oft in Verbindung damit standen die sozialen Heeresmissstände, die nicht zuletzt zu einem großen Thema im parlamentarischen Untersuchungsausschuss über die Ursachen des militärischen Zusammenbruchs wurden: Insbesondere die scharfe Kluft zwischen Offizieren und Mannschaften ließ die militärische Gesellschaft in der Perspektive der unteren Dienstgrade oft weniger als Gegenentwurf zur zivilen Gesellschaft denn als Abbild der Klassengesellschaft des Kaiserreiches erscheinen. Und anders, als es die mythologisierten Verarbeitungsformen nahe legen, wurde der Krieg von vielen Soldaten auch als ein einziger Schrecken wahrgenommen, den man so schnell wie möglich hinter sich lassen oder ganz beenden wollte, zur Not durch Selbstverstümmelung oder, vor allem bei Kriegsende eine Massenerscheinung, Fahnenflucht. Am Ende stand dementsprechend erst einmal eine Revolution gegen Krieg und Klassenstaat, die vor allem in der bewaffneten Macht ihren Ausgang nahm und der Gesellschaft in den Anfangsjahren der Weimarer Republik, trotz aller militanten sozialen und politischen Auseinandersetzungen, mehrheitlich doch einen eher kriegsgegenerischen Charakter verlieh. Für eine allgemeine Idealisierung der Kriegserinnerung war die Zeit erst seit Ende der 1920er Jahre wieder reif.

Dissoziationserfahrungen und generationelle Kriegsdeutungen

Die Spezifika des soldatischen Kriegserlebens verdichteten sich schließlich oft zu den viel beschworenen Dissoziationserfahrungen zwischen Front und Heimat, wie sie besonders deutlich in Klaus Theweleits „Männerphantasien“ aufscheinen. Zwar wissen wir heute, dass es vor allem dank der Feldpost rege Kontakte zwischen diesen beiden Sphären gab, doch Fremdheitserfahrungen sind trotzdem nicht zu übersehen. In den seltenen und kurzen Phasen des Heimaturlaubs kamen vom Grauen des Krieges geprägte Männer nach Hause, denen das zivile Leben mit seinen heroischen Kriegsvorstellungen und alltäglichen Problemen oft nicht nur fremd, sondern geradezu nichtig, ja als Verrat an ihrem Opfer vorkam; insbesondere wenn sie sehr jung waren und die prägenden Erfahrungen des Erwachsenwerdens an der Front machen mussten. Und andersherum standen Frauen und andere Familienmitglieder ähnlich entfremdet soldatisch geprägten Männern gegenüber, in denen sie ihre Ehemänner, Geliebten, Söhne, Brüder oder Väter kaum noch wieder zu erkennen vermochten. Nicht zuletzt die Erfahrungen von Frauen und Männern drifteten auseinander, besonders wiederum bei den jungen. In der Frontgesellschaft gab es auf deutscher Seite kaum Frauen, es sei denn als Prostituierte in den eigens für die Soldaten errichteten Bordellen. An der Heimatfront dagegen rückten viele Frauen in bislang Männern vorbehaltenen öffentlichen Stellungen vor und bildeten ein neues Selbstbewusstsein aus, begleitet von den Ängsten der Frontsoldaten, dass ihnen ihre Frauen entgleiten könnten. Und schließlich war mit der Trennung von Front und Heimat auch eine allgemei-

ner, generationelle Spaltungserfahrung verbunden, die die Kriegsdeutungen der Weltkriegsjugend zutiefst prägte. Demnach war die kämpfende Front jung, während die Politiker, Geschäftemacher und Sinndeuter in der Heimat alt waren. Der Krieg, das war in dieser Sichtweise mit den Worten Ernst Tollers das „Opfer der Jungen und Unschuldigen auf einem Altar, der von den Alten und Mittelalten errichtet worden war.“ (Jugend in Deutschland, S. 54)

Es waren tatsächlich nicht zuletzt die generationenspezifischen Kriegsdeutungen, die auch einer Politisierung des Kriegserlebnisses Vorschub leisteten. Sowohl auf der politischen Linken, wie auch, und hier wohl noch deutlicher, auf der politischen Rechten, bildete sich die Vorstellung, ja die Hoffnung aus, dass insbesondere die vom Erlebnis des Krieges geprägte Generation der Frontsoldaten berufen sei, die bereits vor 1914 hervorgetretene Erwartung auf eine gesellschaftliche Neuordnung nun in kriegsspezifisch veränderter, militanter Form in die Tat umzusetzen. „Die Väter haben uns verraten, die Frontjugend, hart und unsentimental, wird das Werk der Reinigung beginnen, wer hätte das Recht, wenn nicht sie“, so lautete die bald nicht zuletzt die jugendliche Basis der KPD auszeichnende Deutung in den Worten des Räterevolutionärs Ernst Toller. (Toller 1933/1978, 60) Und auf der anderen Seite des politischen Spektrums proklamierte ein Vertreter der konservativen Revolution wie Hans Zehrer einige Jahre später, nachdem zuerst die Freikorps, dann die paramilitärischen Frontkämpferverbände die Kontinuität des soldatischen Männerbildes weitergeführt hatten: „Deutschland wird von diesen Männern der Front erneuert werden, oder es wird gar nicht erneuert werden.“ (Wohl, 1979, 63)

LITERATUR

- Cornelissen, Christoph 2001: Gerhard Ritter. Geschichtswissenschaft und Politik im 20. Jahrhundert, Düsseldorf
- Diem, Carl 1942: Olympische Flamme. Das Buch vom Sport, Bd. 3: Organisation und Praxis, Berlin
- Koebner, Thomas, Ralf-Peter Janz u. Frank Trommler (Hg.) 1985: „Mit uns zieht die neue Zeit.“ Der Mythos Jugend, Frankfurt/M.
- Kruse, Wolfgang (Hg.) 1997: Eine Welt von Feinden. Der Große Krieg 1914-1918, Frankfurt/M.
- Rüegg, Walter (Hg.) 1974: Kulturkritik und Jugendkult, Frankfurt/M.
- Theweleit, Klaus 1977/79: Männerphantasien, 2 Bde., Frankfurt/M.
- Toller, Ernst 1933/1978: Eine Jugend in Deutschland, Reinbek
- Ulrich, Bernd 1997: Die Augenzeugen. Deutsche Feldpostbriefe in Krieg und Nachkriegszeit 1914-1933, Essen
- Wildt, Michael 2002: Generation des Unbedingten. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes, Hamburg
- Wohl, Robert 1979: The Generation of 1914, Cambridge/Mass.

Pluralisierte Biographien

Ewald Frie

Das Grundproblem: Person und Struktur

Ist individuelles Menschsein angesichts der raschen und überall spürbaren Komplexitätssteigerung überhaupt noch möglich? Diese bange Frage beschäftigte viele große Autoren des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Sie blickten auf ein Säkulum von Revolutionen zurück, das die Bedingungen menschlicher Existenz mindestens in Westeuropa fundamental verändert hatte:

- *politische Revolutionen* hatten die ständische Gesellschaft erschüttert und schließlich beseitigt, damit die Vielen auf die politische Bühne gebracht und den Spielraum für die „großen“ (adeligen) Individuen der Frühneuzeit verringert;
- *nationale Revolutionen* hatten die vor- und übernationalen Reiche in Gefahr gebracht oder beseitigt, die a-nationalen Adelssozietäten delegitimiert und die Politik in den Rahmen des nationalen Konsenses oder Konflikts gespannt;
- *die industrielle Revolution* hatte mit der Fabrik eine Institution geschaffen, die die Trennung von Arbeit und Leben verkörperte, und hatte mit der städtischen Arbeiterschaft eine Sozialgruppe ins Leben gerufen, die viele Bürger und Adelige als bedrohliche entindividualisierte Masse wahrnahmen;
- *die Bevölkerungsrevolution* hatte mit Verstärkung und Urbanisierung die adelsgeprägte Agrarwelt wie das bürgerlich-städtische Honoratiorentum als überlebt erscheinen lassen;
- *die Verkehrs- und Kommunikationsrevolution* hatte mit Eisenbahn und Telegraf den Raum und die Zeit zusammenschrumpfen lassen, eine Entwicklung, deren demokratisierende wie die Spielräume des Einzelnen einschränkende Kraft bereits Zeitgenossen genau erkannten;
- *die Revolutionierung von Wissenschaft und Technik* hatte tendenziell nicht nur die Nacht (über Gas und Elektrizität), sondern auch das Geheimnis vernichtet, die Welt entzaubert und den Menschen gottlos und eigensinnig zurückgelassen.

Düster ließ Jacob Burckhardt Ende der 1860er Jahre seine Studenten wissen, es sei jedenfalls sicher, dass „sich das vorherrschende Pathos unserer Tage, das Besser-Lebenwollen der Massen, unmöglich zu einer wahrhaft großen Gestalt verdichten“ könne. „Was wir vor uns sehen, ist eher eine allgemeine Verflachung, und wir dürften das Aufkommen großer Individuen für unmöglich erklären, wenn uns nicht die Ahnung sagte, daß die Krisis von ihrem miserablen Terrain ‚Besitz und Erwerb‘ plötzlich auf ein anderes geraten, und daß dann ‚der Rechte‘ einmal über Nacht kommen könnte, – worauf dann alles hinterdrein läuft.“ (Burckhardt 1978, 248). Eine Generation später verdichtete sich für Max Weber die Zukunft des Individuums im Zeitalter

der Hochindustrialisierung auf den „Berufsmenschen“. Voll Sorge beschrieb er „jenen mächtigen Kosmos der modernen, an die technischen und ökonomischen Voraussetzungen mechanisch-maschinelles Produktion gebundenen, Wirtschaftsordnung ..., der heute den Lebensstil aller einzelnen, die in dies Triebwerk hineingeboren werden – nicht nur der direkt ökonomisch Erwerbstätigen – mit überwältigendem Zwange bestimmt und vielleicht bestimmen wird, bis der letzte Zentner fossilen Brennstoffs verglüht ist. Nur wie ‚ein dünner Mantel‘ sollte nach Baxters Ansicht die Sorge um die äußeren Güter um die Schultern seiner Heiligen liegen. Aber aus dem Mantel ließ das Verhängnis ein stahlhartes Gehäuse werden ... Die äußeren Güter dieser Welt [gewannen] zunehmende und schließlich unentrinnbare Macht über den Menschen, wie niemals zuvor in der Geschichte.“ (Weber 1988, 203 f).

Die düstere Weltsicht von Burckhardt wie Weber verdankt sich einer etwas einseitigen Sicht auf die Effekte der Revolutionierungsprozesse des 19. Jahrhunderts. Was sie deutlich sahen, war die zunehmende Strukturierung und Normierung aller Lebensverhältnisse. Eher undeutlich blieb für sie die neue Individualitätsverbürgende Freiheit, die in den Strukturierungsprozessen auch steckte. Indem die ständische Gesellschaftsordnung zerbrach und eine funktional differenzierte Gesellschaft enorme Leistungen in all ihren Funktionssystemen hervorbrachte, wurde der Einzelne nicht mehr als ganze Person, sondern nur noch über Rollen (Wähler, Konsument, Student etc.) in die sich ausdifferenzierenden einzelnen Systeme (Politik, Wirtschaft, Bildung etc.) integriert. Damit ergaben sich neue Freiheiten. Freilich lagen sie jenseits der immer präziser werdenden Rollenerwartungen, die die kulturkritischen Beobachter an die Personenzuschreibungen des ständischen Gesellschaftsmodells – zu kurz – anschlossen. Sie lagen in der Fähigkeit und Notwendigkeit für den Einzelnen, seine persönliche Biographie durch die Abstimmung zwischen verschiedenen Rollen und Rollenerwartungen herzustellen. Sie lagen auch in den Möglichkeiten und Sicherheiten, die die Ausweitung des Staatszugriffs und die in der zweiten Jahrhunderthälfte sichtbar werdende Wohlfahrtssteigerung mit sich brachten. „Nur im Westen und in jüngster Zeit waren die wirtschaftlichen und sozialen Bedingungen gegeben, dass sich menschliche Individualität zur vollständigen Autonomie mit Ablösung von Gruppenbindung aller Art weiterentwickeln konnte.“ (Reinhard 2004, 266). Nur die westliche Moderne, so können wir das Argument von Wolfgang Reinhard allgemeiner reformulieren, hat so weitgehende Strukturierungen hervorgebracht, dass ein hohes Maß an Individualität möglich wird. Allerdings geschah dies nicht in einer linearen Entwicklung, sondern in einem von Retardierungen immer wieder unterbrochenen, uneinheitlichen Prozess, der im Folgenden skizzenhaft dargestellt werden soll.

Skizze historischer Entwicklung

In der seit Koselleck so bezeichneten Sattelzeit um 1800 verlor die schichtenspezifische Differenzierung deutlich an Kraft. Verschiedentlich ist gezeigt worden, wie ständische Erziehungsmuster, Heiratsordnungen, Verhaltensweisen in die Kritik gerieten, oft nicht mehr beachtet wurden. Die Vision einer klassenlosen Bürgergesellschaft trat in den Vordergrund. Das Individuum, befreit von allen ständischen Bindungen und nur sich selbst verpflichtet, war ein großes Thema der Kunst und auch der Alltagskommunikation. Aber die „Hochzeit des Individuums“ beruhte auf einer Täuschung. Denn nach der ständischen Gesellschaft kam nicht die grenzenlose Freiheit.

Bald schon griffen die Notwendigkeiten der funktionalen Differenzierung und konfrontierten die ständischen Zwängen Entkommenen mit neuen Zumutungen, mit denen sie nicht gerechnet hatten. Vielleicht können wir die zahlreichen gebrochenen Biographien, die das beginnende 19. Jahrhundert bereithält, auf diese Täuschung zurückführen (vgl. Frie 2004, 226-245).

Untersuchungen zum Bürgertum wie zum Adel zeigen, dass sich in den 1830er und 1840er Jahren die Möglichkeitsräume der Jahrhundertwende im Bewusstsein wie in der Praxis der Handelnden wieder schlossen. Die Rollenerwartungen und Kommunikationszumutungen der sich ausbildenden ökonomischen, politischen, kulturellen Systeme wurden mehr und mehr internalisiert. Langsam schlossen sich personale Rollen gegeneinander ab. Es entstanden dominante Rollen (bei Männern: Berufsrollen), die mehr und mehr von den anderen Rollen abgeschottet wurden und eigene Rationalitäten entwickelten. Ständische Zuschreibungen, die auf den ganzen Menschen in seiner ständischen Qualität zielten, verblassten immer mehr. Dafür traten funktionale Anforderungen in den Vordergrund, die nicht mehr den ganzen Menschen, sondern die für das jeweilige System funktionale Rolle betrafen. Die *eine* ständische Person, deren Individualität durch ständische Zuschreibungen gleichzeitig begrenzt und ermöglicht wurde, schien sich in einer Mehrzahl von systembedingten Rollen aufzulösen, die Individualität als je persönliches Zusammenführen von auseinanderstrebenden Rollen gleichzeitig ermöglichten und gefährdeten.

Die Gefahren der Pluralisierung von Biographien wurden im 19. Jahrhundert begrenzt durch neuartige Sinnwelten, die die Individuen stützten, und den Zusammenhalt der bedrohlich weit sich von einander entfernenden Systemlogiken für den Einzelnen ermöglichten. Hierzu zählten die sozialmoralischen Milieus, die im Falle der Sozialdemokratie und des Katholizismus eine Zeitlang Menschen von der Wiege bis zur Bahre mit Sinn versorgten. Hierzu zählte das bürgerliche Lebens- und Familienmodell. Hierzu zählten die neuen adeligen Selbstbeschreibungen, die in Familienschichten und Adelsvereinigungen ihren Ausdruck fanden.

Eine schöne Spur für diese Entwicklung findet sich bei Bismarck, der einmal die menschlichen Leidenschaften mit den Forellen in einem Teich verglichen hat. „Eine frisst die andere auf, bis nur mehr eine dicke alte Forelle übrig bleibt. Bei mir hat im Laufe der Zeit die Leidenschaft zur Politik alle anderen Leidenschaften aufgefressen.“ (Gall 1983, 709). Die Metapher für die Politik als der für Bismarck immer dominanter werdenden Berufsrolle stammt noch aus der Landwirtschaft, dem adeligen und frühneuzeitlichen Grundmodell menschlicher Existenz. Es gibt die Trauer um den in der harten Männerwelt des 19. Jahrhunderts verloren gegangenen ganzen Menschen (anders als in der Generation um 1800, als der Auszug aus den ständischen Logiken der Frühneuzeit die Befreiung gewesen war). Aber die Verberuflichung des Mannes und die Ordnung des Lebens von dieser dominanten Berufsrolle her ist die Realität. Sie schafft aber ihrerseits auch wieder eine Art von Befriedigung, die die Verluste kompensiert.

Das Dilemma der sich verändernden Systemdifferenzierung, die Befreiung aus Bindungen und Individualisierung ermöglicht, gleichzeitig aber Rollenspezifizierung und eine individuumgefährdende Aufspaltung von Rationalitäten bedingt hat, wurde am Ende des langen 19. Jahrhunderts zunehmend dramatisiert. Dabei erschien die nach Personen, und nicht nach Rollen ordnende Welt der Vormoderne ebenso im Zwielicht wie die zukünftige Welt der nachrevolutionären Moderne. Jeffrey C. Ale-

xander hat dies am Beispiel Max Webers durchgespielt. „Auf der einen Seite steht die Desillusionierung und existenzielle Verzweiflung darüber, dass psychologische Reife und kulturelle Integrität nicht gewahrt werden können. Auf der anderen Seite steht unleugbar die Evidenz der wachsenden Autonomie und Stärke des Einzelnen. Diese beiden Pole verkörpern das Paradox des 20. Jahrhunderts.“ (Alexander 1993, 54). Denn wenn auch Kunst und Literatur des fin de siècle sich am Problem von Individuum und Gesellschaft abarbeiteten, entstand doch – anders als ausgangs des 18. Jahrhunderts – keine neue Gesellschaftsstruktur, sondern zunächst eine tiefe Erschütterung der funktional differenzierten Gesellschaften und dann eine radikalisierte Form derselben.

In den Kriegen und Katastrophen des Weltbürgerkriegs 1914-1945 wurden die Eigenlogiken der gesellschaftlichen Subsysteme in Deutschland zeitweise zurückgebogen und unter das Diktat sich ihrerseits schnell auffächernder politischer Machtentfaltung gebracht. In den Notzeiten der Nachkriegsjahre brachen Systeme zwischenzeitlich ganz zusammen. Dadurch entstanden „Löcher“ in rollenspezifizierten Biographien, die nachlebende Biographen vor große Schwierigkeiten stellen. Die Schicksale von Konrad Adenauer oder Adam Stegerwald im Dritten Reich sind hierfür gute Beispiele. Aber: Die Rollenspezifizierung selbst wurde nicht zurückgenommen – mit Ausnahme vielleicht der extremen Notzeiten direkt nach dem Zweiten Weltkrieg, als die staatliche Organisation wie die gesellschaftliche Struktur vorübergehend vollständig zusammenbrach.

Nach 1945, vor allem aber seit den 1960er Jahren beschleunigten sich Systembildung und Rollendifferenzierung. Gleichzeitig lösten sich die individuumsstützenden Sinnwelten des 19. Jahrhunderts, die Milieus, die bürgerliche bzw. adelige Selbstbeschreibung, allmählich auf. Menschen waren nun gezwungen, ihre Biographie vom Individuum her auf der Grundlage fragiler Sinnangebote selbst zu gestalten: „Dem Menschen bleibt heute nur noch die Möglichkeit, unter wechselnden historischen und gesellschaftlichen Bedingungen eine zusammenhängende Lebensgeschichte, eine Biographie als Überrest von Identität zusammen zu bringen. Das Individuum als Flickwerk?“ (Reinhard 2004, 283; vgl. Beck/Beck-Gernsheim 1993).

Individualisierung, Strukturierung und bereitliegende Kulturmuster gehören zusammen

Man kann nicht Person ohne Gesellschaft haben. Alle Rede von der zunehmenden Individualisierung reproduziert ohne Einbeziehung der zunehmenden Komplexität der Strukturen eine unbewussten Ablendung. Das Gleiche gilt umgekehrt für die Rede von der immer stärkeren Einbindung der Menschen in freiheitsgefährdende Strukturen. Hinzu kommt, dass Individualisierung nur auf der Grundlage kultureller Sinnproduktion möglich ist. „Mensch zu werden heißt nichts anderes als Individuum zu werden, und zu Individuen werden wir nur unter Anleitung von Kulturmustern, von historisch geschaffenen Bedeutungssystemen, mit deren Hilfe wir unserem Leben Gestalt, Ordnung, Richtung und Ziel geben.“ (Geertz 1992, 79).

Abhängigkeit von der in Rede stehenden Zeit

Weil Individualität, Strukturierung und Sinnproduktion ihre Stellung zueinander im Laufe der letzten 200 Jahre dramatisch geändert haben, muss die Biographie ihre

Erzählweise und ihre Struktur von der in Rede stehenden Zeit wie von der Gegenwart des Erzählers abhängig machen. Dabei sind die Selbstbeschreibungen der jeweiligen Zeitgenossen als Symptome, und nur mit großer Vorsicht als Diagnose aufzunehmen. Nur dann werden die Erfahrungsvorsprünge und die Sichtblenden der Zeitgenossenschaft, wie die Beispiele Burckhardt und Weber zeigen, gleichermaßen produktiv.

Abhängigkeit von der Fragestellung

Es ist ein lohnendes Ziel, in einer Biographie die Möglichkeit des Menschseins in einer Epoche zu verhandeln. Dann muss nicht unbedingt ein politisch, ökonomisch, künstlerisch oder sonst wie herausgehobener Akteur im Mittelpunkt stehen. Dann muss die Biographik radikal betrieben werden, von den Akteuren und der „finsternen Innerlichkeit ihres Bewusstseins“ (Luhmann 1997, 202) her Strukturen und Sinnangebote in den Blick nehmen. Die Darstellungstechnik dürfte dann abhängig davon sein, wie Individualität, Strukturierung und Sinnproduktion zueinander stehen – und, natürlich: welche Quellen überhaupt vorhanden sind (vgl. Ondaatje 1997).

Die meisten Biographien aber werden wohl nach wie vor herausgehobene Personen in den Mittelpunkt stellen. Dann ist das Darstellungsproblem weniger deutlich ausgeprägt, weil die dominante Rolle, die einen Menschen zur Person der (Zeit-) Geschichte gemacht hat, im Vordergrund steht, und der Rest als Umwelt vom Zentrum her behandelt werden kann.

Das mir gestellte Thema gibt es, so ist zu resümieren, nicht unabhängig von der in Rede stehenden Zeit und dem verfolgten Zweck. Das Problem, dass Biographien sich pluralisieren, oder, anders ausgedrückt, dass die Selbst- oder Fremdzuschreibung personalen Sinns in Zeiten beschleunigter Wandels von Strukturierungs- und Individualisierungsprozessen prekär werden, tritt spätestens seit dem Verblässen ständischer Personenfestlegung um 1800 immer wieder auf. Nicht jede biographische Darstellung muss diese Thematik in den Mittelpunkt stellen. Ich plädiere nicht für gebrochene Darstellungsformen um ihrer selbst willen, sondern dafür, die Darstellung dem Gegenstand und der Fragestellung angemessen zu wählen. Die Biographie ist keine Illusion. Aber sie ist dem historischen Wandel unterworfen und kann unter bestimmten Umständen bis hin zur Auflösung oder bis hin zur Versteinerung gefährdet werden. Für diese Phänomene sollten biographische Darstellungen sensibel sein.

LITERATUR

- Alexander, Jeffrey C. 1993: Die Dialektik von Individuierung und Herrschaft. Über Webers Theorie der Rationalisierung und über sie hinaus in: Ders.: Soziale Differenzierung und kultureller Wandel. Essays zur neofunktionalistischen Gesellschaftstheorie (Theorie und Gesellschaft 27), Frankfurt/M. – New York, 48-83
- Beck, Ulrich und Elisabeth Beck-Gernsheim 1993: Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften, Frankfurt/M.
- Burckhardt, Jacob 1978: Das Individuum und das Allgemeine (Die historische Größe) in: Ders.: Weltgeschichtliche Betrachtungen (hrsg. v. Rudolf Marx), Stuttgart, 207-248
- Frie, Ewald 2004: Vom Umgang mit dem Unwahrscheinlichen. Brandenburgischer Adel, preussische Reformen und deutsche Historiographie in: Frank Becker (Hg.): Geschichte und Systemtheorie. Exemplarische Fallstudien (Campus Historische Studien 37), Frankfurt/M. – New York, 226-245

- Geertz, Clifford 1992: Kulturbegriff und Menschenbild in: Rebekka Habermas und Niels Minkmar (Hg.): *Das Schwein des Häuptlings. Beiträge zur modernen Anthropologie*, Berlin, 56-82
- Gall, Lothar 1983: *Bismarck. Der weiße Revolutionär*, Frankfurt/M.
- Luhmann, Niklas 1997: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Frankfurt/M.
- Ondaatje, Michael 1997: *Buddy Boldens Blues*, München
- Reinhard, Wolfgang 2004: *Lebensformen Europas. Eine historische Kulturanthropologie*, München
- Weber, Max 1988: *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus* in: Ders.: *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I* (9. Aufl.), Tübingen, 1-206

Netzwerkanalyse und Biographieforschung – einige Überlegungen

Friedrich Lenger

In dem Maße, in dem die Biographie ihren Gegenstand in immer weiter gespannten sozialen, kulturellen und politischen Kontexten zu verorten sucht, werden auch allgemeinere Ansätze der Sozialforschung für sie relevant. Zu ihnen gehört die Netzwerkanalyse, deren Objekt seit einigen Jahren eine Schlüsselstellung in Selbstbeschreibungen unserer gegenwärtigen Gesellschaft einnimmt. Manuel Castells etwa sieht die Netzwerkgesellschaft als prägend für das von ihm analysierte Informationszeitalter an, wobei für ihn v.a. die „Aktienmärkte und die sie unterstützenden fortgeschrittenen Dienstleistungszentren“ die Knotenpunkte im „Netzwerk globaler Finanzströme“ darstellen (Castells 2001, 528/530).

In durchaus vergleichbarer Weise, wenngleich weniger auf die ökonomische Dimension zugeschnitten, rückt auch die Systemtheorie den Begriff des Netzwerks in den Mittelpunkt, wenn sie, wie Rudolf Stichweh, postuliert, „dass nur noch die Weltgesellschaft als das einzige auf der Basis der Operation Kommunikation selbst operativ geschlossene System für die Anwendung des Gesellschaftsbegriffs in Frage kommt.“ (Stichweh 2000, 246). Denn damit zeichnet sie das Bild der Weltgesellschaft als eines Netzwerkes, dessen kommunikative Knotenpunkte zwar nicht gleichmäßig über alle Weltregionen verteilt sind, aber gleichwohl alle territorialen Grenzen übersteigen. Die damit allenfalls benannten Entwicklungen der Sozialtheorie lenken also die Aufmerksamkeit auf Informationsströme und kommunikative Netze, obwohl diese im biographischen Zugriff wohl in der Regel nicht auf der Ebene der Weltgesellschaft erfasst werden müssen.

Hier bieten sich vielmehr die Ansätze der Organisationssoziologie, der Ethnologie und der Unternehmensberatung an, wie sie kürzlich Rainer Liedtke für die Erforschung der Kommunikationswege im europäischen Privatbankwesen des 19. Jahrhunderts nutzbar gemacht hat (Liedtke, 2004). Gerade die Unternehmensberatung zielt sehr direkt auf die Optimierung von Informationsflüssen in den kommunikativen Netzen von Betrieben oder anderen Institutionen ab. Das dazu entwickelte konzeptionelle Instrumentarium lässt sich durchaus auch in der biographischen Forschung verwenden, erleichtert es doch, den Ort des interessierenden Akteurs in sozialen Netzen genauer zu bestimmen, unabhängig davon, ob es sich um verwandtschaftliche oder freundschaftliche Beziehungsnetze, um vereinsmäßig organisierte oder medial vermittelte Netzwerke handelt. Ich greife im Folgenden einige dieser analytischen Konzepte, die ich in der Regel der Arbeit von Rainer Liedtke verdanke, heraus und veranschauliche ihre leicht zu verallgemeinernde Bedeutung meist anhand von Beispielen aus der Wissenschaftsgeschichte des ersten Drittels des 20. Jahrhundert. Die insofern syste-

matisch scheinende Vorgehensweise soll aber weder den Eindruck erwecken, hier sei ein reicher Schatz bislang unentdeckter theoretischer Konzepte zu heben, noch so tun, als hätten Biographen nicht längst die mit den zu behandelnden Begriffen beschriebenen Vorgänge berücksichtigt. Die Strukturierung der folgenden Ausführungen entlang einiger Schlüsselbegriffe der Netzwerkanalyse liegt also allein in dem unterstellten heuristischen Nutzen begründet.

Zur Struktur kommunikativer Netzwerke

Ein erstes häufig betrachtetes Charakteristikum von Netzwerken ist ihre symmetrische oder asymmetrische Struktur, also die Frage, ob der Informationsfluss zwischen den Knoten des Netzes einseitig oder in beide Richtungen verläuft. Reinformen dürften hier selten sein, doch wird man vorfindbare Verbindungen meist dem einen oder anderen Pol zuordnen können. Eher symmetrischer Natur dürften in der Regel Organisationen mit recht homogener Altersstruktur wie z. B. studentische Verbindungen u. ä. sein. So ist etwa für Werner Conze und Theodor Schieder gezeigt worden, wie prägend deren Zugehörigkeit zur Gildenbewegung junger Akademiker der späten 1920er und frühen 1930er Jahre gewesen ist (Haar 1997, 64f.). Hier ist auch die Querverbindung zur an anderer Stelle diskutierten generationellen Prägung offensichtlich. Letztere tritt im studentischen Verbindungswesen ein wenig zurück, beruht dieses doch gerade auf der Generationen übergreifenden Vernetzung von Aktiven und Alten Herrn, die zugleich die Symmetrie einschränkt, den oft ganz unmittelbaren karrieremäßigen Nutzen für die Beteiligten aber sicherlich erhöht. Lutz Hachmeister hat anhand der Biographie von Hans Martin Schleyer vorgeführt, wie wichtig für diese Zeit seines Lebens die Mitgliedschaft im Corps „Suevia“ gewesen ist, obwohl er als NS-Studentenführer vorübergehend in scharfen Konflikt mit „seiner“ Verbindung geriet (Hachmeister 2004).

Ein klassisches Beispiel für ein asymmetrisches Netzwerk wäre etwa das vor kurzem von Rainer Liedtke eingehend erforschte Agentensystem der Rothschilds im 19. Jahrhundert, das fast keinen Informationsfluss in Richtung der zahlreichen Agenten kannte. Asymmetrisch dürften in aller Regel aber auch die Lebenslauf prägenden Beziehungen zu Vätern und Mentoren sein, z. B. die zwischen Doktoranden und Doktorvätern, bzw. -müttern. Wolfgang Webers wohl allzu schematischer Versuch, die Geschichte der deutschen Geschichtswissenschaft als Abfolge letztlich auf Ranke rückführbarer Beziehungsnetze zu konzipieren, hat das sehr deutlich gemacht (Weber 1987). Seine gleichsam genealogische Grundperspektive verstellt aber den Blick für ein, wie ich denke, durchaus typisches Merkmal nicht nur asymmetrischer Vernetzungen, nämlich die Verknüpfung von Netzen.

Ein wie alle weiteren nicht näher belegten Beispiele einer eigenen biographischen Darstellung entlehntes Exempel mag dies deutlicher machen (Lenger 1994): Die Beziehungen des jungen Sombart zu seinem Vater wie zu seinem Doktorvater waren in den späten 1880er Jahren sicherlich asymmetrisch. Von ersterem war er finanziell abhängig, während Gustav Schmoller den Zugang seiner Doktoranden zu prestigeträchtigen Publikationsorten und wissenschaftlichen Diskussionsforen kontrollierte. Vater wie Doktorvater spielten darüber hinaus nicht nur im Verein für Socialpolitik, der Schlüsselinstitution der Staatswissenschaftler dieser Jahre, eine führende Rolle, sondern gehörten auch zu dem von Friedrich Althoff, der Zentralfigur der preußischen

Wissenschaftsverwaltung, unterhaltenen Zirkel von Informanten und Gutachtern. Nun wird man mit Blick auf die beruflichen Entscheidungen Althoffs seine Beziehungen zu Sombart sen. und zu Schmoller gleichfalls kaum als symmetrisch beschreiben dürfen, und doch vermochten sie dem jungen Nationalökonom Zugang zu Beziehungsnetzen zu verschaffen, die seine gleichermaßen frühe wie überraschende Berufung nach Breslau begünstigt haben werden. Der hiermit angesprochene Wirkungszusammenhang rückt den Begriff des Netzwerks in die Nähe der Seilschaft, eine Nähe, die in dem Begriff des „old boys' network“ schon enthalten ist, doch scheint mir ein genauerer Blick nötig. Denn Sombart sen. und Schmoller verschafften ihrem Zögling nicht nur Zugang zu einem Beziehungsnetz, das ihm sonst verschlossen geblieben wäre, sondern sie bürgten gleichsam für seine Bonität. Diesen Vorschuss, das sollte Sombart später schmerzhaft erfahren, konnte man durchaus verspielen. Wie ihm Max Weber die Differenz in einem Brief erläuterte, beruhe seine, also Webers, duldsame Behandlung auf „einem Grunde, von dem Sie mir, denke ich, glauben werden, dass ich ihn äußerst wenig schmeichelhaft finde: ich stehe im Verdacht ein so höchst moralischer Mensch zu sein! Und das deckt alle sonstige Insuffizienz! Denn: im Grunde, so denken diese Herren, muss er doch zu uns halten.“ (Weber 1998, 606).

Das sollte zwar dem antibourgeois Gestus des nicht mehr so jungen Sombart schmeicheln, änderte aber nichts an der Tatsache, dass das Nichtdazugehören Konsequenzen hatte, auch und nicht zuletzt für die berufliche Karriere des Nationalökonom. Der Begriff der Seilschaft bringt m. E. diese Ambivalenz nicht angemessen zum Ausdruck. Denn die in den Beziehungsnetzen, an die Sombart nur indirekt und asymmetrisch angekoppelt war, zirkulierenden Informationen konnten eben förderlich und hinderlich sein, auf Patronage wie auf Diffamierung oder Diskriminierung zielen. Dabei musste man sich letztere nicht unbedingt wie Sombart „verdienen“; es reichte auch, wie z. B. Georg Simmel, jüdischer Abstammung zu sein oder, wie Robert Michels, der Sozialdemokratie zugerechnet zu werden.

Zentralität und Kristallisation

Die bislang v. a. in den Blick genommenen asymmetrischen Netzwerke sind zugleich solche, die von hoher Zentralität gekennzeichnet sind, rührt doch die Asymmetrie von Informations- und Machtvorsprüngen her, die sich häufig an einem Ort, in einer Person konzentrieren. Mit der Rede von der Spinne im Netz ist dieser Aspekt der Zentralität in die Umgangssprache eingegangen, wenngleich in missverständlicher Form. Denn zum einen wären die räuberischen Instinkte der Spinne für Erhalt und Ausbau des Netzes hinderlich, da dieses eben gerade nicht von der Spinne allein gewoben wird, und zum anderen verstellt das Bild von der Spinne im Netz den Blick dafür, dass die Macht der Zentrale typischerweise von der Überlappung mehrerer Netze abhängig ist. Schmollers Zentralität, um eine bereits eingeführte Person als Beispiel zu bemühen, rührte eben nicht zuletzt daher, dass er als Vorsitzender zentraler Organisationen, als Herausgeber von Schriftenreihen und Jahrbüchern, als einflussreiche Persönlichkeit in der Berliner Hochschule und der preußischen Verwaltung seiner Klientel – seien es Doktoranden oder Kollegen, Sozialpolitiker oder Verwaltungsbeamte - Zugang zu Informationsnetzen und Einflusskanälen zu versprechen vermochte, die diesen sonst verschlossen blieben. Und dieses Versprechen dürfte wichtig für die

Bereitschaft seiner Klientel gewesen sein, überhaupt periphere Positionen in hochgradig zentralisierten Netzen zu bekleiden.

Die damit hoffentlich anschaulicher gemachte Hypothese lässt sich aber auch ex negativo begründen. Der gleichfalls bereits eingeführte Werner Sombart ist hierfür ein gutes Beispiel. Zwar bekleidete er im Laufe seiner langen Karriere kaum weniger einflussreiche Positionen als sein Doktorvater Schmoller, doch führte dies zu keiner vergleichbaren Machtkumulation. Das liegt nur zum Teil an der mangelnden zeitlichen Synchronizität, in erster Linie aber daran, dass in Sombarts Netzen häufig keine konvertiblen Kapitalsorten flossen. Seine Freundschaft zu Carl und Gerhart Hauptmann, Walther Rathenau und Felix Deutsch war z. B. für sein gleichzeitiges Wirken in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie weitgehend ohne Belang. Letzteres berührte sich zwar mit seiner Mitgliedschaft im Verein für Socialpolitik, kaum aber mit seiner Führungsrolle in der Gesellschaft für Soziale Reform. Seine dort wichtigen guten Kontakte zu führenden Vertretern der Arbeiterbewegung wiederum kümmerten weder die Soziologen seiner Zeit noch seine Mitherausgeber Richard Strauß und Hugo von Hofmannsthal, mit denen er den „Morgen“ herausgab, eine kulturkritische Zeitschrift, deren Leserschaft sich kaum mit der des gleichfalls von Sombart mit herausgegebenen „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“ überschneiden dürfte. Für die Biographik schiene es von daher sinnvoll, den in der Netzwerkanalyse eingeführten Begriff der Zentralität um den in der Sozialstrukturanalyse bewährten Begriff der Kristallisation zu ergänzen, der die angesprochenen Überlappungen verschiedener Netze zum Ausdruck bringen könnte und so der bislang zweidimensionalen Netzwerkanalyse eine zusätzliche Tiefendimension gäbe.

Aus der Perspektive der Biographik können die genannten Charakteristika von Netzen und Netzwerken Interesse beanspruchen, weil sie konzeptionell die „Einbindung des Individuums in soziale, kulturelle und politische Zusammenhänge“ erleichtern, in der Hans-Erich Bödecker noch unlängst „die innovative Dimension der heutigen Biographik“ hat sehen wollen (Bödecker 2003, 21). Das gilt für einige weitere Charakteristika nicht in gleichem Maße, weil diese eben stärker auf das Gesamtnetzwerk und seine Leistungsfähigkeit verweisen und weniger den Ort des Einzelnen im Netz bezeichnen. M.E. gilt das für die Dichte der Vernetzung ebenso wie für die beiden eingeführten Unterscheidungen zwischen uniplexen und multiplexen Vernetzungen sowie zwischen starken und schwachen Beziehungen. Alle drei will ich im Folgenden etwas näher erläutern, wodurch hoffentlich deutlich wird, warum ich denke, dass hier die ohnehin schwer bestimmbare Grenze zwischen moderner Biographie und Prosopographie in Richtung der letzteren verschoben wird.

Intensität von Netzwerkbeziehungen

Beginnen wir mit der Dichte kommunikativer Beziehungen in Netzwerken, wie sie etwa der eingangs zitierte Manuel Castells für den elektronischen Datentransfer zwischen den Metropolen unserer Zeit nachgezeichnet hat. Für die Biographik wird diese Netzqualität eher eine Hintergrundinformation als den eigentlichen Untersuchungsgegenstand darstellen, denn sie interessiert – um das an Beispielen zu erläutern – weniger die Intensität des sozialpolitischen Gedankenaustauschs um 1900 als der spezifische Beitrag eines Gustav Schmoller oder Werner Sombart zu einer solchen Transfergeschichte, nicht die Quantität des nach 1918 noch feststellbaren internatio-

nenal Wissenschaftskontaktes als vielmehr Sombarts persönlichen Beitrag zu dessen Zusammenbruch. Ähnlich verhält es sich mit der uniplexen bzw. multiplexen Struktur eines Netzwerks, d. h. mit der Frage, ob zwei Knoten im Netz jeweils nur durch eine Beziehung verbunden oder durch vielfältige Beziehungen miteinander verknüpft sind, ob im Extremfall Netzteilnehmer nur ein oder zwei weitere Netzteilnehmer kennen und mit ihnen kommunizieren oder aber nahezu alle Akteure im Netz einander bekannt sind. So wäre, um erneut die Übertragung auf ein Beispiel vorzunehmen, die umfassende Kenntnis des Kommunikationsnetzes der Angehörigen der Deutschen Gesellschaft für Soziologie und seiner uni- bzw. multiplexen Struktur für eine Gesamtgeschichte der frühen deutschen Soziologie sicherlich von hohem Wert. Für die Biographie eines ihrer Gründerväter dagegen reicht es in der Regel wohl aus, den mit Hilfe der bereits eingeführten Kategorien der Zentralität und der Symmetrie bzw. Asymmetrie beschreibbaren Ort des Einzelnen im Gesamtgefüge zu bestimmen. Die hier vorgeschlagene Zurücksetzung von bestimmten Analysekatégorien hängt also einzig von der Frageperspektive ab.

Besser noch als anhand der letzten Beispiele lässt sich dies vielleicht anhand der in der Netzwerkanalyse verbreiteten Unterscheidung von starken und schwachen Beziehungen vorführen. Als starke Beziehungen könnte man verwandtschaftliche oder freundschaftliche Bande, vielleicht auch die mehrfach angesprochenen Schüler-Lehrer-Beziehungen des Wissenschaftsbetriebs betrachten, als schwache Beziehungen dagegen bloße Bekanntschaften oder auch den telefonischen oder elektronischen Informationsaustausch ohne persönliches Kennenlernen. Aus der Perspektive der Biographik dürfte nun gerade die Stärke einer Beziehung das Maß des Interesses abgeben, zumal ja die bereits angesprochene Kristallisation von Zentralität für die Verortung des Einzelnen im Gefüge von Machtbeziehungen entscheidend ist. Fragt man hingegen nach der Effizienz des Netzwerkes insgesamt, erscheinen die starken Beziehungen eher als funktionelles Hindernis. Denn zum einen binden sie Energien, die der Beziehungspflege selbst, nicht aber dem Informationsfluss zugute kommen. Und zum anderen fördern sie die Entstehung stärker mit einander verbundener Zirkel innerhalb des Gesamtnetzes, die dazu neigen, sich nach außen abzuschotten und schon dadurch den Informationsfluss zu hemmen. So gesehen macht die Rede von der Stärke schwacher Bindungen mit Blick auf das Gesamtnetzwerk Sinn, dessen funktionales Ideal die leichte Austauschbarkeit der einzelnen Netzknoten sein muss. Für die moderne Biographik dagegen verschwindet hier das Maß an Individualität, um deren soziokulturelle Bedingtheit und sinnhafte Konstruktion es ihr gerade geht, auch wenn sie sich von der Hypostasierung des Individuum ineffabile längst verabschiedet hat.

LITERATUR

- Bödeker, Hans Erich 2003: Biographie. Annäherungen an den gegenwärtigen Forschungs- und Diskussionsstand in: Hans Erich Bödeker (Hg.): Biographie schreiben, Göttingen, 9-63
- Castells, Manuel 2001: Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft (Reihe Das Informationszeitalter, Teil 1), Opladen
- Haar, Ingo 1997: „Revisionistische“ Historiker und Jugendbewegung. Das Königsberger Beispiel in: Peter Schöttler (Hg.): Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft 1918-1945, Frankfurt a.M., 52-103
- Hachmeister, Lutz 2004: Schleyer. Eine deutsche Geschichte, München

- Lenger, Friedrich, Werner Sombart 1994: Eine Biographie, München
- Liedtke, Rainer 2004: Kommunikationswege und Informationstransfer im europäischen Privatbankwesen des 19. Jahrhundert (Habilitationsschrift), Gießen
- Stichweh, Rudolf 2000: Zur Genese der Weltgesellschaft. Innovationen und Mechanismen in: Rudolf Stichweh: Die Weltgesellschaft. Soziologische Analysen, Frankfurt a. M., 245-267
- Weber, Max 1998: Briefe 1911-1912 (hg. von M. Rainer Lepsius und Wolfgang J. Mommsen; MWG II:7), Tübingen
- Weber, Wolfgang 1987: Priester der Klio. Historisch-sozialwissenschaftliche Studien zur Herkunft und Karriere deutscher Historiker und zur Geschichte der Geschichtswissenschaft 1800-1970 (2. Auflage), Frankfurt a. M.

Karriere durch Kontakte? Carl Diem und seine „Beziehungspflege“

Karl Lennartz

Diem, der am 24. Juni 1882 in Würzburg geboren wurde, entstammte einer kleinbürgerlichen Familie. Sein Vater versuchte sich erfolglos als Kaufmann. 1887 zog die Familie nach Berlin, und Diem besuchte das Französische Gymnasium, in dem ein Teil des Unterrichts in Französisch erteilt wurde. 1899 verschwand der Vater über Nacht nach Amerika. Diem musste sich mit seinem Bruder und seiner Mutter durch Heimarbeit ernähren. Er wechselte zum Friedrich Werderschen Gymnasium, das er als schwacher, allenfalls durchschnittlicher Schüler mit der Mittleren Reife verließ. Es folgte eine Lehre, erst im Eisenwaren-, dann im Tuchhandel. Schließlich arbeitete der junge Mann als Einzelhandelskaufmann bzw. Buchhalter.

Etappen einer Karriere als Sportfunktionär

Diem interessierte sich schon als Heranwachsender für den Sport. Er gründete mit Mitschülern Sportvereine (Möwe, Argo, Marcomannia), in denen er Leitungsfunktionen übernahm – Schriftführer, Herausgeber des Vereinsblattes, Trainer. Auch verfasste er bereits Artikel für Sportzeitungen und Schriften zum Training. Einige seiner Vereinskameraden übernahmen später Positionen in Sportverbänden.

1904 meldete er sich beim Militär als Einjährig-Freiwilliger mit der Erwartung, nach dem Jahr der Ausbildung die Offizierslaufbahn einschlagen zu können. Diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Ihm fehlten die entsprechende familiäre Herkunft und der finanzielle Rückhalt. Trotz dieser Enttäuschung achtete er bis ans Lebensende das Militärische, verachtete aber, wie er des Öfteren schrieb, „Kommissisches“.

Bereits 1903 war der Vorsitzende der 1898 gegründeten Deutschen Sportbehörde für Athletik, Georg Demmler, auf Diem aufmerksam geworden und bat ihn, Schriftführer dieses Verbandes zu werden. Diem muss in dieser Zeit schon an eine Funktionärslaufbahn gedacht haben. Ein Versuch, auch in den Vorstand des DFB gewählt zu werden, schlug allerdings fehl. 1904/05 wurde er Gründungsvorsitzender des Verbandes Berliner (später Brandenburgischer) Athletikvereine, 1907 Vorsitzender des Berliner Sportclubs und 1908 (bis 1912) Nachfolger von Demmler. Damit war er zeit lebens eine einflussreiche Person im Bereich der Leichtathletik. Er kannte dort jeden und jeder kannte ihn. 1912/13 gehörte er zu den Mitbegründern des Internationalen Leichtathletik-Verbandes. Nach einer vorläufigen Gründung 1912 während der Olympischen Spiele in Stockholm organisierte er die endgültige in Berlin und ließ sich in den Vorstand wählen. Die Freundschaft mit dem Präsidenten (1912-1946) und späteren IOC-Präsidenten Sigfrid Edström (1942-1952) dauerte ein Leben lang.

Im Berliner Sportclub eröffnete Diem eine eigene Offiziersabteilung, in der junge Leutnante Sport trieben, etwas Neues für die Armee, in der bisher nur exerziermäßig geturnt wurde. Einige der Offiziere, vor allem der spätere General Walter von Reichenau, nahmen in der Weimarer Reichswehr und dann unter Hitler bedeutende Positionen ein. Mitglied im BSC waren auch Prinzen des Hauses Hohenzollern. Für Prinz Friedrich Karl, der bei den vorgesehenen Olympischen Spielen 1916 in Berlin in der Leichtathletik an den Start gehen wollte, schrieb Diem sogar Trainingspläne. Für den Staffellauf Potsdam-Berlin, der von 1908 bis in die 60er Jahre zu den größten Sportereignissen der Hauptstadt gehörte, stiftete der Kaiser einen Preis, und zum ersten von Diem eingeführten und organisierten Hallensportfest der Leichtathletik erschien der Kronprinz als Ehrengast.

Olympische Verbindungen

1906 fanden Olympische Spiele in Athen statt. Die DSBfA (Deutsche Sportbehörde für Athletik) hatte nicht die finanziellen Mittel, ihren Geschäftsführer nach Athen zu schicken. Diem bot drei Berliner Zeitungen an, per Fernschreiber Berichte von den Spielen zu schicken. Seine Probeaufsätze waren erfolgreich. Nach seiner Rückkehr bot ihm Kurt Doerry, der Herausgeber von „Sport im Bild“ und zweifache Olympiateilnehmer, eine Stelle als Sportjournalist beim Scherl-Verlag an. Diem arbeitete dort von 1907 bis 1913. Er war einer der ersten hauptamtlichen Sportjournalisten. Er hatte die Fähigkeit, sachkundig und spannend das Wesentliche darzustellen. Dieses Talent nutzte er sein ganzes Leben lang, auch noch nach dem Zweiten Weltkrieg bei seiner Arbeit für den SID (Sportinformationsdienst). Als Sportjournalist lernte er den internationalen und vor allem in Berlin den deutschen Sport kennen. Viele der Sportler in Athen oder in Berlin wurden später bedeutende Sportfunktionäre. Von seinen zahlreichen Artikeln sind nur wenige im Diem-Archiv vorhanden. Es würde sich lohnen, die anderen in Zeitungsarchiven zu suchen und auszuwerten. Neben seiner Arbeit als Journalist schrieb sich Diem an der Berliner Universität ein und holte das an Bildung nach, was er als Heranwachsender versäumt hatte.

Zu den Olympischen Spielen in London 1908 fuhr Diem nicht. Wir kennen den genauen Grund nicht und können nur Vermutungen anstellen. Möglicherweise kam er mit Graf von der Asseburg, dem Vorsitzenden des DRAfOS (Deutscher Reichsausschuß für die Olympischen Spiele), nicht zurecht. Mit dessen Nachfolger von Podbielski (seit 1909) arbeitete er jedoch hervorragend zusammen. Der adelige ehemalige Minister schätzte den jungen Bürgerlichen, dessen Begabungen er für den deutschen Sport nutzte. Zu den Olympischen Spielen 1912 in Stockholm fuhr Diem als Vorsitzender und Mannschaftsleiter der Leichtathleten. Dort lernte er Avery Brundage kennen, mit dem ihn eine lebenslange Freundschaft verband. War es 1906 nur ein umfangreicher Aufsatz im Athletik-Jahrbuch 1907 gewesen, konnte Diem jetzt das erste deutsche Olympiabuch schreiben (drei Auflagen 1912). Bei der IOC-Session in Stockholm wurden die Olympischen Spiele für 1916 Berlin übertragen. Von Podbielski stellte Diem als Generalsekretär des Organisationskomitees ein. In den nächsten beiden Jahren bereitete Diem die Spiele mehr oder minder komplett vor. Viele seiner Ideen ließen sich erst 1936 verwirklichen. 1913 unternahm Diem mit Mitarbeitern des Organisationskomitees eine Studienreise in den Osten der USA, um herauszufinden, warum die amerikanischen Sportler so erfolgreich waren. Viele Sportler

und Universitätstrainer lernte er kennen. Vorher hatte er das Reichssportabzeichen eingeführt und die erste Fassung eines Spielplatzgesetzes formuliert. Weitere Fassungen folgten. In der Weimarer Zeit orientierten sich die Städte und Gemeinden beim Bau ihrer Sportstätten daran. Nach dem Zweiten Weltkrieg war Diem federführend am Goldenen Plan beteiligt.

Als Generalsekretär des Organisationskomitees Berlin 1916 besuchte Diem Coubertin. Die beiden harmonierten von Anfang an, vor allem was das Zeremoniell der Spiele betraf. Viele weitere Treffen folgten. Kurz vor seinem Tode 1937 übergab Coubertin Diems Internationalem Olympischen Institut seinen Nachlass. Diem war auch bei den Olympischen Kongressen 1913 und 1914 und den IOC-Sessionen zugegen, wo er das von ihm entworfene Programm der für 1916 geplanten Spiele vorstellte.

Sein Versuch, im Hinblick auf die Spiele 1916 auch Turnen und Sport zu versöhnen, scheiterte, auch sein Antrag, nach dem Krieg Geschäftsführer der DT zu werden. Die Turner fühlten sich vielmehr bestätigt, den internationalen Sport abzulehnen, als der Krieg ausbrach.

Kontakte zum Militär

Neben seiner Tätigkeit als Generalsekretär war Diem auch Geschäftsführer des Jungdeutschlandbundes. Diese Organisation war vom Reich bzw. der Armee als Gegengewicht zur freien Jugendbewegung gegründet worden und sollte der Förderung der Wehrbereitschaft dienen. Diem lernte dabei viele Offiziere kennen, die in der Weimarer Zeit und im Nationalsozialismus höchste Ränge einnahmen.

Beim Ausbruch des Krieges meldete sich Diem, wie viele Sportler und junge Funktionäre, freiwillig. Er kämpfte an der Westfront, zeichnete sich aus und wurde bald zum Leutnant befördert. Da der Generalsekretär des DRAFOS schon 1914 gefallen war und von Podbielski 1916 starb, wurde Diem des Öfteren nach Berlin zurückgerufen, um die Geschäfte des Dachverbandes zu führen. 1917 (bis 1933) wurde er Generalsekretär und maßgebend beteiligt an der Namensänderung vom Deutschen Reichsausschuss für Olympische Spiele zum Deutschen Reichsausschuss für Leibesübungen (DRAfL), die auf eine insgesamt veränderte Sportpolitik verwies. Diem gab dabei aber die Hoffnung auf eine spätere Rückkehr zum internationalen Sport nicht auf.

Zusammen mit dem Vorsitzenden des DRAfL, Theodor Lewald (1920-1933), gestaltete Diem überaus erfolgreich die Entwicklung des aufstrebenden deutschen Sports. Dabei pflegte er auch gute Beziehungen zu Fritz Wildung, dem Führer des Arbeitersports und zu Alexander Dominicus, dem Vorsitzenden der DT. Seine Kontakte reichten aber auch in den akademischen Bereich (Dr. med. h. c. und Prorektor der Deutschen Hochschule für Leibesübungen), in die kommunale, Landes- und Reichspolitik, in die Schulen (Kampf um die tägliche Schulstunde) und die Reichswehr hinein. Maßgeblich war er an der Rückkehr Deutschlands in den internationalen Sport und die Olympische Bewegung beteiligt. Der Generalsekretär des Deutschen Olympischen Ausschusses fuhr als Chef de Mission der deutschen Olympiamannschaften 1928 nach Amsterdam und 1932 nach Los Angeles.

Karrierebruch im Nationalsozialismus

Bei der Machtübernahme der Nationalsozialisten kam es zunächst zu einem Bruch. Diem musste als Prorektor der Hochschule für Leibesübungen zurücktreten, seine Frau, eine nach der Nomenklatur der Nazis „Vierteljüdin“, als Dozentin, mit ihnen viele weitere Lehrer. Im Jargon der Nazis galt die Anstalt als „Judenhochschule“. Grund für die Entlassung Diems war u. a. seine Weigerung, den Studenten das Tragen der SA-Uniform während der Vorlesungen zu erlauben. Er wurde in der NS-Presse als „weißer Jude“ beschimpft. Der DRAfL wurde aufgelöst, und Diem verlor die Positionen als Generalsekretär und Geschäftsführer des DOA.

Dann allerdings bewarb sich Diem vergeblich um die Stelle des Reichssportführers. Er wurde nicht berufen, weil Hitler einen langjährigen Parteigenossen ernennen wollte, weil Diem als konservativer Bürgerlicher in den Jahren zuvor der Deutschen Volkspartei nahe gestanden hatte und weil das Konzept, das er einreichte, mehr dem System des Weimarer Sports entsprach und nicht einem neuen, was auch immer die Nationalsozialisten darunter verstanden. Die Position eines Generalsekretärs des Organisationskomitees der Olympischen Spiele in Berlin 1936 konnte ihm bzw. dem OK-Präsidenten, dem „Halbjuden“ Lewald, allerdings nicht genommen werden. Das IOC hätte Berlin die Spiele entziehen müssen. Diem hatte einen Anstellungsvertrag bis 1948. Auch den akzeptierte die neue Sportführung.

Diese neue Sportführung lehnte Diem und Lewald zwar ab, bediente sich aber trotzdem ihrer Ideen und Fähigkeiten und ihres Beziehungsgeflechts im internationalen Sport. Diem akzeptierte dies wohl. Ein Gutachten des Gaus Berlin von 1939 zeigte aber, wie groß die Ablehnung und das Misstrauen Diem gegenüber geblieben waren. Der im selben Jahr gestellte Antrag auf eine Professur wurde abgelehnt.

Alte Beziehungen werden wieder gepflegt

Wenige Tage nach Ende des Krieges begann Diem mit Aufräumarbeiten auf dem Reichssportfeld. Bald war er an der Berliner Universität als Kommissarischer Direktor des Instituts für Körpererziehung und Schulhygiene tätig. Zusammen mit seiner Frau arbeitete er in einer Kommission des Magistrats von Großberlin, die Richtlinien für einen erneuerten Sportbetrieb formulieren sollte. Da er sich nach wie vor als Direktor des Internationalen Olympischen Instituts sah, versuchte er, sobald dies postalisch möglich war, Kontakt zu führenden IOC-Mitgliedern aufzunehmen, vor allem zu Edström und Brundage und in Deutschland Herzog zu Mecklenburg. Es ist erstaunlich, mit wie vielen Persönlichkeiten er in dieser Zeit Briefkontakte pflegte. Diem konnte aber nicht verhindern, dass das IOC zunächst auf Distanz zu ihm ging und eine eigene Zeitschrift gründete. Bei Versuchen, in Deutschland wieder ein NOK zu gründen, um an den Olympischen Spielen 1948 teilzunehmen, spaltete sich das Sportlager. Es gab eine Gruppe um Diem, Bauwens und den Herzog zu Mecklenburg und eine andere um Lindner und Sorg (SPD), die Diem heftige Vorwürfe wegen seiner Tätigkeiten in der NS-Zeit machten – eine erste „Welle“ von Diem-Kritik, die dann bis heute immer wieder aufflammte. Die Angriffe steigerten sich noch, als Diem 1949 von Bundeskanzler Adenauer zum Sportreferenten der Bundesregierung ernannt wurde.

Zahllos waren in dieser Zeit die Gesuche an Diem um Gutachten bei der Entnazifizierung. Viele fasste er ab, manche auch aus Gefälligkeit. Oft verweigerte er sich aber auch, manchmal in sehr schroffer Form.

Da er in Berlin für sich keine Zukunft sah, versuchte er zunächst in Frankfurt und Füssen und dann erfolgreich in Köln, eine Sporthochschule zu gründen. Er nutzte alte Beziehungen aus der Weimarer Zeit zu Köln (2. Deutsche Kampfspiele 1926). Von 1947 bis zu seinem Tod 1962 leitete er als Rektor und Honorarprofessor der Universität Köln die Sporthochschule. Er machte sie mit den von ihm „handverlesenen“ Lehrkräften und den vielen internationalen akademischen Verbindungen zu einer bis heute weltweit angesehenen sportwissenschaftlichen Einrichtung.

Gleichzeitig intensivierte er erfolgreich seine olympischen Tätigkeiten als Mitbegründer des NOK, der Deutschen Olympischen Gesellschaft und der Internationalen Olympischen Akademie.

Mitte der 50er Jahre waren die Vorwürfe gegen ihn anscheinend vergessen. Diem wurde zum bewunderten Sportprofessor, der zu Vorträgen in alle Welt eingeladen wurde, und zum „Mister Olympia“, der in der olympischen Bewegung ein begehrter Ratgeber war und zu allen Spielen als Ehrengast eingeladen wurde.

Altrock und Diem – zwei vergleichbare Biographien

Hans Joachim Teichler

Biographen arbeiten notwendigerweise Generations- und Funktionszusammenhänge heraus und greifen auf Vergleichsbiographien zurück, um trotz aller charakteristischen Gemeinsamkeiten die Individualität der politischen Dispositionen und persönlichen Mentalitäten bewerten zu können. In unserem Fall ist es daher nahe liegend, die Biographien von Carl Diem und Hermann Altrock miteinander zu vergleichen.

Gemeinsamkeiten vor 1945

Zwischen Carl Diem (geb. am 24.6.1882) und dem viereinhalb Jahre jüngeren Hermann Altrock (geb. 2.1.1887) gibt es – mit Ausnahme des klassisch akademischen Bildungsweges bei Altrock mit Abitur und Promotion und des mit dem Dr. h.c. gekrönten Selbststudiums bei Carl Diem ohne akademische Abschlüsse – zahlreiche Begegnungspunkte und biographische Parallelen. Beide gelten als Pioniere der Sportwissenschaft, die sich frühzeitig für eine wissenschaftliche Ausbildung der Sportlehrer einsetzten: Diem an der vom Deutschen Reichsausschuss für Leibesübungen 1920 gegründeten und staatlich anerkannten Deutschen Hochschule für Leibesübungen (DHfL) im Berliner Grunewaldstadion und Altrock zunächst an der benachbarten preußischen Landesturnanstalt und späteren Preußischen Hochschule für Leibesübungen in Spandau und später an der DHfL. Dort war Diem Prorektor, de facto aber Leiter der Hochschule, Altrock Leiter des Sekretariats. Beide waren in Theorie und Praxis auch in der Lehre tätig: Verwaltungslehre, Schneelauf durch Diem bzw. Geschichte, Ringen und Frauenrudern im Falle Altrocks (vgl. „Die Gliederung“ 1984, 127). Nach Werner Körbs (vgl. 1986, 173) war Altrock von 1921 bis 1925 als „Leitender Lehrer“ Mitglied des Kollegiums der DHfL. Beide publizierten die Ergebnisse ihrer Forschungen und Überlegungen in denselben Sammelbänden (vgl. Altrock 1926, 355-395; Diem 1926, 769-781; Altrock o. J. [1928], 636-649; Diem o. J. [1928], 177-188). Beide waren zum Zeitpunkt ihrer Zusammenarbeit in Sportorganisationen tätig: Diem als Generalsekretär des Deutschen Reichsausschusses für Leibesübungen (DRA), Altrock als Vorsitzender des Deutschen Turnlehrervereins (seit 1923), als Vorsitzender des Deutschen Frauenruderverbandes (seit 1920) und seit 1926 als persönliches Mitglied des DRA. In seinem Lebenslauf (1925) nennt Altrock zur Bewerbung in Leipzig das Jahr 1918 (vgl. Universitätsarchiv Leipzig, Rep. I/X Nr. 146, Bd.2). Kirste, dem wir die erste kurze Altrock-Biographie verdanken, gibt das Jahr 1920 an (vgl. Kirste 2001, 16-38). Während Diems Schwerpunkt im Sportorganisatorischen lag (seine Ämter waren höher angesiedelt und wurden hauptamtlich ausgeübt), konzentrierte sich Altrock auf die Wissenschaft (vgl. „Bibliographie“ 1979, 113-121) und führte seine Ämter ehrenamtlich. Politisch dürften Diem und Altrock weni-

ge Differenzen gehabt haben. Beide waren im Ersten Weltkrieg freiwillig Soldaten und von den „Ideen von 1914“ geprägt, die aber nicht vorschnell als „präfaschistisch“ eingestuft werden dürfen (vgl. Bruendel 2003, 312). Sie sahen Turnen und Sport als ein Mittel der „Erziehung zur Wehrhaftigkeit“ (Altrock 1926, 496), als einen „Ersatz des Heeresdienstes“ (Altrock 1925), als eine „wichtige Stütze vaterländischen Geistes“ (Diem 1942, 156), aber auch „als freudvolle Unterhaltung“ und wichtigen Beitrag zur Persönlichkeits- und Charakterbildung (ebd.). Mit dem Aufbau und der Entwicklung der Sportwissenschaft – so formulierte es Altrock in seiner mit Beifall aufgenommenen Leipziger Antrittsvorlesung –

(...) sollen wir mit Stolz auf die Leistungen unseres Volkes als Vorbilder der übrigen anfangen, an der harmonischen Vollendung unserer Persönlichkeit im Sinne der Alten zu arbeiten, getragen von dem Bewusstsein, so unserem Volke neue Bahnen zu öffnen, die es empor führen werden an jene Stelle, die wir einst vor allen Völkern in der Welt hatten und die zu erreichen wir wiederum hoffen und mit allen Kräften erstreben wollen. (Altrock 1926, 496)

Wie Diem sehnte sich Altrock in seiner Leipziger Antrittsvorlesung 1925 nach dem Manne und Führer, „der voll Mut und Mark und Mannheit zur rettenden Tat kommt und uns aufwärts führt, empor zum Licht und zu dem Platz an der Sonne ...“ (ebd.). Altrock verstieg sich sogar zu dem Wunsch, dass diese Führergestalt ein Nachfahre von „Brunhild und Siegfried“ sein sollte. Dieses Sehnen nach einer rettenden Führergestalt, von Diem bereits in seiner Einleitung zur Vorlesung „Persönlichkeit und Körpererziehung an der Deutschen Hochschule für Leibesübungen“ im Jahr 1923 vorgebracht (vgl. Diem 1942, 44-46), kam auch bei der akademischen Zuhörerschaft in Leipzig, unter der „die Professorenschaft aller Fakultäten“ (Fischer 1925) stark vertreten war, gut an. „Die temperamentvollen Ausführungen des neuen Sportprofessors fanden lebhaftesten Beifall bei der zahlreichen Zuhörerschaft, die den Hörsaal bis auf den letzten Platz füllte“ (ebd.), meldete die Lokalpresse, der diese politische Zuspitzung entgangen war. Offensichtlich entsprachen diese politischen Allgemeinplätze, mit denen für Volksgesundheit, Militärtauglichkeit und Führerausbildung geworben wurde, dem antidemokratischen Konsens der akademischen Mehrheit in der Weimarer Republik, so dass sie keinen eigenen Nachrichtenwert mehr hatten (vgl. dazu Sontheimer 1962; speziell für den Bereich der Universitäten Sontheimer 1966 und Buss 1975). Die „Führerfrage“ war überdies in den zwanziger Jahren ein in Publizistik und rechter Öffentlichkeit vieldiskutiertes Thema und schlug sich u. a. 1925 politisch in der Wahl Hindenburgs zum Reichspräsidenten nieder (vgl. Bruendel, 2003, 309). Dieser „Politische Messianismus“ (vgl. Schreiner 1998, 107-160) in den Geburtsjahren der Weimarer Republik wurde insbesondere von Historikern propagiert. Diem und Altrock waren hier also eher Plagiatoren. Sie kämpften für die wissenschaftlich-gesellschaftliche Anerkennung des Sports mit weitgehend identischen Argumenten. Beide sahen den Sportlehrer als Schönheitsbildner: „Er soll das Auge des Bildhauers besitzen; denn er hat Körper zu formen (Diem) – „Er ist Künstler am lebendigen Material“ (Altrock), wobei das griechische Schönheitsideal Vorbild war. Der regulär promovierte Altrock hatte 1925 zum WS 1925/1926 den Sprung auf eine außerplanmäßige Professur in Leipzig geschafft, ihre Lebenswege trennten sich. Während es Altrock gelang, in Leipzig ein achtsemestriges, gleichberechtigtes Lehramts-

studium (mit Hausarbeiten im Fach Leibesübungen und Promotionsmöglichkeiten) aufzubauen, blieb der Dr. h.c. med. Diem an der privaten, staatlich anerkannten DHfL in Berlin, wo er und seine Frau 1933 von den Nazis entlassen wurden. Daneben hatte er ab 1930 am Berliner Institut für Leibesübungen der Friedrich-Wilhelms-Universität einen Lehrauftrag, wie aus einem Schreiben Diems an den Rektor Spranger vom Juni 1945 hervorgeht. Diem verblieben nach 1933 seine olympischen Ämter. Er arrangierte sich später mit den neuen Machthabern mit dem Selbstbewusstsein des unersetzlichen Fachmanns und wurde z.B. 1939 kommissarischer Leiter des Gaus Ausland des NSRL (vgl. Teichler 1987, 42-91). Diese dokumentarisch belegte Karriere-Station wird in der Übersicht zu Leben und Werk Carl Diems (vgl. Carl und Liselott Diem-Archiv 1994, 7 ff.) immer noch ausgeblendet. Obwohl Altrock im Gegensatz zu Diem 1933 der NSDAP (Mitgliedsnummer 2988255) und dem NSLB (Mitgliedsnummer 222390), in den er seinen Deutschen Turnlehrerverein einbrachte, beitrug, geriet auch dieser in Fachfragen (Hochschulsport, Wissenschaftlichkeit der Sportlehrerausbildung, fakultätsangehöriger Professor oder Beamter des Reichserziehungsministeriums) in Konflikte mit den neuen Machthabern. Beide, die gemeinsam im Jahr 1933 die türkische Regierung berieten, aber nach Deutschland zurückkehrten, hielten an ihren fachlichen Grundüberzeugungen fest und warben weiter öffentlich für die Sache des Sports, wobei sie sich allerdings teilweise zeitgenössischer, nationalsozialistischer Argumente bedienten. Altrock berief sich bei seinem Kampf um den Erhalt der wissenschaftlichen Sportlehrerausbildung 1936 sogar auf Hitler, Rosenberg, Darré und Ley:

Die uns aber vom Führer gestellte Aufgabe gipfelt in der Schaffung der Rasse, die als Träger der nationalsozialistischen Weltanschauung auf dem schönen Menschen ruht, der organisch gesund und funktionell zu höchster Leistung befähigt ist, und der sich mit innerer Freude restlos bejahend zum Leben stellt.
(Altrock 1936)

Während Altrocks Artikel in der Leipziger Lokalpresse von der Zeitgeschichte des Sports noch nicht ausreichend gewürdigt worden sind, mit der Ausnahme von Kirste (2001), der aber diesen Artikel nicht würdigt, der auch nicht im Nachlass Altrocks im Leipziger Sportmuseum enthalten ist, sind Carl Diems Artikel im „Reichssportblatt“ oder im „Reich“ zum Gegenstand der öffentlichen Diskussion um Diem nach 1945 geworden. Im Gegensatz zu Diem, der nie der Partei oder einer Parteigliederung beitrug, wurde Altrock 1937 auch noch Mitglied der SA, die ihn als Sturmabteilungsführer eingliederte und in der er als Sportreferent wirkte. Die Mitgliedschaft geht aus einem NSDAP-Fragebogen aus dem Jahr 1944 einwandfrei hervor (vgl. auch Kirste, 2001, 24). Beide publizierten auch während der NS-Zeit, allerdings zu verschiedenen Themen, hielten öffentliche Vorträge, darunter auch einige in den letzten Kriegsjahren, die, wenn sie der Nachkriegsöffentlichkeit bekannt geworden wären, ihnen bei der Entnazifizierung Schwierigkeiten bereitet hätten. Das Bekanntwerden der „Sparta-Rede“ Diems vom 18. März 1945 vor einem Volkssturmlerngang und vor Hitlerjungen im Kuppelsaal des Sportforums im Reichssportfeld war 1995 Auslöser der zweiten großen Diem-Debatte in der Bundesrepublik. Die Rede Altrocks vor einem SA-Wehrkampfreferenten-Lehrgang im Juni 1943 im Institut für Leibesübungen ist Gegenstand einer parallelaufenden Untersuchung des Verfassers, die vom DSB unter-

stützt wird. Und beide hielten in dieser Zeit relativ engen Kontakt zu führenden Vertretern der geisteswissenschaftlichen Pädagogik: Diem zu Eduard Spranger (vgl. Lück 1995; Lück/Quanz 1995) und Altrock zu Theodor Litt. Im Leipziger Litt-Nachlass befinden sich einige sehr persönlich gehaltene Postkarten Altrocks. Für die Leipziger Recherche, die sich auf das gesamte Universitätsarchiv bezieht, bedankt sich der Autor herzlich bei Dr. Klaus Liebold (Leipzig). Insgesamt also – bei allen Unterschieden hinsichtlich der wichtigeren und zentraleren Positionen des viereinhalb Jahre älteren Diems – kann vordergründig eine außerordentliche Parallelität beider Lebensläufe als Zwischenergebnis festgehalten werden.

Unterschiede vor 1945

Diem stand mit seinen zahlreichen Auftritten und seiner zentralen Position als Generalsekretär der DRA und als faktischer Leiter der DHfL in Berlin ungleich mehr im öffentlichen Leben als Altrock. Seine kaisertreue und militärische Einstellung war so unübersehbar, dass Kurt Tucholsky in seinem fiktiven Radioprogramm zum fiktiven Tod des Kaisers im Jahr 1925 Diem die Gedenkrede halten ließ. Auf Diem wurde zurückgegriffen, wenn es galt, einen besonders konservativen Redner für die Reichsgründungsfeier zu finden. Seine „Germanenrede“, aus diesem Anlass gehalten 1932 an der Friedrichs-Wilhelms-Universität zu Berlin, ist mit dem Prädikat anti-humanistisch noch milde bewertet. Im gleichen Jahr 1932 trat er engagiert für ein autoritäres Regime unter Leitung der Reichswehr ein. Die Mitarbeit der DHfL im Reichskuratorium für Jugendertüchtigung stand außer Frage. Diem, der sich in der Reichspräsidentenwahl 1932 öffentlich zu Hindenburg bekannte, stand zweifelsohne im rechts-konservativen Lager und musste erleben, von den Nazis aus dem Amt an der Hochschule gejagt und als Vertreter des Weimarer Systems eingestuft zu werden, was er im Grunde nicht war. Folgerichtig scheiterte sein von Reichenau flankierter Versuch, sich um den Posten des Reichsportkommissars zu bewerben. Ihm blieb allein das Amt als Generalsekretär im Organisationskomitee für die Olympischen Sommerspiele 1936. Ein Beitritt in die NSDAP, wie ihn zahlreiche DRA-Ehrenamtliche und Hauptamtliche vollzogen, war ihm aus politischen und privaten Gründen verwehrt. Er wollte nicht, und die NSDAP wollte ihn auch nicht. Dank seiner internationalen Verbindungen und seiner Sachkenntnis übernahm er allerdings nach Kriegsbeginn die kommissarische Leitung der Auslandsabteilung des Nationalsozialistischen Reichsbundes für Leibesübungen und trat als Publizist und Propagandist für die Synthese von Sport- und Soldatentum ein. Ohne sich also formal gebunden zu haben, arbeitete Diem an relativ prominenter Stelle im Sinne des NS-Regimes besonders in der Zeit des Krieges weiter.

Dagegen unterschrieb Altrock, der sich in der Weimarer Zeit politisch kaum positioniert hatte, ein Treuebekenntnis der Leipziger Hochschullehrer für Adolf Hitler und trat – wie er später erklärte – auf Drängen seiner Assistenten der NSDAP bei, um im Kampf mit der SA um den Hochschulsport eine bessere Ausgangsposition zu haben. Mit seiner Mitgliedschaft in der NSDAP, im NSLB und (seit 1937) auch in der SA war Altrock formal wesentlich intensiver in das NS-Regime integriert als Diem mit seinem kommissarischen Amt im NSRL (seit 1939) oder als Leiter des vom RMI finanzierten Internationalen Olympischen Instituts (seit 1938). Trotz aller Anpassungsrhetorik in seinen Zeitungsartikeln und in den „Grundfragen der Leibeserzie-

hung“ (Altrock 1935) blieb Altrock bei den führenden Vertretern der NS-Leibeserziehung in Berlin (bei Krümmel und insbesondere Wetzels) stets persona non grata. Obwohl er international hoch angesehener Mitbegründer der ersten sportwissenschaftlichen Vereinigung war, verwehrten ihm die Hüter der reinen NS-Lehre die Teilnahme am Wissenschaftskongress bei den Olympischen Spielen in Berlin. In der Folge publizierte Altrock zu unverfänglichen und unpolitischen wissenschaftlichen Themen, wie Versehrten-sport, Sportstättenbau und Sport in Japan und verstummte im Bereich der Publizistik. Sein 1937 erfolgter Beitritt in die SA muss wohl vor dem Hintergrund einer Personalintrige, die ein folgenloses Parteigerichtsverfahren auslöste, und dem Kampf gegen seine Einverleibung in das Amt „K“ im Reichserziehungsministerium bzw. für den Erhalt seiner professoralen Unabhängigkeit in Leipzig gesehen werden. Diem dagegen entfaltete besonders 1940 eine rege publizistische Tätigkeit im „Reichssportblatt“ und im „Reich“, wo er den Anteil des Sports am militärischen Siegeslauf feierte. Als Geschäftsführer der deutsch-italienischen Gesellschaft und als Unterhändler bei der gescheiterten Einverleibung des IOC stellte er seine Verbindungen und sein Fachwissen weiter zur Verfügung und blieb bis zum Schluss im Rahmen der Truppenbetreuung als Redner im Einsatz, während Altrocks Arbeit mit Ausnahme seines Referates vor dem Leipziger Lehrgang der SA-Wehrkampfreferenten im Jahr 1943 auf die Sportlehrausbildung in Leipzig beschränkt blieb. Trotz dieser unterschiedlichen Wirkungskreise galt Diem nach 1945 zunächst als unbelastet, konnte weiterarbeiten und schrieb im Rahmen der Entnazifizierung „Persilscheine“, während Altrock sein Amt in der SBZ verlor und sich im Westen dem Entnazifizierungsverfahren unterziehen musste.

Gemeinsamkeiten nach 1945

Nach 1945 beginnt wieder die Reihe der Gemeinsamkeiten: Beide bemühten sich zunächst an ihrer alten Wirkungsstätte Berlin bzw. Leipzig selbstbewusst um eine Fortsetzung ihrer akademischen Karriere, die im Falle Diems 1933 ihr vorläufiges Ende gefunden hatte. Eine von Hitler 1939 befürwortete Professur „für körperliche Erziehung“ an der Berliner Universität war am Widerstand Krümmels (vgl. Ueberhorst 1976) im Amt für „Körperliche Erziehung“ des Reichserziehungsministeriums gescheitert, da Krümmel kaum daran interessiert gewesen sein dürfte, „einen Mann vom Format Diems neben sich zu wissen“ (Bernett 1971, 87).

Beide fühlten und sahen sich als Opfer und Gegner der Nazis; beide wollten 1948 Leiter der Arbeitsgemeinschaft der Institutsdirektoren (AID) werden und reklamierten damit für sich die führende Position in der Sportwissenschaft der Nachkriegszeit, die sie als Rektor der Deutschen Sporthochschule in Köln (Diem) und Altrock als Direktor des Instituts für Leibesübungen an der Johann-Wolfgang-Goethe Universität Frankfurt und als Leiter der AID auch tatsächlich einnahmen. Beide wurden später als Namensgeber von Wissenschafts-Preisen des Deutschen Sportbundes (DSB) geehrt und beide wurden nicht in das für die Aufarbeitung der NS-Vergangenheit bahnbrechende Werk von Hajo Bernett aus dem Jahr 1966 über die „Nationalsozialistische Leibeserziehung – Eine Dokumentation ihrer Theorie und Organisation“ aufgenommen.

Exkurs

Nach Vorwürfen – meist aus der DDR, aber auch aus dem Westen – , dass Diem wohl auch in diese Dokumentation gehöre, las Bernett damals noch einmal gründlich die „Olympische Flamme“, Diems Sammelwerk aus dem Jahr 1942, und stufte Diems dortige Aussagen als „zeitgebunden ein“: „Die ‚Feldgrauen‘ des Ersten Weltkrieges konnten eben nicht aus ihrer Haut, aber Diem hat diese Haut niemals braun über-tüncht“, war sein damaliges Urteil (Schreiben an Dieckert, 28.12.1966; Nachlass Bernett). Für Bernett war Diem „kein Repräsentant nationalsozialistischer Leibeserziehung“ (Schreiben an Sieger, 4.1.1967). Und in der Tat – man muss die rassistischen und nationalsozialistischen Tiraden der Herren Wetzel, Baeumer, Malitz, Tirala, Bode, Münch u.a.m. noch einmal komprimiert lesen, um zu verstehen und nachvollziehen zu können, wie Bernett zu dieser damaligen Differenzierung kam, die ihn dazu brachte, Diem „trotz einiger schwerwiegenden Konzessionen an den Zeitgeist (Sturmlauf durch Frankreich)“ sich „noch nicht dazu zu entschließen, CD der nationalsozialistischen Leibeserziehung zuzurechnen“ (Schreiben an Meusel, 3.7.67). Allerdings finden sich im bislang unveröffentlichten Material für eine zweite Auflage der „Nationalsozialistischen Leibeserziehung“ einige Altrock-Zitate und auch Diem wäre in eine Neuauflage mit einigen Passagen aufgenommen worden, vertraute Bernett in den 1980er Jahren dem Münsterschen Kollegen Langenfeld an.

Fazit

Altrock und Diem hatten mehr Gemeinsames als Trennendes, wenngleich die Konkurrenz um Stellen und Ansehen nicht zu übersehen ist. Der „Turnphilologe“ (vgl. Körbs 1986, 173) Altrock kann ebenso wie Diem als Pionier des Sports und der Sportwissenschaft bezeichnet werden. Beide – von den „Ideen von 1914“ geprägt – erwiesen sich angesichts des Sportbooms in der NS-Zeit als anfällig und arbeiteten als Teil der Funktionselite im NS-System über das erforderte Mindestmaß mit, woran sie berufliche und fachliche Differenzen zu den NS-Machthabern nicht hinderten. Diese wurden – wie am Beispiel Altrocks, der im Gegensatz zu Diem Mitglied der NSDAP und der SA wurde, demonstriert werden konnte – nach 1945 subjektiv als Gegnerschaft interpretiert. Beide waren nicht zu einer kritischen Selbstreflexion über das Ausmaß ihrer Verstrickung in das NS-System in der Lage. Angesichts der Bestrebungen, persönlich und beruflich nach 1945 zu überleben, ist dies in dieser Phase sogar nachvollziehbar. Trotz aller Kritik an der auch später fehlenden Selbstkritik der beiden Protagonisten bleibt als resignative Erkenntnis: Der Übergang von der Diktatur zur Demokratie nach 1945 führte in der bundesdeutschen Gesellschaft vielerorts zu einer „distanzschaffenden Verdrängung“ (Reichel 2001, 37), in der die berechtigten politisch-moralischen Maßstäbe von Emigranten, wie z.B. des SPD-Sportreferenten Heinrich Sorg, nur als störend empfunden wurden. Diem und Altrock müssen als prominente Beispiele und Protagonisten dieses Phänomens betrachtet werden: Einer inneren Haltung, die zwar das persönliche und berufliche Überleben sicherte, jedoch zugleich eine kritische Selbstreflexion über das Ausmaß der persönlichen Verstrickung in das NS-System ausschloss. Dass es zweifelsohne auf dem Gebiet des Sports und der Sportwissenschaft radikalere Vertreter und Anhänger des Nationalsozialismus gab als Altrock und Diem, erleichterte deren Selbststilisierung als unverzichtbare Fachvertreter für den notwendigen Wiederaufbau.

Die politische Amnestierung und die soziale Reintegration des Heeres der „Mitläufer“ waren auch nach Auffassung kritischer Zeitgenossen unvermeidlich (vgl. Kogon 1947, 641-655). Mit Norbert Frei muss aber auf dem historiographischen Gebot beharrt werden, „die Umstände und Bedingungen dieser Maßnahmen systematisch zu ergründen und dabei sowohl nach den politisch-moralischen Kosten als auch nach dem Spielraum für Distinktionen zu fragen“ (Frei 1977, 16 f.). Dies ist trotz der Pionierstudie Bernetts (1966) über die NS-Leibeserziehung, die weder Altrock noch Diem aufnahm, und der gründlichen Erforschung der Nachkriegszeit (vgl. z. B. Deutscher Sportbund 1991) für die Sportgeschichte insgesamt noch immer ein Forschungsdesiderat. Die NS-Verstrickung der Funktionsebenen des Sports und der Sportwissenschaft und die systematische Ausblendung und Verdrängung ihrer NS-Aktivitäten in der Nachkriegszeit müssen daher weiter thematisiert werden. Havemanns (2005) Untersuchung über den DFB in der NS-Zeit belegt die Dringlichkeit und Ergiebigkeit solcher Anstrengungen.

LITERATUR

- Altrock, Hermann 1925: Lebenslauf, (Universitätsarchiv Leipzig, Rep. I/X Nr. 146, Bd.2)
- Altrock, Hermann 1926: Die modernen Leibesübungen, ihr Werden und ihre kulturelle Bedeutung (Antrittsvorlesung an der Universität Leipzig), Deutsche Turnzeitung, Nr. 56, 495-498
- Altrock, Hermann 1926: Geschichte des Kampfsports in: Gustav Bogeng und Erich Adolf (Hg.), Geschichte des Sports aller Völker und Zeiten, Leipzig, 355-395
- Altrock, Hermann o. J. [1928]: Ringen und Schwerathletik in: Edmund Neuendorff (Hg.), Die deutschen Leibesübungen. Großes Handbuch für Turnen, Spiel und Sport, Essen an der Ruhr, 636-649
- Altrock, Hermann 1935: Grundfragen der Leibeserziehung, Leipzig
- Altrock, Hermann 1936: Das Gesetz der Schönheit in der Leibeserziehung, Leipziger Tageblatt vom 25. November
- Bernett, Hajo 1966: Nationalsozialistische Leibeserziehung. Eine Dokumentation ihrer Theorie und Organisation, Schorndorf
- Bernett, Hajo 1971: Sportpolitik im Dritten Reich, Schorndorf
- „Bibliographie der Veröffentlichungen von Hermann Altrock“ in: Erich Beyer (Hg.) 1979, Altrock. Ausgewählte Aufsätze und Beiträge zu Sport und Sportwissenschaft auf fünf Jahrzehnten, Schorndorf, 113-121
- Bruendel, Steffen 2003: Volksgemeinschaft oder Volksstaat. Die „Ideen von 1914 und die Neuordnung Deutschlands im Ersten Weltkrieg, Berlin
- Buss, Wolfgang 1975: Die Entwicklung des deutschen Hochschulsports vom Beginn der Weimarer Republik bis zum Ende des NS-Staates – Umbruch und Neuanfang oder Kontinuität? Diss. Göttingen
- Carl und Liselott Diem-Archiv (Hg.) 1994: Nachlass Carl Diem, Kassel., 7 ff.
- Deutscher Sportbund (Hg.) 1991: Die Gründerjahre des Deutschen Sportbundes: Wege aus der Not zur Einheit, Schorndorf
- „Die Gliederung der Deutschen Hochschule für Leibesübungen 1924“ in: Carl-Diem-Institut (Hg.) 1984, Dokumente zum Aufbau des deutschen Sports, St. Augustin, 173
- Diem, Carl 1925: Die Bedeutung des Sports, Allgemeine Zeitung, Chemnitz, 15. Juni, 156
- Diem, Karl 1926: Geschichte der Sportverwaltung in: Gustav Bogeng und Erich Adolf (Hg.), Geschichte des Sports aller Völker und Zeiten, Leipzig, 769-781
- Diem, Karl o. J. [1928]: Erziehungswerte des Wettkampfes in: Edmund Neuendorff (Hg.), Die deutschen Leibesübungen. Großes Handbuch für Turnen, Spiel und Sport, Essen an der Ruhr, 177-188

- Diem, Carl 1942: Sehnen nach einem Führer in: Olympische Flamme, Bd. 1, Berlin, 44-46
- Fischer 1925: Die erste Sport-Professur in Deutschland, Leipziger Tageblatt, 15. November
- Frei, Norbert 1977: Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit, München, 2. Aufl.
- Havemann, Nils (2005): Fußball unterm Hakenkreuz. Der DFB zwischen Sport, Politik und Kommerz, Frankfurt/M.
- Kirste, Jörg 2001: Hermann Altröck, in: Leipziger Sportwissenschaftliche Beiträge, St. Augustin, 16-38
- Kogon, Eugen 1947: Das Recht auf politischen Irrtum, Frankfurter Hefte 2, 641-655
- Körbs, Werner 1986: Vorgeschichte und Gründung der Sporthochschule Köln (1946-1948), Sankt Augustin
- Lück Helmut E. 1995: Zu Eduard Spranger und dessen Verhältnis zu Carl Diem und der Leibeserziehung. Manuskript eines Vortrages im Rahmen des Carl-Diem-Symposiums, Deutsche Sporthochschule Köln, 2. November
- Lück, Helmut E./Quanz, Dietrich R. (Hg.) 1995: Der Briefwechsel zwischen Carl Diem und Eduard Spranger, Sankt Augustin
- Reichel, Peter 2001: Vergangenheitsbewältigung in Deutschland. Die Auseinandersetzung mit der NS-Diktatur von 1945 bis heute, München
- Schreiner, Klaus 1998: Politischer Messianismus in der Weimarer Republik, Saeculum 49, 1. HalbBd., 107-160
- Sontheimer, Kurt 1962: Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik, München
- Sontheimer, Kurt 1966: Die Haltung der deutschen Universitäten zur Weimarer Republik in: Nationalsozialismus und die deutsche Universität. Universitätstage, Berlin
- Teichler, Hans Joachim 1987: Der Weg Carl Diems vom DRA-Generalsekretär zum kommissarischen Führer des Gaus Ausland im NSRL, Sozial- und Zeitgeschichte des Sports, 1, 42-91
- Ueberhorst, Horst 1976: Carl Krümmel und die nationalsozialistische Leibeserziehung, Berlin, München und Frankfurt/M.

Zum Beispiel Alfred Peters (1888–1974)

Jürgen Court

Der Beitrag widmet sich vor allem zwei klassischen biographischen Themen – erstens dem Verhältnis zwischen wissenschaftlichem Werk und Leben und zweitens dem Verhältnis von Anpassung und Widerstand unter totalitären Bedingungen –, die auch für eine Diem-Biographie von zentraler Bedeutung sind. Sein Sinn besteht darin, sie *exemplarisch* zu beleuchten, um in Vergleich und Kontrast Diems Persönlichkeit mit umso kräftigeren Farben ausmalen zu können – ein seit Plutarchs *bioi paralleloi* klassisches Verfahren. Als Exempel dient Alfred Peters, wie Carl Diem Weltkriegsteilnehmer, weil mit dieser Wahl auch eine präzise Verknüpfung der beiden Grundthemen möglich ist: Welche Bedeutung hat das Werk für die Frage nach dem Verhältnis von Anpassung und Widerstand?

In diesem Zusammenhang ist festzuhalten, dass Peters in der *Sportwissenschaft* ein großer Unbekannter geblieben ist: Während seine Doktorarbeit *Psychologie des Sports* (Peters 1927) bisweilen wenigstens noch erwähnt wird (Bernett 1975, 9; Scheuerl 1968, 81, 99, 115, 151; Court/Janssen 2003, 46, 49), ist sein Leben vollkommene *terra incognita*. Anders sieht es in der *Zeitungswissenschaft* aus, in der Peters gleichfalls promoviert und dann auch habilitiert wurde. Hier liegt seit 1999 eine grundlegende Münsteraner Dissertation vor, in deren Kapitel über Alfred Peters zum ersten Male zahlreiche Quellen und Archivalien zu Leben und Werk erschlossen wurden (Averbeck 1999).

In dieser Arbeit aber steht zum einen Peters als *Kommunikationswissenschaftler* im Mittelpunkt, während der für unsere Fragen wichtigen *Psychologie des Sports* nur wenige Zeilen gewidmet sind, und zum anderen hat Averbeck zwei wesentliche Quellen nicht oder nur marginal ausgewertet: Sie hat weder Peters' Personalakte aus dem Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung (Personalakte des Reichserziehungsministeriums in den Beständen des sog. NS-Archivs des MfS; ZB II 1924 A.4; Bundesarchiv Berlin = PA Peters, BA) noch dessen so genannte 'Entnazifizierungsakte' aus dem Nordrhein-Westfälischen Hauptstaatsarchiv Düsseldorf (Entnazifizierungsakte Alfred Peters; Best. NW 1018 Nr. 6057 = Entnazifizierungsakte Peters, HSTA) herangezogen. Vor allem für eine Interpretation von Peters' Sportpsychologie unter dem Blickwinkel „Anpassung oder Widerstand“ sind diese Akten jedoch unerlässlich und ergänzen neben Peters' Schriften die übrigen Archivalien, die auch bei Averbeck (1999) verzeichnet sind. In den folgenden biographischen Angaben kann daher in der Regel auf solche Quellenangaben verzichtet werden.

Curriculum vitae

Alfred Heinrich Peters entstammt einer katholischen Familie aus der rheinischen Industriestadt Krefeld. Dort wurde er am 13. September 1888 als ältestes Kind von Elisabeth Henriette und Emil Anton Peters, Schuhfabrikant und Lederwarengroßhändler, geboren. Nach dem Abitur an der dortigen Oberrealschule anno 1907 und einer einhalbjährigen Kaufmannslehre im väterlichen Betrieb widmete sich Peters vor und nach dem Ersten Weltkrieg umfangreichen Studien in Münster, München, Straßburg, Grenoble, Hamburg, Kiel, Berlin und Köln. Peters meldete sich im August 1914 als Kriegsfreiwilliger und nahm am Weltkrieg bis 1918 teil. Er erreichte den Rang eines Hauptfeldwebels und war Offiziersaspirant; Peters erwarb das Frontkämpfer-Ehrenkreuz und die Rot-Kreuz-Medaille.

Während Peters vor dem Weltkrieg Philosophie, Psychologie, Kunstgeschichte, Germanistik, fremde Sprachen und Geschichte studierte, legte er nach dem Krieg „unter der Nachwirkung des großen Erlebnisses“ (Lebenslauf v. 7.1.36, PA Peters, BA) nun das Hauptgewicht auf Staatswissenschaft, Gesellschaftslehre und Volkswirtschaft. Dieses „große Erlebnis“ mag auch der Grund dafür gewesen sein, dass Peters ca. 1918 aus der katholischen Kirche austrat und seine Religionszugehörigkeit als „dissidenten“ bzw. „gottlos“ angab und zum Beleg seiner „abweichenden Weltanschauung“ auf seine Veröffentlichungen verwies (Fragebogen Entnazifizierungsakte, HSTA), von denen an erster Stelle die *Psychologie des Sports* zu nennen ist, mit der Peters 1925 zum „Dr. phil.“ bei Max Scheler und Leopold von Wiese promoviert wurde. 1926 folgte an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Kölner Universität die Promotion zum „Dr. rer. pol.“ mit einer Arbeit über *Technische und ökonomische Rationalität* (Peters 1929). 1930 veröffentlichte Peters eine dritte Monographie *Die Zeitung und ihr Publikum* (Peters 1930).

Im selben Jahr 1930 heiratete Peters die Kielerin Paula Hüter (1898–1983); ihrer Ehe entsprangen zwei Kinder, Klaus (geb. 1931) und Gotrunne (geb. 1936). Während Peters' Frau in Köln als Ärztin praktizierte, besaß er selbst kein geregeltes Einkommen. Dieses bestand vielmehr aus der Unterstützung des Vaters (bis zum Bankrott der Firma in den zwanziger Jahren), des Schwiegervaters und seiner (d. i. Peters') Frau, aus kurzfristiger Mitarbeit in Zeitungsredaktionen, auf der Internationalen Presseausstellung 1928 in Köln („Pressa“) sowie aus dem Erlös aus kleineren journalistischen und wissenschaftlichen Beiträgen.

Wohl ab September 1931 war Peters im Rahmen eines Lehrauftrags „Sonderkursleiter“ für Zeitungswesen an der Wiener Hochschule für Welthandel; einen Lehrauftrag für die Universität Wien versagte ihm die Österreichische Regierung im Frühjahr 1933. Im November 1933 wurde Peters in Köln SA-Mitglied und erreichte als „weltanschaulicher Schulungsreferent“ (Dienstleistungszeugnis v. 23.11.1935 PA Peters, Bl. 7, BA) den Dienstrang eines Rottenführers. Schulungsvorträge hielt er auch als Mitglied des „Hilfsbunds der Deutsch-Österreicher“, früher: „Kampfring der Deutsch-Österreicher“ (Schreiben des „Hilfsbunds der Deutsch-Österreicher“ an den Referenten für Hochschulangelegenheiten im Kultusministerium v. 6.11.1935, PA Peters, Bl. 9, BA). Auerbecks (1999, 269–270) Behauptung, Peters sei auch Mitglied der SS gewesen, lässt sich in den Akten nicht belegen.

1937 trat Peters in die NSDAP ein und wurde 1939 mit seiner Schrift von 1930 *Die Zeitung und ihr Publikum* an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fa-

kultät der Universität zu Köln zum „Dr. rer. pol. habil.“ für das Fach Soziologie ernannt; 1940 erfolgte die Ernennung zum „Dozenten neuer Ordnung“ als „Beamter auf Widerruf“ an der Universität Wien. An der dortigen juristischen Fakultät lehrte Peters von 1940 bis 1944; verschiedene Versuche der Berufung auf eine unbefristete Professur schlugen fehl.

Das Ende des Zweiten Weltkriegs verbrachte Peters, der aufgrund eines Knieleidens vom Kriegsdienst befreit war, in Burscheid bei Köln. Von 1948 bis 1952 unterrichtete Peters an der 1945 neu gegründeten „Ersten deutschen Journalistenschule“ in Aachen. Er verstarb am 4. Januar 1974 im Alter von 85 Jahren in Köln.

Anpassung oder Widerstand?

In ihrer Antwort auf die Frage, ob Peters „im Dienste des Nationalsozialismus oder dem Nationalsozialismus zu Diensten“ gestanden habe, führt Averbek zwar Belege dafür an, dass Peters in seinen ab 1938 gehaltenen Lehrveranstaltungen sehr wohl eine „völkisch“ und „rassetypologisch“ verbrämte Zeitungswissenschaft lehrte“, und folgert, dass er sich „allein durch den öffentlichen Gebrauch NS-typischer Begriffe an der Verbreitung nationalsozialistischen Ideenguts beteiligte“. In ihrem Gesamturteil zieht sie jedoch den Schluss, dass die „Frage nach der *inneren* Identifikation mit dem Nationalsozialismus an dieser Stelle nicht beantwortet werden kann“, und vertritt die These einer seit „1933 zur Schau getragenen politischen Konformität an Nazi-Deutschland“, die Folge von Peters' großer beruflichen und familiären Ungewissheit gewesen sei (Averbek 1999, 269–270, 278–279).

Wie stellt sich diese These im Lichte der von Averbek nicht berücksichtigten Quellen dar? Tatsache ist, dass Peters im November 1947 im Entnazifizierungsverfahren von der Spruchkammer in die Kategorie „V“, also als „entlastet“ mit dem Vermerk eingestuft wurde: „special case. Anti Nazi according to attached documents“. Diese beigelegten Dokumente sind vor allem Peters' eigene Erläuterungen zum Fragebogen, Zeugnisse Wiener Hörer über Peters' NS-kritische Position und eine Bescheinigung der Landesleitung der „seinerzeit geheimen antifaschistischen Kampforganisation 'Freies Österreich'“, dass Peters „persönlichen Anteil“ am „aktiven Widerstand“ dieser Organisation gehabt habe (dieses und die folgenden Angaben aus Entnazifizierungsakte Peters, HSTA).

Peters selbst begründet seinen SA-Eintritt 1933 und seine Mitgliedschaft in der NSDAP, wie er schreibt, „aus einem doppelten Dilemma heraus: endlich zu einem normalen Familienleben zu kommen, und dann, überhaupt in die ordnungsmäßige Hochschullaufbahn hineinzukommen.“ Für die Wiener Regierung habe er „vor der Besetzung Österreichs durch Hitler“ zwar als „frei von nationalsoz. Einflüssen“ gegolten, aber sich nicht habilitieren können, weil seinem Fach „Zeitungswissenschaft“ die nötige universitäre Wertschätzung gefehlt habe. Da zudem seine Frau mit Nachwuchs und Arztpraxis an den Wohnort Köln gebunden gewesen sei, habe er sich schon früh um eine Habilitation in Köln bemüht. Als Bedingung dafür habe er der Partei beitreten und vorher eine Probezeit in der SA absolvieren müssen. Unter dieser „Tarnung“ habe er sich aber nicht nur die Habilitation erhofft, sondern auch eine bessere Gelegenheit zur „Kampftätigkeit gegen die Verzerrungen und Vergewaltigungen in der damaligen Jugendarbeit“, als dies in der seitherigen Stellung als ‚Leiter von Sonderkursen‘ möglich war.“

Auf den ersten Eindruck präzisiert das Spruchkammerurteil die These einer bloß äußeren Anpassung von Peters und attestiert ihm sogar eine durchgängige *reservatio mentalis* dem Nationalsozialismus gegenüber. Denken wir jedoch alleine an literarische Zeugnisse wie von Victor Klemperer oder Erich von Salomon über die prinzipielle Fragwürdigkeit von Entnazifizierungsverfahren, so zeigt ein zweiter Blick, dass Peters' Fragebogen Zweifel an dieser Einstufung alleine durch das erweckt, was er *nicht* erhält: Verschwiegen hat beispielsweise Peters bei der Frage nach seiner Zugehörigkeit in NS-Organisationen seine Tätigkeit im „Deutsch-Österreichischen Kampf-ring“ um 1933 als auch bei der Aufstellung seiner Publikationen einen Aufsatz von 1940 in der „Zeitschrift für öffentliches Recht“ über „Die politische Lebenshaltung im totalitären Staate und die Unzeitgemäßheit der englischen Auffassung von ‘Politik’“ (Peters 1940).

Ein solches Weglassen ist m. E. aber wiederum auch kein Beleg für eine insgeheime Zustimmung, sondern schreibt lediglich die These seiner äußeren politischen Konformität aus persönlichen und beruflichen Gründen für die Zeit nach 1945 fort, in der er sich Hoffnung auf eine berufliche Tätigkeit an der Aachener Journalistenschule machte. Prüfen wir, in welchen Zusammenhängen Peters seine ideologische und politische Auffassung besonders deutlich geäußert hat, ist als durchgängiges Motiv erkennbar, dass Peters durch eine dezidierte Anpassung an die jeweils herrschende Linie einen Weg aus seiner in der Tat unbefriedigenden persönlichen und beruflichen Situation suchte. Peters besaß nachweislich erst 1931 im Alter von immerhin 43 Jahren sein erstes regelmäßiges, aber geringes Einkommen auf einer zudem untergeordneten universitären Position. Während 1931 und 1932 sein Jahreseinkommen aus Wiener Kolleggeldern und Zeitungsartikeln 1 000 Mark betrug, nahm er seit 1933 als Kolleggeld nicht mehr als 100 Mark im Jahr ein; seine Frau hingegen verfügte im Jahre 1939 aus ihrer Praxis über ein Einkommen von 1 500 Mark im Monat.

Ein Rechtsstreit verdeutlicht sehr schön Peters' Bemühen, sich angesichts einer unsicheren politischen Großwetterlage möglichst viele Optionen für eine Hochschul-lehrerlaufbahn offen zuhalten. Peters hatte 1929 seine zweite, sozialwissenschaftliche Dissertation beim Verlag der gemeinnützigen Kölner Studentenbourse publiziert. Nach dem Bankrott der väterlichen Firma und auch auf Drängen des Schwiegervaters bat Peters um einen Nachlass der Druckkosten und die Ausstellung einer Verlustfestsetzung. Als die Bourse im Februar 1933 stattdessen einen Zahlungsbefehl erließ, stellte Peters seine Zahlungen ein und wurde zu einer Zahlung ohne Gewährung eines Aufschubs verurteilt.

Um das Schreiben angemessen einordnen zu können, mit dem Peters daraufhin am 23. Februar 1934 den Dekan der Wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln „um Schutz gegen das geschilderte Vorgehen der Börse“ (Schreiben Alfred Peters an den Dekan der Wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln v. 23.2.1934; Promotionsakte Peters der Wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Fakultät; Zug 70/285; Universitätsarchiv Köln), ist daran zu erinnern, dass Peters im Februar 1934 einerseits in Österreich in einem Staat arbeitete, der für sein Gebiet die NSDAP verboten und Peters für die Universität Wien einen Lehrauftrag verweigert hatte, andererseits Peters aber sowohl für den Fall eines ‘Anschlusses’ Österreichs als auch einer Rückkehr nach Deutschland für eine berufliche Tätigkeit unter einer nationalsozialistischen Regierung vorbereitet sein musste. Während Peters im Spruchkammerverfahren 1947 auf seine Loyalität gegen-

über der christlich-sozialen Regierung Österreichs „vor der Besetzung Österreichs durch Hitler“ (Entnazifizierungsakte Peters, HSTA) verwiesen hatte, heißt es im Schreiben vom 23. Februar 1934: „Seit mehreren Jahren bin ich als Dozent in Wien tätig, ohne dort natürlich vorerst eine wirtschaftl. Basis zu haben. Aber auch die Entwicklung meiner dortigen Sache nach der ideellen Seite leidet naturgemäß unter der polit. Lage. Als Angehöriger der S.A. und Mitglied des ‘Kampfringes der Deutsch=Österreicher’ kann ich natürlich nicht leicht eine Garantie aufbieten, dass ich ‘keine nationalsozialist. Propaganda treibe’ ... Während man also in Wien unter den schwierigsten Verhältnissen für die deutsche Sache kämpft, fällt einem hier eine gemeinnützige Institution für Studenten in den Rücken.“

Peters’ Psychologie des Sports (1927)

Welche Bedeutung kommt nun vor diesem Hintergrund Peters’ *Psychologie des Sports* zu? Diese Arbeit von 1927 ist in ihrem 95-seitigen Ausführungsteil eine wort- und formatgleiche Buchausgabe der Druckfassung seiner Kölner Inaugural-Dissertation *Der Begriff des Sports*, die in der zur Doktorprüfung eingereichten und begutachteten Fassung noch „Phänomenologische Vorstudien zu einer Soziologie des Sports“ lautete. Eine Arbeit über den Sport entsprang Peters’ eigener Wahl, nachdem er zuvor zwischen verschiedenen Themen geschwankt hatte. Ordnet man diese Arbeit in ihre Zeit ein, so enthält sie typische Merkmale dessen, was Bernett (1982 127–130) als „Kulturkritik“ des Sports bezeichnet hat: Sport ist für Peters (1927, 58, 77, 91) eine „kulturelle Schmarotzererscheinung“; der Sportler, dem „alles nur ein Sport“ ist, betreibt ihn als Flucht „vor der eigenen Leere“ und ist „im tiefsten Grunde ein nihilistischer Typus“.

Als Beispiel aus der Wirkungsgeschichte übernimmt Alfred Baeumler (1934, 65–66) in seinem Jenaer Vortrag 1932 über *Sinn und Aufbau der deutschen Leibesübungen* einerseits Peters’ Wertung, dass „sowohl der Spielbetrieb wie der Kampfbetrieb innerhalb des Sportbetriebes zum bloßen persönlichen Reizmittel entarten.“ Insgesamt aber bezeichnet Baeumler Peters’ „Vergleich sportlicher Betätigung mit ernstem Kampf“ als einen „Unfug. Es fehlt der sportlichen Betätigung gerade das, was zum echten Kampfe gehört, vor allem das Moment der Gefahr, der Ungewissheit, des Wagnisses. – ein solcher Kampf kann nur von einem hoffnungslosen Privatmann mit einem wirklichen Willen zum Siege in Verbindung gebracht werden.“

Obgleich also gerade der für Baeumler (und auch die von ihm beeinflusste nationalsozialistische Theorie der Leibeserziehung) fundamentale Begriff des ‘Kampfes’ der Grund für seine generelle Ablehnung der Arbeit von Peters war, versuchte dieser „hoffnungslose Privatmann“ selbst in seinem Bemühen um eine Hochschulkarriere, die Passfähigkeit seiner Arbeit mit der nationalsozialistischen Weltanschauung zu demonstrieren. Ein Schreiben vom 28. November 1935 an den „Herrn Referenten für Hochschulangelegenheiten im Kultusministerium“, in dem Peters sich für eine Hochschultätigkeit empfiehlt, beendet er mit den Sätzen: „Die ‘Psychologie (sic) des Sports’ ist [...] insbesondere eine scharfe Kritik (sic) jener Geisteshaltung, die wurzellos und ohne Verantwortungsbewusstsein in allen Kulturbereichen nur die Blüte genießt, ohne selbst eigentlich fruchtbar zu werden. Auch in diesem ersten Werke stehe ich also in Kampfstellung gegen heute überwundene Schäden der Zeit“ (PA Peters, BA).

Andererseits diente Peters seine *Psychologie des Sports* im Entnazifizierungsverfahren aber gerade zur Entlastung. Eine frühere Wiener Hörerin attestierte Peters eine „grundlegend 'kritische' Einstellung zu allen Lebensfragen“ und führte zur Erläuterung an, dass er in seinen Vorlesungen „wiederholt Stellung gegen die Einseitigkeiten und Gefahren in der Jugenderziehung nahm ... Er behandelt dies auch teilweise in seinem Buch 'Psychologie des Sports'“ (Bestätigung v. Isabella Pauls, Entnazifizierungsakte Peters, HSTA).

Diem und Peters

Fassen wir diese Ergebnisse zusammen, so sind sie zum einen geeignet, die Grundthese einer bloß äußeren politischen Konformität aus persönlichen und beruflichen Gründen nicht nur zu bestätigen, sondern auch zu vertiefen. Zum anderen wird in der Beschäftigung mit Peters' *Psychologie des Sports* ein bestimmter Zusammenhang zwischen dem Weltkriegs-Erlebnis und dem Werk deutlich, der über Peters hinausweist. Erinnern wir uns daran, dass Peters seinen Austritt aus der katholischen Kirche mit einer durch das „große Erlebnis“ des Weltkriegs verursachten „abweichenden Weltanschauung“ begründete, die sich in seinen Publikationen zeige, so teilt er eine Erfahrung, die allgemein von deutschen Akademikern als „Umwertung aller Werte“ (zitiert nach Hammerstein 1995, 82) empfunden wurde; man denke daran, dass auch für Diem „der Krieg [...] unser Gebiet wie mit einer Fackel erhellt [hat]“ (Diem 1982 [1917], 113).

Die Einreihung der *Psychologie des Sports* in die Sport-Kritik bedeutet vor dieser Folie nun, dass Peters' Erstlingswerk klassische Kriterien der deutschen Kultur-Kritik und Lebensphilosophie der Jahrhundertwende erfüllt, die durch die Kriegs-Erfahrung nicht etwa unterbrochen, sondern vielmehr in dieses „große Erlebnis“ eingefügt wird: Die *Psychologie des Sports* gehört damit in die „'metaphysische' Richtung der Phänomenologie“, die „zu wirklichkeitsfremden Abstraktionen führt, indem sie die konkreten geschichtlichen Erscheinungen vernachlässigt“ (Bernett 1975, 9; vgl. Lieber 1974, VII, 106–127). Wirkungsgeschichtlich entscheidend ist das in dieser Einschätzung enthaltene Grundproblem des Dezisionismus: Wie an der Beschäftigung mit Peters' *Psychologie des Sports* abgelesen werden kann, ist eine Verbindung von begrifflicher Unschärfe, dem Verzicht auf historische Anschauung und einer vorgeblich unpolitischen Haltung eben deshalb anfällig für Instrumentalisierungen jeder Art und in jedem historischen Zusammenhang.

Zu vermuten ist, dass das Problem des Dezisionismus nun gerade dort auch Diem (1982, 151) einholt, wo er selbst gegen einen „einseitigen Intellektualismus“ (zu dessen Vertretern er bestimmt Peters zählen würde) – dezidiert sein Konzept der „am lebendigen Fleische gewonnenen Erfahrungen“ (ebd., 67; vgl. Court 2000, 208–211) setzt. Indem Diem auf die pädagogisch, kulturell und hygienisch positiven Erfahrungen mit dem Sport verweist, diesen aber – wie Peters – dem *Begriff* nach aus der Sphäre des Politischen heraushält, hat er sich der Lebensphilosophie gleichsam von der anderen Seite genähert – mit allen persönlichen, ideologischen und politischen Konsequenzen.

LITERATUR

- Averbeck, Stefanie 1999: Kommunikation als Prozeß, Münster
Baeumler, Alfred 1934: Männerbund und Wissenschaft, Berlin
Bernett, Hajo 1975: Grundformen der Leibeserziehung (3. unveränderte Aufl.), Schorndorf
Bernett, Hajo 1982: Der Sport im Kreuzfeuer der Kritik, Schorndorf
Court, Jürgen 2000: Interdisziplinäre Sportwissenschaft, Frankfurt/M
Court, Jürgen und Jan-Peters Janssen 2003: Wilhelm Benary (1888–1955). Leben und Werk, Lengerich
Diem, Carl 1982: Ausgewählte Schriften. Bd. 2, St. Augustin
Peters, Alfred 1927: Psychologie des Sports. Seine Konfrontierung mit Spiel und Kampf, Leipzig
Peters, Alfred 1929: Technische und ökonomische Rationalität, Köln
Peters, Alfred 1930: Die Zeitung und ihr Publikum: Grundlegung einer Soziologie der Zeitung, Dortmund
Peters, Alfred 1940: Die politische Lebenshaltung im totalitären Staate und die Unzeitgemäßheit der englischen Auffassung von „Politik“, in: Zeitschrift für öffentliches Recht XX, H. 3., 330–358
Scheuerl, Hans 1968: Das Spiel (6./8. Aufl.), Weinheim

Lebensläufe von Sportlern und Sportfunktionären zwischen Sport, Politik, Kultur, Medien und Gesellschaft

Eine kurze Geschichte von Sport-Autobiographien

Volker Kluge

Zu den hart umkämpften, aber auch erfolgreichen Bereichen des deutschen Buchmarktes zählt die „Sportlerbiographie“. Jährlich erscheinen Dutzende neuer Titel, die häufig hohe Auflagen erzielen. Trotz dieser kaum zu überschauenden Fülle relativiert sich beim näheren Hinschauen diese vermeintliche Vielfalt. Bei den Porträtierten handelt es sich fast immer um die Protagonisten der großen Profisportarten: Fußball, Tennis, Motorsport, Boxen, Straßenradsport. Die Verlage verhalten sich also genauso, wie die Ströme der Sponsorengelder fließen – getreu des Mottos von Ex-Opel-Chef Hans Wilhelm Gäb, des nunmehrigen Vorsitzenden der Stiftung Deutsche Sporthilfe: „Ein Boris Becker, bei all seiner gebrochenen Biografie, ist uns alle Mal wertvoller als ein erfolgreicher Dauermedaillengewinner ohne Ausstrahlung und eigene Meinung.“ Umgekehrt gilt aber: Wer nicht angestrahlt wird, kann auch nicht leuchten.

Was von diesem großen Kuchen übrig bleibt, teilen sich wenige herausragende Akteure großer olympischer Sportarten: beispielsweise aus dem Alpinen Skisport, dem Eiskunstlauf, dem Reitsport, dem Turnen und der Leichtathletik. Der Schwimmsport reduziert sich auf die inzwischen zurückgetretene Franziska van Almsick, Basketball auf Dirk Nowitzki, Turnen auf Fabian Hambüchen. Doch Ruhm ist schnell vergänglich, wie die Beispiele der Eisschnellläuferin Gunda Niemann-Stirnemann („Ich will“, 2000) und des Skispringers Sven Hannawald zeigen.

Frühe Sportlerbiographien

Die Tradition der Sportlerbiographie und ihrer spezifischen Gattung, der Autobiographie, hängt eng zusammen mit der Kommerzialisierung des Sports und dem aus den USA kommenden Starkult, der Anfang der zwanziger Jahre auch Deutschland erreichte. Dort fand er ein Vakuum vor, das der Erste Weltkrieg hinterlassen hatte. Die alten Autoritäten – der Adel und das Militär – hatten ausgedient. An ihre Stelle traten neue Helden: Naturforscher und -wissenschaftler, Luftschiffer, Faustkämpfer, Schauspieler, Literaten, Regisseure, Sänger, Schnellläufer und Außenpolitiker – eine Entwicklung, die ohne die neuen Medien Rundfunk und Film so nicht möglich gewesen wäre.

Die Turn- und Sportliteratur vor dem Ersten Weltkrieg erschöpfte sich in fachlichen Unterweisungen wie der von Georg Hackenschmidt und Hans Surén oder sportiven Erzählungen. Insofern war es etwas völlig Neues, als der damals als „blonder Hans“ berühmte Schwergewichtsboxer Hans Breitensträter 1923 eine Autobiographie

mit dem Titel „Meine Kämpfe“ veröffentlichte, in der er seine Seefahrerzeit und die folgende Internierung durch die Briten ebenso schilderte wie seine spätere Karriere als Boxer, Filmschauspieler und Lebemann.

Es ist schwer zu sagen, ob dieses dünne Buch, das im Berliner Verlag Dr. Eysler & Co. Aktien-Gesellschaft erschien, ein Erfolg war. Offensichtlich, denn schon ein Jahr später erschien bei Guido Hackebeil eine andere Autobiographie. Ihr Titel: „Vom Marathonläufer zum Rad-Rennfahrer“. Autor war der damals legendäre Berliner Langstreckenläufer Paul Nettelbeck. Andere Verlage fühlten sich davon wohl ermuntert, denn bald wurden auch schon die Erinnerungen der ersten ausländischen Stars verlegt: 1925 Arne Borgs „Wie ich um die Erde schwamm“, 1927 Gene Tunneys „Wie ich Weltmeister wurde“.

Im Frühjahr 1930 – wenige Tage vor seinem ersten WM-Kampf – begann die Serie der Bücher über Max Schmeling, der damals noch keine 25 Jahre alt war. Fortan wurde er zum meistbeschriebenen deutschen Sportler. Allein im deutschsprachigen Raum erschienen bis heute nicht weniger als 23 Werke. Und das letzte Wort dürfte noch nicht gesprochen sein.

Schmelings autobiographischer Erstling, der den Titel „Mein Leben – meine Kämpfe“ trug, war der Beweis, dass der Meisterboxer seine Lektion gelernt hatte. Es war ein Begriff, den ihm sein neuer Manager Joe Jacobs eingebläut hatte: „for publicity“.

Was diese so genannte Autobiographie verschwieg, wurde im Jahr darauf im „12-Uhr-Blatt“ unter der Überschrift „Max Schmeling. Der Roman unserer Tage“ publiziert. Autor war ein gewisser Adam Judge, der in Wirklichkeit Rolf Nürnberg hieß und einer der bekanntesten Sportjournalisten seiner Zeit war. Schmelings Management war empört, was Nürnberg nicht hinderte, im November 1932 eine zwischen Buchdeckel gepresste kritische Biographie des Boxers herauszugeben. Sie war im besten Reportagestil der Zwanziger Jahre geschrieben, und sie hatte außerdem den Vorzug, nur eine Mark zu kosten.

Doch der geschäftliche Erfolg war nur von kurzer Dauer. „Max Schmeling, Die Geschichte einer Karriere“ wurde wenig später von den Nazis verboten, „weil in dem Buch der Führer verächtlich gemacht wird“, wie die offizielle Begründung lautete. Der Jude Nürnberg, der nun als „Orchidee der Systemzeit“ bezeichnet wurde, erhielt Berufsverbot. Und obwohl Schmeling vorgab, das Buch nie gelesen zu haben, hinderte ihn das nicht, Nürnberg von da an als seinen Todfeind zu bezeichnen.

Prominente Namen, hohe Auflagen, niedrige Preise – das war auch das Erfolgsrezept des Münchner Coppers-Verlags, eines Vorreiters der leichten sportiven Lektüre in der Bundesrepublik. Sein Gründer war der Sohn des Hitler-Fotografen Heinrich Hoffmann, der von 1950 bis 1964 mit Hermann Heß assoziiert war. Letzterer war in der Buchbranche kein Unbekannter: Im Frühjahr 1936 veröffentlichte er die erste Biographie eines deutschen Sportfunktionärs. Ihr Titel: „Ritter von Halt“, Untertitel: „Der Sportler und Soldat“.

Trotz des geringen Eigenkapitals von 80.000 DM gelang Hoffmann und Heß 1954 der Durchbruch, den sie einem historischen Zufall verdankten: dem Sieg der Herberger-Elf im Finale der Fußball-Weltmeisterschaft, den Kapitän Fritz Walter in einem autobiographisch eingefärbten Buch mit dem Titel „3:2. Die Spiele zur Weltmeisterschaft“ vermarktete. Da davon in kurzer Zeit mehr als eine Million Exemplare verkauft wurden, schob der Verlag ein Jahr später noch ein zweites Fritz-Walter-Buch

nach, das diesmal „Spiele, die ich nie vergesse“ hieß. Bestseller Nummer drei folgte 1956: „-8-9-aus“ – eine weitere Schmeling-Autobiographie, die in Wirklichkeit von seinem journalistischen Wegbegleiter Ludwig Maibohm verfasst worden war.

Biographien sind Lebensbeschreibungen einzelner Menschen, meist von historisch-bedeutsamen Persönlichkeiten. Dieser allgemein übliche Maßstab gilt auch für den Sport, den man zur populären Alltagskultur rechnen muss. Doch im Unterschied zu anderen Bereichen sind hier die Akteure zumeist sehr jung, so dass sich schon deshalb der Fokus nur auf einen kurzen, überschaubaren Lebensabschnitt richten kann. In der Regel erscheinen solche Werke auf dem Höhepunkt einer Karriere – oder unmittelbar danach, wenn der Ruhm noch frisch und unverbraucht ist.

Neben der Befriedigung eines Sensationsbedürfnisses erfüllten solche Biographien in den Anfangsjahren auch die Aufgabe von Reiseberichten, wobei auch die Sportreporter fleißig mitmischten. Zu erwähnen wäre beispielsweise Heinz Florian Oertels „Mit dem Sportmikrofon um die Welt“ (1958), das bei vielen jungen Leuten in der DDR den Wunsch entstehen ließ, ebenfalls Sportreporter zu werden und wie er durch die Welt zu reisen.

Nicht zu verkennen ist eine pädagogische Funktion, die manchen Büchern zuge-dacht war und die sich oft bereits in den Titeln ausdrückte: „Harbigs Aufstieg zum Weltrekord“, geschrieben von Trainer Woldemar Gerschler (1939), Toni Sailers „Mein Weg zum dreifachen Olympiasieg“ (1956) oder auch „So weit war mein Weg“ von Turn-Olympiasieger Helmut Bantz (1958). Der Tenor war irgendwie immer gleich: Wecke die Kräfte, die in dir wohnen! Du kannst es schaffen, wenn du dich der täglichen Mühsal des Trainings unterwirfst.

Starkult und Kampfmotiv

Zu den Produkten des Anfang der dreißiger Jahre einsetzenden Heldenkults, der eng verbunden war mit dem Führergedanken und einem pathetischen Sprachduktus, zählt der biographische Roman von Clemens Laar (alias Eberhard Köbsell) „... reitet für Deutschland“. Das Buch, das im Frühjahr 1936 mit einem Vorwort des Reichssportführers erschien, schildert die Lebensgeschichte von Carl-Friedrich von Langen, der halbgelähmt aus dem Weltkrieg auf seinen Hof in Vorpommern zurückkehrt, wo er nur „Kriegsgewinnler“ und „Inflationsgauner“ vorfindet. Auch der „jüdische Händler“ darf nicht fehlen, der ihm sein Lieblingspferd „Harro“ wegschnappen will.

Daraufhin, so die Story des Buches, erwachen die Lebensgeister des Rittmeisters. Im Sattel steigert er sich zu neuer Meisterschaft, die ihn zu den Olympischen Spielen von 1928 in Amsterdam führt, wo er die Goldmedaille gewinnt. Und das zur großen Überraschung des Auslands und eines Kapellmeisters, der aufgeregt erst einmal nach den Noten des „Deutschlandliedes“ suchen muss.

Vom Buch zum Film, der 1941 in Hannover unter dem gleichen Titel uraufgeführt wurde: Nachdem das Reichspropagandaministerium der Produktion anfangs mit Misstrauen begegnet war, weil der Held einer privilegierten Klasse angehörte, wurde sie unerwartet zu einem Erfolg. In jenen Monaten, als nahezu von allen Fronten Siegesmeldungen eintrafen, wirkte das Pathos, das wie ein Funke auf das Publikum übersprang.

Bereits wenig später verlieh man „... reitet für Deutschland“ die Prädikate „staatspolitisch wertvoll“ und „jugendwert“. Nach drei Jahren wurde der Streifen, den man

auch in den besetzten Ländern zeigte, vom Reichspropagandaministerium in einer Reprisesaktion in eine Liste „großer nationaler Filme“ aufgenommen, die 33 Titel umfasste. Als man diese Liste kriegsbedingt auf 18 reduzierte, gehörte er noch immer dazu. Denn in einer Zeit, in der der Volkssturm als letztes Aufgebot ins Leben gerufen wurde, benötigte Goebbels genau diesen Optimismus, wie ihn der Reiterfilm auf der Leinwand versprühte. Wie es die eigensinnige Figur des Rittmeisters vorgemacht hatte: Alles wagen für ein Ziel!

Wegen seiner chauvinistischen Aussage verbot man den Film nach dem Zweiten Weltkrieg, er wurde dann aber 1952 in einer geschnittenen Version freigegeben. Regisseur Arthur Maria Rabenalt beharrte zeitlebens auf dem „unpolitischen Charakter“ des Films.

Das große Thema jener Zeit war „der Kampf“. Als sich Bernd Rosemeyer 1938 bei einem unsinnigen Rennen um den Geschwindigkeits-Weltrekord zwischen Auto-Union und Mercedes bei 432,692 km/h nahe Darmstadt zu Tode stürzte, war im Nachruf auf den SS-Hauptsturmführer zu lesen: „Sein Leben hieß: Angreifen, kämpfen, siegen!“ Für Himmler war er auf dem „Feld der Ehre“ gefallen. So auch der Tenor in der von seiner Witwe Elly Beinhorn autorisierten Biographie „Mein Mann, der Rennfahrer“ (1938). Noch nachdrücklicher kommt das in „Der Meisterfahrer“ von Hans Reh zum Ausdruck, der mit einem Untertitel erschien: „Der deutschen Jugend erzählt“ (1941).

Zu den ewigen Kämpfern war auch Rosemeyers Kollege Manfred von Brauchitsch zu rechnen, dessen Autobiographien „Kampf mit 500 PS“ (1940), „Kampf um Meter und Sekunden“ (1953) und „Ohne Kampf kein Sieg“ (1964) hießen.

Sportlerbiographien in den 1950er Jahren

Eine Konjunktur der Sportlerbiographien setzte Ende der fünfziger Jahre ein, und sie war damals vor allem mit Verlagen wie Copress und Limpert verbunden. Während anfangs meist Sportjournalisten, die zu den Vertrauten der Sportler zu rechnen waren, als Autoren auftraten, änderte sich das mit der Lockerung der Amateurbestimmungen. 1961 konkurrierten die Bücher „10,0“ von Armin Hary mit „Die Spuren meiner Spikes“ von Manfred Germar. Während es darin jedoch meist noch um Resultate, Siege und Niederlagen ging, schlug zwei Jahre später der inzwischen zurückgetretene Hürden-Weltrekordler Martin Lauer in „Aus meiner Sicht“ neue, schärfere Töne an. Autobiographien wurden von nun an in die Vermarktung der Athleten integriert, was eine größere Ich-Bezogenheit erforderte. Zum Trainer gesellte sich der Manager, der bisher nur aus dem Berufsboxen bekannt war.

Die Autobiographie von Ski-Olympiasiegerin Christl Cranz trug noch den unschuldigen Titel „Christl erzählt!“ (1950). Die deutschen Reitersmänner waren bereit, ihre Berühmtheit mit einem Vierbeiner zu teilen: Hans Günter Winkler mit „Halla“ (1956) bzw. „Halla, meine Pferde und ich“ (1966) und Fritz Thiedemann mit „Mein Freund Meteor“ (1957).

Verglichen damit gab sich bereits die erste Autobiographie von Franz Beckenbauer weit selbstbewusster. Ihr Titel lautete „Dirigent im Mittelfeld“ (1966). Eine verbale Steigerung folgte mit den Jahren: „Gentleman am Ball“ (1972), „Einer wie ich“ (1975), „Meine Gegner – meine Freunde“ (1987) bis zum vorläufigen biographischen Höhepunkt mit einem knappen, aber einprägsamen Titel – „Ich“ (1992). Nicht zu

vergessen die schier unübersehbare „Kaiser-Franz“- und „Schaun-mehr-mal“-Literatur von fremder Feder.

Seit Fritz Walter hat beinahe jeder bundesdeutsche Fußball-Star versucht, sich sein eigenes biographisches Denkmal zu setzen. Eine Auswahl: Paul Breitner „Ich will kein Vorbild sein“ (1980), Sepp Maier „Ich bin doch kein Tor“ (1980), Gerd Müller „Tore entscheiden“ (1969), Günter Netzer „Manager und Rebell“ (1998), Petar Radenkovic „Bin ich Radi“ (1965), Helmut Rahn „Mein Hobby: Tore schießen“ (1959), Toni Schumacher „Anpfiff“ (1987), Hans Tilkowski „Keine Angst vor scharfen Schüssen“ (1965), Berti Vogts „Klein, aber oho!“ (1971), Rudi Völler „Ruuuudi“. Mein Leben, meine Karriere, meine Geheimnisse“ (1996).

Ob Steffi Graf, Boris Becker, Michael Schumacher, Henry Maske oder die Klitschkos – Sportlerbiographien sind heute in erster Linie Merchandising-Produkte von Agenturen. Sie dienen als Einnahmequelle, aber auch zur Imagepflege: um sich zu präsentieren wie Regina Hallmich („Die Autobiographie einer Weltmeisterin“), sich zu behaupten wie Oliver Kahn („Nummer eins“, 2004), abzurechnen wie Lothar Matthäus („Mein Tagebuch“, 1997) und Dieter Baumann („Mein Lebenslauf“, 2002), sich zu rehabilitieren wie Stefan Effenberg („Ich hab’s allen gezeigt“, 2003) oder um einfach noch einmal abzukassieren wie Bodo Illgner und Bianca Illgner mit „Alles“, was in Wirklichkeit gar nichts war.

Wer an solche Lebensbeschreibungen hochgesteckte Erwartungen knüpft, dürfte zumeist enttäuscht werden. Auch die Versprechungen der Klappentexte werden selten gehalten. So hieß es in der Ankündigung der Autobiographie von Franziska van Almsick, die 2004 unmittelbar nach den Olympischen Spielen von Athen unter dem Titel „Aufgetaucht“ erschien: „Gefeiert als der erste gesamtdeutsche Sportstar und gekürt zur Weltsportlerin und Sportlerin des Jahres, übel verhöhnt nach Niederlagen, Opfer von Klatsch und Tratsch. – Jeder meint, Franziska van Almsick zu kennen. In Wirklichkeit weiß kaum einer etwas über ihre Person.“

Als dann das Buch im Herbst erschien, war ihm vor allem zu entnehmen, dass sie die Presse nicht hasst, aber „das Aufbausuchen satt“ hat. Sie sei dreimal richtig betrunken gewesen, hätte aber noch nie einen Filmriss gehabt oder Drogen ausprobiert; zeitweise litt sie an Essstörungen. Kleine Mosaiksteinchen, die schon vor Erscheinen des Werkes auf dem Boulevard breitgetreten waren. Über „Franzis“ Innenleben, ihr ambivalentes Verhältnis zu den Medien, interne Vorgänge des Sports wie Doping, Rivalität oder Geld, das Verhältnis zu Funktionären, Politik, Kultur und Gesellschaft – über all das erfuhr man praktisch nichts. Man hatte wohl wieder einmal zuviel erwartet.

Eitle und oberflächliche Selbstdarstellungen und Krawallbücher – das sind die Sportlerbiographien von heute. Nachdenkliche Publikationen wie Ulrike Meyfarths „Nicht nur die Höhe verändert“ (1984) oder Hartwig Gauders „Die zweite Chance. Oder: Mein Leben mit dem dritten Herzen“ (1998) sind Ausnahmen, und freilich entstanden auch diese nur mit Hilfe professioneller Schreiber.

Ansonsten dominiert ein unerschöpfliches Mitteilungsbedürfnis, das nach den Trainern wie Rudi Gutendorf („Ich bin ein bunter Hund“) auch die Schiedsrichter (Bernd Heynemann, „Momente der Entscheidung“, 2005) ergriffen hat. Wetten, dass sich bald auch Robert Hoyzer wieder zu Wort melden wird!

Was aber die „Erinnerungen“ von Sportfunktionären angeht, so muss man schon Josef Neckermann heißen und Dressur-Olympiasieger gewesen sein, um einen Verlag

für seine Memoiren zu finden. Ansonsten handelt es sich um eine im Grunde unverkäufliche Ware, eine Erfahrung, die in den Siebzigern auch der Verlag Bartels & Wernitz machen musste, der schon bald nach Beginn die Reihe „Sportführer des Dritten Reiches“ wieder beendete.

Aus den meisten Sportlerbiographien lässt sich herauslesen, dass deren Akteure vor allem mit sich selbst, mit der Familie, den Freunden und ihrem unmittelbaren Umfeld beschäftigt sind. Ein öffentlicher Diskurs mit anderen Bereichen unseres Lebens findet praktisch nicht statt. Selten ist auch das Bedürfnis ausgeprägt, hinter die Kulissen zu schauen. Auch hier scheint der Grundsatz zu gelten, dass man die Hand, die einen füttert, nicht beißt.

Sportlerbiographien heute – das sind perfekt gemachte Hochglanzbroschüren, die vielleicht interessant geschriebene biographische Porträts abgeben, die aber den Anforderungen einer kritischen Geschichtsdarstellung schon deswegen selten standhalten können, weil es sich um reine Publicity-Produkte handelt, die in dem Dreieck Athlet-Manager-Agentur entstehen und von dort aus gesteuert werden. Autoren sind meist Sport- oder Klatsch- und Gesellschaftsjournalisten, die entweder mit dem Star befreundet sind oder anderweitig zu dessen „Hofstaat“ gehören. Wer die eisernen Regeln dieses engen Zirkels verletzt, wird ausgeschlossen und mit einem Informationsboykott belegt. Außenstehende bekommen sowieso keine Chance.

Solche Partnerschaften, die auch sehr fruchtbar sein können, hat es immer gegeben, und im Grunde wäre auch nichts dagegen einzuwenden, wenn dadurch nicht die Gefahr wachsender Subjektivität entstände.

Um beim Positiven zu bleiben: Ich erinnere an die Freundschaft zwischen dem Boxer Paul Samson-Körner und Bertolt Brecht, der über den deutschen Halbschwergewichtsmeister eine Biographie schreiben wollte, deren erste Versuche er in dem Sportmagazin „Die Arena“ unter dem Titel „Der Lebenslauf des Boxers Samson-Körner“ veröffentlichte. Doch nach vier Fortsetzungen wurde der Abdruck abgebrochen, weil Brecht anderweitig beschäftigt war. Vielleicht hatte er auch nur die Lust am Thema verloren.

Bedenklich wird die Liaison immer dann, wenn ein Athlet einen „sportlichen Abschirmdienst“ besitzt, der die Deutungshoheit in allen Fragen und Antworten für sich beansprucht. Vor allem auch dann, wenn darin noch Nachrichtenagenturen und öffentlich-rechtliche Medien einbezogen werden. Typisch dafür ist das Zusammenspiel von Straßenfahrer Jan Ullrich mit dem ARD-Sportkoordinator Hagen Boßdorf, der ihm nicht nur die Autobiographie („Ganz oder gar nicht – meine Geschichte“, 2004) schrieb, sondern auch für die Berichterstattung von der Tour de France verantwortlich zeichnete.

Das Beispiel Max Schmeling

Ein Ausbrechen aus diesen ungeschriebenen Vorgaben der so genannten „Sportlerfamilie“, aber auch aus den im Bewusstsein der Öffentlichkeit eingeschliffenen Klischees, ist jedoch selbst für unabhängige Autoren schwer. Als Beleg dafür kann die umfangreiche Historiographie von Deutschlands Sport-Ikone Nr. 1 Max Schmeling gelten.

Schmeling Aufstieg von einem einfachen Hamburger Arbeiterjungen zum umschwärmten Star und reichen Unternehmer war nur möglich mit einem Netzwerk

persönlicher Beziehungen, in das die Politik ebenso einbezogen war wie Wirtschaft, Kultur und Medien. Zwar riß dieses Geflecht 1945 durch den Systemwechsel, doch es gelang Schmeling in erstaunlich kurzer Zeit, es mit Hilfe seiner Freunde, der Verleger Axel Springer und John Jahr, neu zu knüpfen. Befördert wurde dieser Wiederaufstieg zudem durch die Sehnsucht vieler Deutscher nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, es möge doch unter ihren Helden wenigstens einer gewesen sein, der im NS-Regime „anständig“ geblieben war.

Daß sich solche Wünsche gerade auf den charismatischen Schmeling fokussierten, wäre nicht möglich gewesen ohne die publizistischen Helfershelfer aus dem Springer-Verlag, zu denen auch Joachim C. Fest gehörte, der nach den Memoiren von Albert Speer nun gemeinsam mit Ludwig Maibohm, der für den sportlichen Teil zuständig war, Schmelings „Erinnerungen“ schrieb und lektorierte, die 1977 von Jobst Siedler bei Ullstein herausgegeben wurden.

Obwohl Schmelings Selbstdarstellung inzwischen mehrfach korrigiert werden musste, tut sich die Öffentlichkeit noch heute schwer damit, neue Erkenntnisse und Sichten zur Kenntnis zu nehmen. Nachdrücklich kam das anlässlich seines Todes am 2. Februar 2005 zum Ausdruck, als aus Nachrufen Laudationes wurden. Es war ein Euphemismus, als Bundesinnenminister Otto Schily in seiner Trauerrede im Hamburger Michel erklärte: „Nicht alle Ansinnen der Diktatur wies er zurück.“ Und historisch falsch war es, als er behauptete, Schmeling hätte „zum Missfallen der Machthaber an seinem jüdischen Manager festgehalten“ und „jüdischen Mitbürgern“ zur Flucht nach Amerika verholfen und sein Wissen um die gute Tat nach dem Krieg für sich behalten.

In Wirklichkeit bekam Schmeling von Hitler persönlich die Genehmigung, weiter mit seinem jüdischen Manager zu arbeiten, mit dem er durch einen Fünf-Jahres-Vertrag verbunden war und ohne den er in den USA erledigt gewesen wäre.

Unwahr ist auch, dass Schmeling „jüdischen Mitbürgern“ zur Flucht verhalf. Er hat – so die Legende – in der „Reichskristallnacht“ den beiden Söhnen eines jüdischen Freundes Unterschlupf gewährt. Wenn er darüber nach 1945, als er verzweifelt Zeugen suchte, um als „Nazi-Boxer“ entlastet zu werden, nicht gesprochen hat, dann lässt sich das zwar mit Bescheidenheit erklären, wie das Otto Schily tat, man kann es aber auch anders interpretieren: nämlich dass diese Rettungstat gar nicht stattgefunden hat.

Schmelings Bemühen ist nachzuvollziehen, dass er nach Kriegsende versucht hat, seine Rolle im „Dritten Reich“ zu beschönigen. Nicht zu akzeptieren ist jedoch die unerschütterliche Ignoranz seiner Bewunderer.

Was die angebliche Selbstgerechtigkeit der Nachgeborenen betrifft, so mag dieser Vorwurf dann zutreffen, wenn die Kritik auf eine nachträgliche Verurteilung von Menschen hinausläuft. Er läuft aber ins Leere, wenn es sich um eine Kritik an der Beweihräucherung wider besseren Wissens handelt, wozu auch die Kunstkniffe mancher Biographen zu zählen sind, mittels rhetorischer Fragen dem Leser zu suggerieren, dass sich jeder von ihnen in einem bestimmten Spannungsfeld wunschgemäß so verhalten hätte wie der Titelheld.

Wer ein fairer Biograph sein will, sollte sich weder als Richter noch als Anwalt aufspielen, sondern sich mit der Rolle eines kritischen Chronisten zufrieden geben, der den wahren Informationen den Vorrang gibt gegenüber Spekulationen und Interpretationen. Zu einem Leben gehören zudem die entlastenden Momente genauso wie

die belastenden, und es lässt sich auch nicht auf den Ausschnitt weniger Jahre reduzieren. Der Autor mag Empfehlungen aussprechen, aber er sollte es auch vermeiden, den Leser in seiner Urteilsfähigkeit zu bevormunden.

LITERATUR

- Almsick, Franziska van 2004: Aufgetaucht, Berlin
Bantz, Helmut 1958: So weit war mein Weg, Frankfurt a. M.
Baumann, Dieter 2002: Mein Lebenslauf, Stuttgart/München
Becke, Boris, Hans Reski und Ulfert Schröder 1986: Idol für Millionen, Bergisch-Gladbach
Beckenbauer, Franz 1966: Dirigent im Mittelfeld, München
Beckenbauer, Franz 1972: Gentleman am Ball, Rosenheim
Beckenbauer, Franz 1975: Einer wie ich, München
Beckenbauer, Franz 1987: Meine Gegner – meine Freunde, Hamburg
Beckenbauer, Franz 1992: Ich, Gütersloh
Beinhorn, Elly 1938: Mein Mann, der Rennfahrer. Der Lebensweg Bernd Rosemeyers, Berlin
Borg, Arne 1925: Wie ich um die Erde schwamm, Oldenburg
Brauchitsch, Manfred von 1940: Kampf mit 500 PS, Berlin
Brauchitsch, Manfred von 1953: Kampf um Meter und Sekunden, Berlin
Brauchitsch, Manfred von 1964: Ohne Kampf kein Sieg, Berlin
Breitensträter, Hans 1923: Meine Kämpfe, Berlin
Breitner, Paul 1980: Ich will kein Vorbild sein, München
Cranz, Christl 1950: Christl erzähl'!, München
Effenberg, Stefan 2003: Ich hab's allen gezeigt, Berlin
Gauder, Hartwig 1998: Die zweite Chance. Oder: Mein Leben mit dem dritten Herzen, Berlin
Germar, Manfred 1961: Die Spuren meiner Spikes, Frankfurt a. M.
Gerschler, Woldemar 1940: Harbig's Aufstieg zum Weltrekord, Dresden
Graf, Steffi 1987: Aufschlag zum Erfolg. Ein Traum hat sich erfüllt, München
Gutendorf, Rudi 1987: Ich bin ein bunter Hund, München
Hallmich, Regina 2003: Die Autobiographie einer Weltmeisterin, Freiburg
Hary, Armin 1961: 10,0!, München
Heß, Hermann 1936: Karl Ritter von Halt. Der Sportler und Soldat, Berlin
Heynemann, Bernd 2005: Momente der Entscheidung, Halle/Saale
Illgner, Bodo /Bianca Illgner 2005: Alles, Köln
Kahn, Oliver 2004: Nummer eins, München
Klitschko, Vitali und Wladimir Klitschko 2004: Unter Brüdern, München
Laar, Clemens 1936: Reitet für Deutschland, Hameln
Lauer, Martin 1963: Aus meiner Sicht, Bergisch-Gladbach
Maier, Sepp 1980: Ich bin doch kein Tor, Hamburg
Maske, Henry 1995: Mein Box-Lexikon, Frankfurt a. M.
Matthäus, Lothar 1997: Mein Tagebuch, Berlin
Meyfarth, Ulrike 1984: Nicht nur die Höhe verändert, München
Müller, Gerd 1969: Tore entscheiden, München
Neckermann, Josef 1990: Erinnerungen, Berlin
Nettelbeck, Paul 1925: Vom Marathonläufer zum Rad-Rennfahrer, Berlin
Netzer, Günter 1998: Manager und Rebell, München
Netzer, Günter 2004: Aus der Tiefe des Raumes – mein Leben, Reinbek
Niemann-Stirnemann, Gunda 2000: Ich will, Berlin
Nürnberg, Rolf und Max Schmeling 1930: Die Geschichte einer Karriere, Berlin
Oertel, Heinz Florian 1958: Mit dem Sportmikrofon um die Welt, Berlin (Ost)
Radenkovic, Petar 1965: Bin ich Radi, München

- Rahn, Helmut 1959: Mein Hobby: Tore schießen, München
Reh, Hans 1941: Der Meisterfahrer. Der deutschen Jugend erzählt, Langensalza/Berlin/Leipzig
Sailer, Toni 1956: Mein Weg zum dreifachen Olympiasieg, Salzburg/Stuttgart
Schmeling, Max 1930: Mein Leben – meine Kämpfe, Leipzig/Zürich
Schmeling, Max 1956: 8-9-aus, München
Schumacher, Toni 1987: Anpfiff, Gütersloh
Sturm, Karin 2001: Michael Schumacher – Mensch und Mythos, Berlin
Thiedemann, Fritz 1957: Mein Freund Meteor, Frankfurt a. M.
Tilkowski, Hans 1965: Keine Angst vor scharfen Schüssen, München
Tunney, Gene 1927: Wie ich Weltmeister wurde, Berlin
Ullrich, Jan 2004: Ganz oder gar nicht – meine Geschichte, Düsseldorf
Vogts, Berti 1971: Klein, aber oho!, Rosenheim
Völler, Rudi, Ulrich Kühne-Hellmessen und Tom Bender 1996: Ruuudi. Mein Leben, meine Karriere, meine Geheimnisse, Berlin
Walter, Fritz 1954: 3:2. Die Spiele zur Weltmeisterschaft, München
Walter, Fritz 1955: Spiele, die ich nie vergesse, München
Winkler, Hans Günter 1956: Halla, Verden
Winkler, Hans Günter 1966: Halla, meine Pferde und ich, Hannover
Zeilmann, Kathrin und Sammy Minkoff 2002: Sven Hannawald, München

Spurlose Leistung

Langsicht im flexiblen Kapitalismus¹

Kai Dröge und Irene Somm

Die Institution der Normalbiographie gilt als eine der zentralen Hervorbringungen der modernen Gesellschaft (vgl. Kohli 1985). In den letzten rund zwei Jahrzehnten mehrten sich jedoch die Hinweise auf eine Erosion dieses Musters. Auffällig sind hier neben der Destandardisierung familialer Beziehungsmuster insbesondere die vielfältigen Flexibilisierungs- und Deregulierungstendenzen in der Arbeitswelt. Die Konsequenzen dieser Entwicklungen für die Organisation der individuellen Lebensführung, für die Herstellung biographischer Sicherheit sowie für die Herausbildung einer stabilen, persönlichen Identität sind breit untersucht (vgl. etwa Brose/Wohlrab-Sahr/Corsten 1993; Zinn/Eßer 2003; Brose/Hildenbrand 1988).

Ein Aspekt bleibt jedoch zumeist unberücksichtigt. Der institutionalisierte Lebenslauf enthält als normatives Modell des ‚guten Lebens‘ ein spezifisches, *zeitlich ausgedehntes Reziprozitätskonzept*, d.h. eine wechselseitige Verpflichtung von Individuum und Gesellschaft. Der Tausch von individueller Leistung und gesellschaftlicher Gegenleistung (in Form von sozioökonomischem Status) hat eine spezifische zeitliche Struktur: Status soll *erworben* sein, also eine rekonstruierbare Geschichte individueller Leistung haben. Und sein Erwerb erfordert „*Langsicht*“ (Elias) und den damit verbundenen *Bedürfnisaufschub*, also die Verlagerung aktueller, unmittelbarer Reziprozitätserwartungen in die Zukunft. Kohli (1994: 224) spricht in diesem Zusammenhang von „*lebenszeitlicher Reziprozität*“ und verortet diese primär in der betrieblichen Moralökonomie. Es lässt sich jedoch zeigen, dass diese Reziprozitätsnorm auch über die betriebliche Sphäre hinaus Geltung hat. Sie gründet im Leistungsprinzip und ist damit im Selbstverständnis der modernen Gesellschaft an zentraler Stelle verankert.

Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, welche Konsequenzen die gegenwärtigen Transformationsprozesse hin zu einem „flexiblen Kapitalismus“ (Sennett 1998) für die Orientierung der sozialen Akteure an einem zeitlich ausgedehnten Reziprozitätskonzept haben. Wir sind in diesem Zusammenhang von der These ausgegangen, dass in dem Maße, wie der „Geist der Kurzfristigkeit“ (Bauman 2004: 30) an Bedeutung gewinnt, auch die sozialen Grundlagen einer langfristigen Reziprozitätsorientierung erodieren.

Entstanden sind diese Überlegungen im Rahmen des von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderten Projektes ‚Leistung‘ in der Marktgesell-

¹ Sighard Neckel und Alexander Milanés danken wir für nützliche Hinweise zu einer ersten Fassung dieses Textes.

schaft: Erosion eines Deutungsmusters?² Im Zuge unserer Analyse sind wir auf die Problematik des Zusammenhangs von Leistung, Reziprozität und veränderten Zeithorizonten gestoßen. Entlang von zwei empirischen Beispielen wollen wir diese Problematik entfalten. Hier wird sich zeigen, dass langfristige Reziprozitätserwartungen zwar nicht grundsätzlich aufgegeben werden, sich aber transformieren und eine prekäre und instabile Form annehmen. Die Konturen dieser neuen, *individualisierten Langsicht* werden nur im Vergleich zu ihren historischen Vorläufern – der bürgerlichen und der institutionalisierten Langsicht – deutlich. Daher soll vorab die Herausbildung und gesellschaftliche Etablierung des zeitlich ausgedehnten Reziprozitätskonzeptes in seinen wichtigsten Stadien skizziert werden.

Bürgerliche Langsicht

Bekanntlich hat Norbert Elias bereits in der höfischen Gesellschaft einen spezifischen „Zwang zur Langsicht“ (Elias 1999: 437) identifiziert, der eine „Unterordnung gegenwärtiger Bedürfnisse unter erwartete künftige Belohnungen“ (Ders. 1984: 126) fordert. Aber erst in der Epoche der aufkommenden bürgerlichen Gesellschaft geht die Langsicht eine spezifische Verbindung mit dem Leistungsprinzip ein und findet ihre geistige Motivgrundlage im *Bewährungsgedanken*, der nach Weber aus der calvinistischen Gnadenlehre hervorging (vgl. Weber 1963): Die von Gott gegebene Lebenszeit ist möglichst sinnvoll zu nutzen. Nicht Naherwartung, nicht die Hoffnung auf unverdiente Geschenke und schon gar nicht die kontemplative Erwartung der göttlichen Gnade sollten das tägliche Leben bestimmen, sondern allein die Berufsarbeit mit ihrer Hingabe an eine Sache sollte zur biographischen Richtschnur werden. Mit Zähigkeit und Selbstdisziplin sollte die eigene Zeit durchlaufen werden, um im Jenseits Rechenschaft ablegen zu können. Einziges Ziel war, dass „der heutige Tag über den gestrigen Sieger bleibt“ (Calvin in Wendorff 1980: 201).

Diese arbeits- und mithin leistungsorientierte Langsicht erforderte die Abkehr von einem auf Gegenwart fixierten *Bedarfsprinzip* und die Hinwendung zu einem auf Zukunft gerichteten „*dynamischen Erwerbsprinzip*“ (Wendorff 1980: 245; vgl. auch Neckel 1988: 474 ff.): Während bislang die menschlichen Aktivitäten primär im Dienste der unmittelbaren Befriedigung der materiellen Lebensbedürfnisse standen und höchstens eine kurzfristige Zeitsensibilität existierte, war der bürgerliche Mensch auf eine langfristige Bewährung und „das Erwerben als Zweck seines Lebens“ (Weber 1963: 53) bezogen.

Mit der Säkularisierung der bürgerlichen Langsicht verlagerte sich der Ort der Rechenschaft vom Jenseits zurück in die Gesellschaft. Das Bürgertum sah sich herausgefordert, die eigenen Statusansprüche vor einer gesellschaftlichen Öffentlichkeit zu legitimieren (vgl. Horkheimer 1936; Somm 2006). Im ausgehenden 19. Jahrhundert nahm dieser Legitimationsdruck angesichts der Kritik an der Verelendung breiter Bevölkerungsschichten im Zuge der beschleunigten Industrialisierung zu. Um der drohenden Delegitimierung der Machtakkumulation des Bürgertums zu begegnen,

2 Das Projekt untersucht die Relevanz des Leistungsprinzips im gesellschaftlichen Bewusstsein angesichts des Bedeutungszuwachses, den der Markterfolg gegenwärtig für die Statusvergabe erfährt (vgl. Neckel 2001; Neckel/Dröge 2002; Dröge 2003; Neckel/Dröge/Somm 2004). Das Projekt wird seit 2002 unter der Leitung von Sighard Neckel am Institut für Sozialforschung in Frankfurt am Main durchgeführt (DFG-Fördernummer: NE475/1-1/2). Außerdem ist Veronika Schmid an der Projektarbeit beteiligt.

wurde offensiv das *Maß an Bewährung in der Zeit* zu dem Kriterium legitimer gesellschaftlicher Statusdifferenz erhoben. Es galt nachzuweisen, dass eine aktuelle Statusposition in der Gesellschaft tatsächlich *durch kontinuierliche Arbeit erworben* und also nicht nur zugeschrieben war. Der ‚Blick zurück‘ auf im Lebensverlauf akkumulierte Arbeitsleistungen wurde konstitutiv für die Begründung von Reziprozitätserwartungen. Je höher der Status, desto stärkeres Gewicht erhielt dieser Blick in die Vergangenheit.

Als Zeitzeuge dieser Auseinandersetzungen um die legitime Basis von Statusdifferenzen im modernen Wirtschaftsleben (vgl. Rammstedt 2003) setzte Simmel sich in der „Philosophie des Geldes“ (1989 [zuerst: 1900]) mit der marxischen Arbeitswerttheorie auseinander. Er übernahm den Gedanken, dass die Wertgröße eines Arbeitsprodukts an der Verausgabung menschlicher Arbeitskraft zu bemessen sei. Gleichzeitig wandte er sich gegen die Unterbewertung der geistigen Arbeit bei Marx und unternahm den Versuch, „führende, gelehrte, künstlerische Tätigkeiten“ als „eine Form von *mehr Arbeit*“ (ebd.: 581) auszuweisen und damit ihr höheres soziales Prestige zu legitimieren. Den Schlüssel dazu fand er in der *Erweiterung des Zeithorizonts* über die gegenwärtige Arbeitsleistung hinaus. Insbesondere die „höhere Arbeit“ müsse sich im Blick auf das gesamte „Lebenswerk“ (ebd.: 457) als Ausdruck einer „Kondensation und Aufspeicherung vorangegangener und die jetzige Leistung bedingender Anstrengungen“ (ebd.: 571) erweisen. Im Horizont einer solchen Rechtfertigung wird die *Biographie zum zentralen Referenzpunkt von Reziprozitätserwartungen*. Erweist sich ein Lebenslauf als individueller Bewährungsprozess, können daraus legitime Statusansprüche abgeleitet werden.

Die institutionalisierte Langsicht

Die Orientierung an langfristigen, biographischen Zeithorizonten war zunächst einer kleinen, bürgerlichen Trägerschicht vorbehalten. Angesichts der materiellen Not, die den Alltag breiter Bevölkerungsschichten noch in der frühen Industrialisierung prägte, blieb wenig Raum für Langsicht und Bedürfnisaufschub (vgl. Castel 2000: 184; Braun 1977: 47 ff.). Es bedurfte gesellschaftlicher „Motivationsangebote“ (Habermas 1976: 321), um die langfristige Statusorientierung sozial breit abzustützen. Mit der Konstituierung des gesicherten Arbeitnehmerstatus, mit der Demokratisierung von Bildungseinrichtungen und der Institutionalisierung ausbildungsbasierter Berufslaufbahnen war eine erste, tragfähige Motivationsbasis geschaffen (vgl. Castel 2000: 283 ff.; Kohli 1994: 225). Hinzu traten eine allgemeine Verbesserung der Lebensumstände und die Erhöhung der Kaufkraft, die sich vielfältigen, konsumptiv verfügbaren Statussymbolen zuwandte. Alle diese Motivationsmuster stützten eine langsichtige Orientierung, indem sie eine Option auf die Zukunft in Aussicht stellten und die offene Zukunft gleichzeitig im Rahmen des Möglichen bändigten, gliederten und für den Einzelnen sicherer und erreichbarer werden ließen.

Ihren Höhepunkt erreichte diese Entwicklung in den ersten vier Jahrzehnten der deutschen Nachkriegsgesellschaft. Den Hintergrund bildete das Zusammenspiel einer tayloristisch geprägten Unternehmenspolitik unter dem Leitbild der langfristigen, rationalen Planung einerseits und einer Politik der Ausweitung sozialstaatlicher Risikovorsorge andererseits (vgl. Brose 1994: 215f.; Rinderspacher 2000: 70 ff.). Im Ergebnis führte dies zu einer umfassenden Stabilisierung und Verstetigung von Be-

rufslaufbahnen und Lebenslaufetappen (vgl. Kohli 1985), die breiten Bevölkerungsgruppen eine langfristige Orientierung ermöglichte und abverlangte. Erst hier lässt sich von einer *gesellschaftlich institutionalisierten Langsicht* sprechen.

Diese Institutionalisierung äußerte sich nicht nur als Anforderung an den Einzelnen, sich auf den Aufschub seiner unmittelbaren Bedürfnisbefriedigung einzulassen; sie begründete auch legitime, normative Erwartungen von Seiten der Individuen: Bei der Bewertung ihrer aktuellen Leistung sollte der ‚Blick zurück‘ auf die bereits durchlaufenen Stationen der normalbiographischen Entwicklung und den damit verbundenen Bedürfnisaufschub einbezogen werden. Es verallgemeinerte sich nicht nur die Langsicht, auch der konstitutive Vergangenheitsbezug in der Rechtfertigung eines erworbenen Status war nun nicht mehr, wie noch bei Simmel, auf die „höhere“, geistige Arbeit beschränkt.

Allerdings hatte diese Entwicklung eine Kehrseite: Die vorgespurten Berufslaufbahnen verselbständigten sich in ihrem eigenlogischen Ablauf gegenüber den individuellen Leistungsbeiträgen, so dass hinter der erklärtermaßen nach Leistung selektierenden Aufstiegsordnung eigentlich *Seniorität* zum dominanten Kriterium wurde (vgl. Offe 1970: 89 ff.). Zudem ließen die standardisierten Berufslaufbahnen wenig Raum für die Entfaltung einer *je eigenen, biographischen Spur* in der Zeit. In dem Maße, wie sich Ansprüche der individuellen Selbstverwirklichung ausweiteten und zunehmend auch den Bereich von Arbeit und Leistung erreichten (vgl. Behrens 1984), trat die Enge institutioneller Karrieren, in die die Menschen mit der einmal getroffenen Berufsentscheidung eingespannt waren, als Problem in das gesellschaftliche Bewusstsein.

Entscheidender für die Krise der institutionalisierten Langsicht ist allerdings der Wandel der strukturellen Rahmenbedingungen heutiger Erwerbsbiographien, der sich als „*Erosion des Kontinuitätsparadigmas*“ (Brose 1994: 215) beschreiben lässt. „Die krisenhaften Verwerfungen auf den Märkten [...] haben jene Form der Erfahrung und Erwartung, die an Konstanzannahmen orientiert war, erschüttert. [...] Diskontinuität ist zunehmend zum Normalfall geworden“ (ebd.: 221). Eine größere Marktnähe von Institutionen und Organisationen (etwa in Form einer „Internalisierung des Marktes“, Moldaschl/Sauer 2000) soll in dieser Situation Handlungsunsicherheit reduzieren. Damit wird jedoch der kurzfristige, diskontinuierliche Zeittakt des globalen Marktgeschehens in die Arbeitsrealität der einzelnen Beschäftigten hineintransportiert. Rinderspacher (2000: 83 ff.) diagnostiziert hier eine „*Renaturierung der Lebens- und Arbeitskultur*“: War es in den vorindustriellen Epochen die Dynamik der Natur, die die zeitliche Gliederung des alltäglichen Lebens bestimmte, so ist es heute die Eigendynamik des Marktgeschehens, die die inzwischen gewonnene Kontrolle der Individuen über ihre Zeit wieder erodieren lässt. Damit erodieren auch die *soziokulturellen Voraussetzungen*, auf denen die langfristige Leistungsorientierung ruht: Die Idee einer Vergangenheit und Zukunft umfassenden Reziprozität setzt voraus, dass Menschen sich in einer Kontinuität erleben und die Zeit als individuell gestaltbar wahrnehmen. Nur unter diesen Bedingungen kann Bedürfnisaufschub eine opportune Handlungsstrategie sein. Und die statuslegitimierende Bedeutung des ‚Blicks zurück‘ stützt sich auf die grundsätzliche Annahme, dass zwischen Vergangenheit und Gegenwart ein konstitutiver Zusammenhang besteht. Im volatilen Marktgeschehen hingegen erscheinen langfristige Orientierungen eher dysfunktional, gilt es doch, die

eigenen Reziprozitätserwartungen stets neu und flexibel den wechselnden Marktchancen anzupassen.

Im Folgenden wollen wir empirisch untersuchen, wie sich diese Entwicklungen in den Reziprozitätserwartungen sozialer Akteure niederschlagen. Was geschieht mit den langfristigen Zeitbezügen? Verliert die Erwerbsbiographie ihre Bedeutung als Referenzpunkt von Reziprozitätserwartungen? Welche Form nimmt der ‚Blick zurück‘ an? Wie steht es um die Bereitschaft zur aufgeschobenen Bedürfnisbefriedigung im „flexiblen Kapitalismus“? Wir gehen diesen Fragen exemplarisch anhand zweier sozialer Gruppen nach, die besonders mit den Flexibilitätsanforderungen heutiger Märkte konfrontiert sind: Hochqualifizierte *Arbeitslose* sowie *selbständig erwerbende Frauen, so genannte Ein-Personen-Unternehmerinnen*. Die gegenwärtige Akademikerarbeitslosigkeit macht darauf aufmerksam, dass Statuserwartungen heute gefährdeter sind denn je.³ Grundsätzlich nicht viel anders stellt sich die Situation für die Gruppe hochqualifizierter neuer Selbständiger⁴ dar. Kennzeichnend für die neue Selbständigkeit ist die Zunahme der Instabilität, wie sie für diese Beschäftigungsform seit jeher charakteristisch ist; insbesondere im Fall der Ein-Personen-Selbständigkeit kann von einer prekarisierten „ungesicherten Selbstbeschäftigung“ gesprochen werden (Gesterkamp 2003; vgl. auch Schmid 1999). Für selbständige Frauen gilt dies nochmals verschärft (vgl. Uhly 2002: 119; Hoffmann/Walwei 2002: 67 ff.).

In beiden Fällen fokussieren wir auf Personen mit einer akademischen Bildung. Aufgrund der langen Ausbildungsphase und der damit einhergehenden Statusansprüche besteht für sie in besonderem Maß eine Bindung an ein zeitlich ausgedehntes Reziprozitätskonzept. Im hier zur Verfügung stehenden Rahmen halten wir eine „minimale Kontrastierung“ (Glaser/Strauss) innerhalb der Gruppe der Hochqualifizierten für besonders ergiebig. Dies muss bei der Einordnung der gewonnenen Ergebnisse berücksichtigt werden.

Die empirische Basis bilden zwei Gruppendiskussionen, die 2003 im Rahmen des Projektes „Leistung‘ in der Marktgesellschaft: Erosion eines Deutungsmusters?“ durchgeführt wurden. Die Diskussionen gliederten sich in zwei Teile: Zunächst erhielt die Gruppe ein Szenario vorgelegt, das mit einem allgemeinen Beispiel in die Fragestellung einführen sollte. In einem zweiten, ‚feldspezifischen‘ Teil waren dann die lebensweltlichen Hintergründe sowie konkrete Alltagserfahrungen der Teilnehmerinnen und Teilnehmer im Kontext von Leistung und Arbeit Gegenstand (vgl. zu unserem methodischen Ansatz: Dröge/Neckel/Somm 2006). Insbesondere die Erfahrungsschilderungen aus dem zweiten Teil der Gruppendiskussionen machten uns auf die gegenwärtige Prekarität langfristiger Reziprozitätserwartungen aufmerksam. Das Instrument der Gruppendiskussion bietet hier den Vorteil, dass im erzählerischen Austausch der Teilnehmer/innen deutlich wird, welche Erfahrungen überindividuell bzw. „konjunktiv“ (Mannheim) für das jeweilige soziale Feld charakteristisch sind

3 Die Arbeitslosenquote bei den Hochqualifizierten liegt immer noch deutlich unter dem Durchschnitt. Die Jahre vor dem Untersuchungszeitpunkt (2003) waren jedoch durch einen besonders starken Anstieg der Akademikerarbeitslosigkeit gekennzeichnet: Zwischen 2001 und 2002 erhöhte sich ihre Zahl um 23,9%, im Jahr darauf immerhin noch um 11,3% (vgl. Zentralstelle für Arbeitsvermittlung 2004: 7). In der öffentlich-medialen Wahrnehmung wurde dies als Hinweis darauf gewertet, dass keine gesellschaftliche Gruppe mehr vom Risiko der Arbeitslosigkeit ausgenommen ist. „Jung, erfolgreich, entlassen“ titelte der Spiegel (2002) und stellte fest: „Die Kündigungswelle erfasst die Leistungsträger der Gesellschaft, die neue Mitte gerät ins Abseits. [...] Jetzt kann es jeden treffen“ (ebd.: 28).

4 Zur systematischen Unterscheidung von alter und neuer Selbständigkeit vgl. Schmid 1999.

und welche kollektiven Deutungen und Orientierungen sich im Umgang damit herausgebildet haben. In der folgenden Darstellung fokussieren wir insbesondere auf den inhärenten Zeitbezug und dessen „erlebnismäßige“ Verankerung (Bohnsack 2000).

Arbeitslose

Die Deutungen und Orientierungen der von uns befragten Arbeitslosen lassen sich nur verstehen vor dem Hintergrund der aktuellen Umgestaltung der sozialen Sicherungssysteme. Hier wandeln sich die sozialen Voraussetzungen langfristiger Orientierungen. Das deutsche System der Sicherung des Lebensunterhaltes bei Erwerbslosigkeit gliedert sich in zwei Verfahren, die eine grundlegend verschiedene Zeitstruktur aufweisen: Die *Sozialhilfe* hat ihr normatives Fundament im Prinzip der Bedürftigkeit. Ihr Zeithorizont ist auf das *Hier und Jetzt* konzentriert. Der ‚Blick zurück‘, die ‚Spur in der Zeit‘ zählt nicht, ja, wird systematisch eliminiert: Das materielle Substrat vergangener Leistungen wie Haus, Auto oder Ersparnisse muss aufgezehrt werden, um Bedürftigkeit überhaupt erst herzustellen. Anders die *Arbeitslosenversicherung*. Sie dient dem Statuserhalt im Falle unverschuldeter Erwerbslosigkeit und beruht auf dem Prinzip der Leistungsgerechtigkeit. Der ‚Blick zurück‘ auf die Leistungen in der Vergangenheit ist konstitutiv, er begründet erst den Anspruch auf Zahlung von Arbeitslosengeld und bestimmt die Höhe. Ebenso zentral ist der ‚Blick nach vorn‘. Das Arbeitslosengeld ist als Überbrückung für eine vorübergehende Unterbrechung der Erwerbsbiographie konzipiert und setzt voraus, dass die Arbeitslosen ihre berufliche Spur in naher Zukunft wieder aufnehmen (vgl. Ziegelmeyer 2001).

Dieses Brückenkonzept, das von einer kontinuierlichen Erwerbsbiographie ausgeht, ist in den letzten drei Jahrzehnten sukzessive aufgeweicht worden (vgl. Offe 1998: 368). Die Arbeitslosen werden zunehmend mit *Flexibilitätsanforderungen* konfrontiert, die das Prinzip der Leistungsgerechtigkeit und die darin enthaltene Zeitstruktur unterlaufen. Man kann hier von einer ‚*Politik der Spurlosigkeit*‘ sprechen: Nahezu sämtliche Maßnahmen, die zur Reform der Arbeitsvermittlung eingeführt wurden, zielen darauf, den konstitutiven Zusammenhang zwischen den Leistungen einer Person in der Vergangenheit und ihren heutigen Ansprüchen als Arbeitsloser zu lockern, etwa die mehrfach verschärften Zumutbarkeitsregelungen bei der Aufnahme einer neuen Beschäftigung und die Entkoppelung der Arbeitslosenhilfe vom früheren Einkommen durch Absenkung auf ein nach Bedürftigkeitsmaßstäben definiertes Sozialhilfeniveau (Arbeitslosengeld II).

Diese Entwicklungen führen bei der von uns untersuchten Gruppe hochqualifizierter Arbeitsloser⁵ jedoch nicht dazu, dass sie langfristige Orientierungen aufgeben – im Gegenteil: Sie versuchen, ihr Konzept einer Vergangenheit und Zukunft umfassenden Reziprozität umso offensiver gegen die Politik der Spurlosigkeit in Stellung zu brin-

5 Die Gruppe bestand aus Arbeitslosen im Alter von 42-52 Jahren. Alle haben zunächst ein geistes- oder sozialwissenschaftliches Hochschulstudium (Geschichte, Theologie, Germanistik, Soziologie) absolviert und waren in der Folge in unterschiedlichen Branchen und Berufszweigen tätig – unter anderem im Bereich Personal, in der Werbebranche, im IT-Sektor etc. Die geistes- und sozialwissenschaftliche Ausrichtung der Studienfächer der Diskutanten war kein Samplingkriterium, sondern hat sich ergeben. Man kann vermuten, dass sie die gegenwärtig schwierige Lage auch auf dem Akademikerarbeitsmarkt aufgrund ihrer spezifischen Ausbildung besonders hart trifft, sich also bestimmte Probleme bei dieser Gruppe deutlicher zeigen als bei anderen Arbeitslosen. Dies ist bei der Einordnung der Ergebnisse zu berücksichtigen.

gen. Allerdings liegt der normative Referenzpunkt nicht in einer institutionalisierten Langsicht arbeitsgesellschaftlicher Prägung. Von normalbiographischen Standards, die sie bildlich in der Negativfolie des angepassten „braven Steuerzahlers“ verdichten, grenzen sich die Arbeitslosen demonstrativ ab. In ihren Augen ist es allein das *Individuum selbst*, das den überzeitlichen Zusammenhang der eigenen Erwerbsbiographie stiftet. In bewusster Distanz zu gesellschaftlichen Normalitätserwartungen soll jede und jeder selbstbestimmt die *eigene* Spur in die Zeit einschreiben:

Was für mich eine Leistung und Erfolg ist, definiere ich selber und lasse ich mir auch von niemand reinreden, dass das kein Erfolg ist oder dass irgendwas anderes, was ich aber so nicht will, die große Leistung, der große Erfolg sein soll.⁶

Aus ihrer eigenen Erwerbsbiographie schildern sie insbesondere solche Episoden, die dokumentieren, wie sie auch unter schwierigen Rahmenbedingungen und unter Opfern an ihren selbstgesetzten Zielen festgehalten haben. Eine Teilnehmerin berichtet etwa über eine für sie belastende Situation, die bereits einige Zeit zurück liegt. Damals war ein befristetes Beschäftigungsverhältnis ausgelaufen, und sie sah in Deutschland keine berufliche Perspektive mehr für sich:

Und dann habe ich mir überlegt, ich gehe nach England, mache da 'ne Ausbildung zur (.) Lehrerin an internationalen Schulen, die gibt's ja weltweit. Und das habe ich auch durchgezogen, und ich wollte wieder nach Amerika. [...] Und, ehm, als ich nach England ging, hatte ich keine Ahnung, ob sich das lohnt, ich hatte keine Ahnung, ob ich wirklich in Amerika landen werde, aber es hat sich, es ist dann alles so geworden, wie ich mir das eigentlich vorgenommen hatte.

Hier schildert sie, wie sie in einer beruflichen Krisensituation alles versucht, eigene Handlungsmacht, d.h. insbesondere Definitionsmacht über die eigenen Ziele und Pläne, zurückzugewinnen bzw. zu behalten. Zwar ist sie sich durchaus bewusst, dass dieser Versuch große Unsicherheiten birgt. Aber um der Realisierung ihrer langfristigen Ziele willen nimmt sie diese Unsicherheiten in Kauf – ein Opfer, das sich, wie sie nicht ohne Stolz berichtet, in diesem Fall gelohnt hat: Am Ende „ist dann alles so geworden, wie ich mir das eigentlich vorgenommen hatte“.

In dieser Schilderung dokumentiert sich ein anspruchsvolles Konzept *biographischer Selbstbestimmung*, das in der Diskussion – auch bei anderen Sprechern – immer wieder auftaucht. Es geht darum, den Ablauf der eigenen (Erwerbs-)Biographie soweit als möglich durch selbstbestimmte Entscheidungen zu strukturieren, also auch unter schwierigen äußeren Bedingungen und großer Ungewissheit die *Autorenschaft der eigenen Biographie* nicht aus der Hand zu geben. Selbst noch die aktuelle Arbeitslosigkeit versuchen sie in dieses umfassende Deutungsmuster einzuordnen:

6 Zu den Transkriptionsregeln: (.) markiert eine kurze Pause, (2) markiert eine Pause von zwei Sekunden, Worte in Klammern waren schwer verständlich, nicht verbale oder gesprächsexterne Ereignisse sind ebenfalls in Klammern notiert, Bsp.: „(Lachen)“; unterstrichene Worte wurden von der Sprecherin/dem Sprecher besonders betont.

Warum wird man arbeitslos? Im konkreten Fall schlicht deshalb, ja, platt gesagt, weil ich mich dafür entschieden habe (lacht verhalten) aus der Alternative heraus, eine Stelle weiterzumachen, die mir nicht passte im Zuschnitt, oder aber zu sagen, nee, dass willst du so nicht weitermachen. Da habe ich mich dafür entschieden, nee, das willst du so nicht, (was) bei der Marktlage wahrscheinlich auf unbestimmte Zeit arbeitslos ist. Okay, nehme ich als, ehm, (2) teilweises Übel halt mit in Kauf.

Die genannten Beispiele dokumentieren, dass die Orientierung der Arbeitslosen an einer umfassenden biographischen Selbstbestimmung mit einer spezifischen Form der Langsicht einhergeht, die die Person mit ihren individuellen Plänen und Zielen in den Mittelpunkt stellt und die Erwerbsbiographie als ein *langfristiges Selbstverwirklichungs- bzw. Selbstentfaltungsprojekt* begreift. In dieser Orientierung spiegelt sich nicht zuletzt jene Veränderung des Arbeitsbewusstseins, die Martin Baethge (1991) „normative Subjektivierung der Arbeit“ genannt hat: „Man will sich in der Arbeit nicht wie ein Jedermann, sondern als Subjekt mit besonderen Fähigkeiten, Neigungen und Begabungen verhalten können und die Tätigkeiten in der Dimension persönlicher Entfaltung und Selbstverwirklichung interpretieren können“ (ebd.: 8).

Vergleicht man die Erfahrungsschilderungen der hochqualifizierten Arbeitslosen mit denen anderer, von uns untersuchter Gruppen, so fällt erstens ins Auge, welche herausgehobene Stellung *langfristige Zeitbezüge*, vor allem in Form *biographischer* Erzählungen, Deutungen und Rechtfertigungen, in den Schilderungen der Arbeitslosen einnehmen. Angesichts der Tatsache, dass sie zur Zeit über keine Arbeit verfügen, an die sie normative Subjektivierungsansprüche richten könnten, erhält sowohl der ‚Blick zurück‘ auf die Erwerbsbiographie als auch der ‚Blick nach vorn‘ auf die Ziele und Zukunftsperspektiven eine große Bedeutung in der Selbstdarstellung. Einige Versuche, auch die aktuelle Arbeitslosigkeit als Entfaltungsraum der Selbstverwirklichung zu deuten (man hat Zeit, „sich um alles mögliche zu kümmern, was einem Spaß macht [...] das Ausbauen von allen möglichen Interessen“), erweisen sich in der Gruppendiskussion als nicht tragfähig. Ihr Anspruch auf biographische Selbstbestimmung bleibt konstitutiv an die Erwerbsarbeit gebunden.

Die zweite Auffälligkeit liegt – wie oben bereits ausgeführt – in der starken Betonung von *Selbstbestimmung bzw. Selbststeuerung* im Rahmen ihres Langsichtkonzeptes. Es ist unmittelbar einsichtig, dass diese Selbstbestimmung angesichts der momentan prekären Arbeitsmarktlage, der ungewissen Zukunftsaussichten und der verschärften Zumutbarkeitskriterien bei der Aufnahme einer neuen Beschäftigung besonders bedroht ist. Die Stoßrichtung der Selbstbestimmung ist aber nicht allein auf die Zukunft bezogen, sondern umfasst auch die *Vergangenheit*. Den Arbeitslosen droht der Verlust der Verfügungsmacht über ihren persönlichen ‚Blick zurück‘.

Hintergrund dieser Bedrohung sind zwei zunächst widersprüchlich erscheinende, immer wieder berichtete Erfahrungen: Einerseits erleben sie, dass Bewerbungsgespräche in einer, wie sie es nennen, „Rechtfertigungssession“ enden. Ihnen wird z. B. vorgehalten: „Da haben Sie ja was gemacht, das passt mit Ihrem Lebenslauf nicht zusammen, und wie ist denn das, und Sie haben hier gewechselt, und um Gottes Willen.“

Hier scheint es zunächst, als würde das Konzept biographischer Selbstbestimmung an den Erwartungen der Arbeitgeber vorbeigehen und jede Abweichung von einem

normalbiographischen Verlaufsmuster sei als potentiell Einstellungshindernis rechtfertigungsbedürftig.

Andererseits aber erleben sie die Notwendigkeit, den eigenen Lebenslauf als selbstgesteuertes Projekt zu präsentieren, als Resultat einer selbstbestimmten Langsicht, die zielgerichtet auf die angestrebte Tätigkeit zuläuft. Eine Arbeitslose beschreibt diese Erwartung so: Auch noch bei der Bewerbung auf Stellen, die offensichtlich unter ihrem Qualifikationsniveau liegen, wolle man von ihr hören: „Das habe ich schon immer machen wollen, das ist das Höchste für mich“. Hier kommt die andere Seite des „doppelten Subjektivierungsprozesses“ (Kleemann et al. 2002: 58) ins Spiel: nicht die individuelle, sondern die *betriebliche* Anforderung nach Subjektivität in der Arbeit. Heutige Bewerber sollen intrinsisch motiviert sein, bereit zur Selbststeuerung und zur Aktivierung subjektiver Leistungspotentiale. Auch der Lebenslauf muss dokumentieren, dass man sich in seiner Berufswahl nicht von extrinsischen Opportunitäten, sondern von subjektiven Zielvorstellungen leiten ließ und die angestrebte Tätigkeit als Entfaltungsraum für die eigene Person begreift.

Die doppelte Erfahrung einer Kritik an der Inkonsistenz der selbstbestimmten Langsicht bei gleichzeitiger Einforderung ebendieser Orientierung enthält für die Arbeitslosen die implizite – und dann auch nicht mehr widersprüchliche – Aufforderung, den eigenen ‚Blick zurück‘ in Bezug auf die aktuelle Nachfrage neu zu entwerfen, also die eigene Erwerbsbiographie so umzudeuten, dass das heute pragmatisch Mögliche als jenes erscheint, was man „schon immer [hat] machen wollen“. Expliziter noch formuliert das Arbeitsamt diese Aufforderung zur „Optimierung des Lebenslaufes“: In Beratungsgesprächen, Bewerbungstrainings, Umschulungen und Weiterbildungen wird die Spur vergangener Leistung beständig reformuliert und neu strukturiert. Die Arbeitslosen erfahren dies als einen Verlust von Verfügungsmacht sowohl über den ‚Blick zurück‘ als auch über die eigenen Zukunftspläne und Ziele. Sie sehen darin eine *Enteignung ihrer Biographie*.

Hier zeigt sich, dass die *Politik der Spurlosigkeit* die Spur vergangener Leistung nicht einfach auslöscht bzw. für irrelevant erklärt. Die entscheidende Veränderung liegt vielmehr in der *Umkehrung der Blickrichtung*: Die Spur vergangener Leistung begründet keine legitimen Ansprüche mehr in der Gegenwart. Vielmehr richtet sich der Blick von der *Gegenwart*, von der aktuellen Nachfragesituation ausgehend zurück in die Vergangenheit. Passt die individuelle Erwerbsbiographie zur aktuellen Nachfrage, ist sie eine wertvolle Ressource. Passt sie nicht, muss sie abgelegt oder umgeschrieben werden. Welche Spur sich in Gegenwart und Zukunft verlängern lässt, welche Langsicht sich heute und zukünftig auszahlen wird, unterliegt der Kontingenz des (Arbeits-)Marktes.

Die starke Betonung biographischer Selbstbestimmung ist die eine Reaktion der Arbeitslosen auf die drohende Enteignung ihrer eigenen Biographie. Die andere Reaktion besteht darin, die Erwartung hinsichtlich einer den eigenen Zielen und Qualifikationen adäquaten Beschäftigung in eine entfernte Zukunft zu verlagern. Dieser Bedürfnisaufschub entlastet sie – zumindest zeitweise – von der Frage, ob sich das Ziel ihrer Langsicht eigentlich jemals wird einlösen lassen. Wenn sie eine qualifikationsinadäquate Tätigkeit aufnehmen, ist dann aber ein rein *instrumenteller* Bezug Voraussetzung: Die Tätigkeit muss als Übergangslösung begriffen werden, als bloßer „Geldjob“, der die Konsistenz der eigenen Erwerbsbiographie nicht weiter berührt und aus ihr ausgesondert werden kann. Auch diese Strategie scheitert an der oben

skizzierten Erwartung hinsichtlich Subjektivität in der Arbeit, die ihnen von potentiellen Arbeitgebern entgegengebracht wird:

Ich kann in diesem Land nicht sagen, ich brauche den Job, Punkt. Und alles andere ist doch eigentlich nur, ob ich die Fähigkeiten habe, diesen Job auszuführen. Wie ich mich dabei fühle, ist doch gar nicht der Job des Arbeitgebers, das ist mein Problem. Dieses nicht alleine gelassen werden und im Grunde genommen auch nicht seine Sachen in die Hand nehmen zu können, das finde ich, das empfinde ich als das eigentliche Problem.

Selbständige

Im Vergleich zur Gruppe der Arbeitslosen finden wir bei den selbständig erwerbenden, hochqualifizierten Frauen⁷ eine stärkere Entkoppelung der Staturerwartungen vom langfristigen Zeithorizont. Während Erstere kurzfristige Zeitbezüge gerade nicht als statusrelevant begreifen, haben die Selbständigen diese in ihr Statusverständnis integriert. Allerdings wird die Haltung, dass sich aus dem ‚Blick zurück‘ und dem ‚Blick nach vorn‘ legitime Staturerwartungen ableiten lassen sollten, nicht grundsätzlich aufgegeben. Auch die Selbständigen versuchen, an einer langfristigen Reziprozitätsorientierung grundsätzlich festzuhalten, gleichzeitig wird aber diese Orientierung durch die Erfahrung der Kurzfristigkeit von Märkten, in denen sie als „Ein-Personen-Selbständige“ (Uhly 2002: 18 ff.) tagtäglich agieren, unterminiert. Dies führt dazu, dass Staturerwartungen teilweise auf kurzfristige Zeiträume ‚umgestellt‘ werden.

Im Folgenden soll zunächst dargelegt werden, welche Gestalt die Langsicht in der Gruppe der Selbständigen annimmt, um dann zu zeigen, wie diese partiell durch kurzfristige Reziprozitätserwartungen überlagert wird.

Den Schritt in die Selbständigkeit deutet die Gruppe als eine mehr oder weniger freiwillige Abkehr von aufgeschobenen Staturerwartungen, die im Rahmen institutionalisierter Karrierewege oder in Zeitvertragsverhältnissen nicht eingelöst wurden. Im Rückblick schildern sie ihre Angestelltenbiographie als enttäuschten Bedürfnisaufschub und als *Enteignungsgeschichte* im Sinne einer Enteignung von Fähigkeiten, von Leistungsergebnissen und von Zeit. Eine Marketingberaterin drückt dies so aus:

Also ich hatte in meinen Angestelltenjobs sicherlich auch Spaß und so weiter, aber ich hatte nie das Gefühl, dass ich mich selber verwirklichen kann, dass das meins ist oder. Dann war der Erfolg, den man hatte, der gehörte dann wieder dem Vorstand oder so. Also es war nie meins. Also es war immer irgendwie von einem Anderen, für den ich das gemacht habe.

Dass hier die Erfahrungen im Angestelltenverhältnis im Horizont von Selbstverwirklichungserwartungen bewertet werden, ist charakteristisch für die Gruppe der Selbständigen. Dieser normative Referenzpunkt scheint für die Rechtfertigung ihrer Neuorientierung, die ja wesentlich ein Schritt in die Ungewissheit war, von zentraler Bedeutung: Vor dem Hintergrund einer Orientierung an Selbstentfaltungsidealen, wie sie

⁷ Die interviewte Gruppe besteht aus Frauen zwischen 35 und 48 Jahren. Mit einer Ausnahme verfügen alle über ein Hochschulstudium. Sie sind zwischen einem und fünf Jahren in verschiedenen Dienstleistungsbereichen – Marketing, Kulturevents, Alternativmedizin und Touristik – selbständig erwerbstätig.

gegenwärtig in der kulturellen Nomenklatura allpräsent sind, wird die Gründung einer selbständigen Existenz als Aufnahme einer *Spur der Selbstverwirklichung* interpretiert. „Selbstverwirklichung“ steht dann primär – wie im Zitat angesprochen – für eine Wiederaneignung von Enteignetem, aber auch für die selbstverantwortliche Einlösung von Statusansprüchen. In der selbständigen Erwerbstätigkeit sieht die Gruppe gerade aufgrund der flexibilisierten Rahmenbedingungen eine größere Chance, ihre Entfaltungsansprüche realisieren zu können. Dabei wird primär auf die Zeitsouveränität wie auch auf die individuelle Gestaltbarkeit der Arbeit hingewiesen.

Insofern kann dieser berufliche Flexibilisierungsschritt als ein Versuch nachvollzogen werden, sich nicht aus einer Enttäuschung heraus grundsätzlich von Langfristerwartungen verabschieden zu müssen, sondern diese vielmehr in eine individualisierte, von institutionellen Vorgaben befreite Form transformieren zu können. Letztere zeichnet sich im Kern durch die Erwartung eines *sukzessiven Autonomiegewinns* aus.⁸ In einer solchen Form der Langsicht ist die Hoffnung auf einen Zuwachs an Selbstentfaltungsgelegenheiten in der Erwerbsarbeit leitend: Mehr und mehr soll die eigene Person mit ihren individuellen Fähigkeiten zur Entfaltung gebracht werden und genau hierfür gesellschaftliche Anerkennung erhalten. Einzig diese Erwartung rechtfertigt in ihren Augen noch einen (punktuellen) Bedürfnisaufschub.

Voraussetzung für eine Langsicht, die sich jenseits vorgespurter Berufslaufbahnen und institutioneller Sicherheiten konstituiert, ist in den Augen dieser neuen Selbständigen weniger eine kontinuierliche Akkumulation von Fähigkeiten und Wissen als vielmehr ein stetiger Ideenreichtum und eine *permanente Selbstvermarktung*. Besonders plastisch wird diese normative Perspektive in der Auseinandersetzung mit einer Fernsehdokumentation, die von mehreren Diskussionsteilnehmerinnen gesehen wurde und die von jungen ‚Karrieristen/innen‘ handelte. Diese wurden nach schnellem Aufstieg in einem Unternehmen arbeitslos und stürzten dabei, so die Interpretation der Gruppe, „total ab“. Spontan reagiert die Gruppe mit Unverständnis auf die Passivität nach der Entlassung, auf die ‚Absturzbereitschaft‘ der so genannten ‚Karrieristen/innen‘. Eine Selbständige, die früher in einem Unternehmen eine leitende Position innehatte, meint etwa zum Schicksal eines portraitierten arbeitslosen Marketingleiters:

Also ich fand, der hatte für so eine hoch dotierte Position, die der mal innehatte und der ja auch für die Vermarktung seines Unternehmens zuständig war, hatte der unheimlich wenig Ideen, was ihn selbst anbelangte.

Die mangelnden „Ideen“ bezogen auf die eigene Person führt die Diskussionsteilnehmerin neben einer generell diagnostizierten Entmündigung im Angestelltenverhältnis auf eine mangelnde Herausbildung einer eigenen Persönlichkeit zurück. Anders wird für sie kaum verständlich, warum der Marketingleiter sich nicht einfach eine „neue Visitenkarte“ machen lässt, wenn er so unter dem Statusverlust leidet. „Consultant“, so die Teilnehmerin, könne man doch immer schreiben.

Erklärt wird die Passivität der portraitierten Personen in der Fernsehdokumentation also mit einem im Unternehmen erfahrenen Individualitätsverlust und der mangel-

8 Eine ähnliche Deutungs- und Handlungslogik beschreiben Zinn und Eßer mit ihrem Typus der „Autonomisierung“ als einer spezifischen Form der Herstellung von biographischer Sicherheit. Dabei wird die „Biographiegestaltung primär als Problem [gesehen], gegenüber normativen Vorgaben Autonomie zu behaupten“ (Zinn/Eßer 2003: 55).

haften Ausbildung einer persönlichen Spur. Nur so wird für die Gruppe begreiflich, warum die portraitierten Arbeitslosen kein „individuelles Biographienmanagement“ (Baethge 1999: 39) betreiben, d.h. mit den vielfältigen Ressourcen ihrer Person – selbstverantwortlich – für den Erhalt des eigenen sozialen Status sorgen.

Diese Einschätzung macht deutlich, dass in der Form der Langsicht, wie sie die zitierte Selbständige wiedergibt, die Reziprozitätserwartung weitgehend *verinnerlicht* ist. D.h. nicht mehr die Gesellschaft und ihre Institutionen sind dafür verantwortlich, dass die persönlichen Investitionen sich eines Tages auszahlen und man entsprechende „Titel“ erhält, sondern in erster Linie die eigene Person.

Die Vorstellung einer selbstverantworteten Langsicht korrespondiert mit der gegenwärtig propagierten neuen Kultur des Unternehmertums (vgl. Bieback 2001; Bögenhold/Leicht 2000). Im aktuell proklamierten Unternehmertypus, der sich mit einer Ich-AG bescheidet, weil er sich und *nur sich* darin verwirklichen möchte, finden die selbständig erwerbenden Frauen ihre Erwartungen wieder. Zwar misstrauen sie dem *Selbstverwirklichungsversprechen* von Seiten der Politik, das heute das Aufstiegsversprechen deutlich übertönt. Dennoch ist die aktuelle gesellschaftspolitische Botschaft ein hoffnungsvolles Signal, weil damit in der Gesellschaft – so die Selbstwahrnehmung der Gruppe – nicht mehr „nur der toll [ist], der irgendwo 'n festen Vertrag hat, einen unbefristeten Vertrag“. Würde sich der soziale Status verstärkt an der Fähigkeit zur Durchsetzung der eigenen Person bemessen, stünde es um das Image der „kleineren Selbständigen“, die heute „auch schon mal 'n bisschen schief angeguckt werden“, viel besser.

Die transformierte Langsicht korrespondiert in dieser Gruppe also grundsätzlich sowohl mit den flexibilisierten Erwerbsbedingungen als auch mit den aktuellen gesellschaftspolitischen Leitbildern. In den Schilderungen der Gruppe zeichnet sich allerdings ab, dass eine solche Orientierung im konkreten prekarierten Arbeitsalltag wenig tragfähig ist. De facto erschweren die Rahmenbedingungen eine langfristige Selbstverwirklichungsperspektive. Zu dominant ist der alltäglich erfahrene *Zwang zur Kurzfristigkeit* angesichts des Konkurrenzdrucks und der starken Konjunkturabhängigkeit, wie sie die Ein-Personen-Selbständigkeit allgemein kennzeichnet (vgl. Haak/Schmid 2001: 169 ff.; Uhly 2002). Zermürend viel Arbeit – so berichten die Selbständigen – ist der kurzfristig kalkulierten Ertrags- und Statussicherung geschuldet; nicht selten lebt man von der Hand in den Mund. Die Erfahrung, zumindest zeitweise auf ein Leben nach dem Bedarfsprinzip (s.o.) zurückgeworfen zu sein, lässt ein an langen Zeiträumen orientiertes Autonomiestreben brüchig werden. Zu entbehrungsreich erscheint die Konzentration auf langfristige Investitionen, und so zeichnet sich eine *Überlagerung durch eine kurzfristige Erwartungsstruktur* ab. Besonders deutlich wird dies, wenn die befragten Selbständigen signalisieren, dass für sie eine klassische unternehmerische Langsicht wenig Motivierendes hat:

Mich würde das nicht motivieren, weil ich mich nie in so 'ner Karriere sehen würde. Ich würde mich überhaupt nicht darin sehen, da irgendwie über dreißig Jahre irgendwas so peu à peu aufzubauen, ne? Also ich glaub', so dieser, dieser Spaß an der geistigen Beweglichkeit, [...] an der Lust, dass was passiert, dass zum Beispiel wie jetzt so 'ne Krise da ist und dass jede Krise einem Chancen bietet. Dass ich mit jedem Wegbrechen von dem Markt, dass sich 'n neuer Markt auftut.

Hier zeigt sich, dass sich mit der *Lust an wechselhaften Gegenwartserfahrungen* ein Motivationsmuster ausbildet, das der prekarierten Situation angesichts wechselhafter Märkte adaptiert ist.⁹ Befreit vom Druck des sukzessiven Aufbaus, bei dem man erst eines fernen Tages die Früchte der Arbeit genießen kann, entsteht – so ihre Deutung – eine „Lust am Unternehmen“, die von *kurzfristigen Reziprozitätserwartungen* lebt. Die alltägliche Arbeit soll nicht mehr vor allem, wie Simmel noch forderte, „fortwährende Überwindung der Impulse zu Trägheit, Genuss, Erleichterung des Lebens“ (Simmel 1989: 583) sein, sondern sie soll selbst unmittelbar Belohnungen bereit halten, soll Quelle von Genuss, Anerkennung und Spaß sein. Demnach delegitimiert die Gegenwartsorientierung jeglichen Bedürfnisaufschub und rückt stattdessen die Erlebnisqualität der aktuellen Arbeit ins Zentrum.

Diese kurzfristigen Reziprozitätserwartungen bergen für die Selbständigen die Chance, den marktbedingten Zwang zur Kurzfristigkeit zu entproblematisieren, ja zu normalisieren. Besonders gut gelingt dies, wenn die Reziprozitätserwartung eng an eine Marktlogik geknüpft ist, d.h. wenn die Arbeit an der Marktgängigkeit der Produkte selbst als befriedigende Form der Entfaltung eigener Fähigkeiten erlebt wird, oder wenn im *zeitnahen Tausch von Dienstleistung gegen Geld* ein Zugewinn an Autonomie und/oder gar eine besondere Erlebnisqualität empfunden werden. Die Gewissheit vertraglich bindender Zusagen hinsichtlich zeitnaher Gegenleistungen wird dann als eine Befreiung aus der Rolle der Bittstellerin gedeutet: Zeitnah kann einfordert werden, was einem zusteht. Nicht nur ein Autonomiegewinn, sondern geradezu ein Lustgewinn wird mit einer solchen Gegenwartsorientierung assoziiert: Es geschafft zu haben, mit einem Kunden angemessene Vertragsbedingungen und einen leistungsadäquaten Preis auszuhandeln, wird als erfüllendes Erlebnis dargestellt. Und am Abend vor einer vollen Kasse zu stehen oder projektbezogen eine Rechnung schreiben zu können und zeitnah „die Kohle auf ’m Konto“ zu wissen wird zu einer sinnlichen Erfahrung. Im Ausspruch „ah, es ist schön, Geld zu verdienen und auszugeben“ sieht eine Raumgestalterin ihre „Vision, auf sichere Beine zu kommen“, zutreffend beschrieben. Geld verdienen wird hier symbolisch aufgeladen, wird gar zum Ort des Visionären. Mit dieser Aufladung gelingt es den Selbständigen, sich in ihrem Selbstverständnis von einer Gegenwartsorientierung zu distanzieren, die allein aus der Not geboren ist, die also der existenziellen Bedarfsdeckung geschuldet ist.

Noch expliziter erfolgt diese Abgrenzung in einer anspruchsvolleren Form der kurzfristigen Reziprozitätserwartung. Die Mehrheit der Gruppe will es nicht bei einem – wenn auch sinnhaft angereicherten – instrumentellen Gegenwartsbezug belassen, sondern erwartet von den eigenen Leistungen, dass diese „über ihr Geldäquivalent hinausragen“ (Simmel 1989: 566) und spontane Gesten der *Bewunderung* seitens der Auftraggeber auslösen. Nur in der freiwilligen ‚Gegengabe‘ liegt letztlich die wahre (statusrelevante) Wertschätzung. Mit dieser Erwartung verlassen sie das Terrain des ‚kalten‘ Tausches und betreten dasjenige einer *künstlerischen Reziprozitätslogik*. Diese muss sich konstitutiv jenseits einer vertraglich geregelten Tauschhandlung entwerfen, um im geschaffenen Werk das „Hinein[ge]wachsen[sein] der mit

9 Hörning et al. (1990) weisen in ihrer Studie über „Zeitpioniere“ ebenfalls auf eine starke Betonung der Gegenwartserfahrung hin. Allerdings interpretieren sie diese ausschließlich als ein selbst gewähltes Muster und als Ausdruck einer eigenständigen Art und Weise, sich mit Zeit auseinanderzusetzen. Nach strukturellen Bedingungsbeziehungen, die eine Gegenwartsorientierung befördern, fragen sie nicht.

nichts vergleichbaren Persönlichkeit“ (ebd.: 559) anerkannt zu wissen. Eine solche Reziprozitätserwartung ist jedoch überfordernd und konfliktreich, weil sie emotional und zeitlich einen „Wahnsinnsaufwand“ mit sich bringt, die Gegenleistung aber schlicht nach den Regeln des Marktes bemessen wird. Folgende Bemerkung einer Marketingberaterin mit Kunststudium verdeutlicht dies:

Ich bin eigentlich, so, glaube ich, eine ganz pfiffige Marketing-Frau. Dadurch, dass ich aber dieses künstlerische Denken im Kopf habe, dass mein Auftrag dann erfüllt ist, wenn alle sagen: oh, toll! Frau X, zehntausend Euro sind für Sie, ne? [...] Das ist so 'n Hang zur Selbstaussbeutung, eigentlich.

Bezeichnend ist hier, dass man nur sich selbst für die enttäuschten Erwartungen zeitnaher Anerkennungserfahrungen verantwortlich machen kann. Im Rahmen kurzfristiger Reziprozitätserwartungen ist ein entbehrungsreicher Alltag nicht mehr mit dem Verweis auf zukünftige Befriedigung zu rechtfertigen. D.h. den erbrachten Opfern kann im eigenen Bewertungshorizont – anders als bei den Arbeitslosen – kein Sinn abgewonnen werden. Ein in der Gegenwart ausbleibender Autonomie- und Lustgewinn und ein Anerkennungsdefizit sind nicht mehr als Anstrengungen begreifbar, die zukünftig umso mehr Gratifikation versprechen, sondern sind existenziell enttäuschend und tendenziell einem *persönlichen Versagen* zuzuschreiben. Als Folge diskontinuierlicher Anforderungen eines unberechenbaren Marktgeschehens sind sie für die von uns untersuchten Selbständigen jedenfalls nicht problematisierbar.

Zusammenfassend ist festzustellen, dass in beiden Formen der kurzfristigen Reziprozitätserwartung – in der symbolisch aufgeladenen instrumentellen und in der künstlerisch inspirierten – die Zukunft kaum mehr an eine Vorstellung von Fortschritt gebunden ist. Entweder, wie im ersten Fall, ist Zukunft primär eine „Dehnung der Gegenwart“ (Brose 1994), eine Wiederkehr der immer ähnlichen Suche nach neuen Tauschgelegenheiten. Oder sie ist – im letzteren Fall – gekennzeichnet durch die unspezifische Hoffnung, dass man eines fernen Tages für die „charomatisierten“ Leistungen (vgl. Schallberger 2004) doch noch herausragende persönliche Anerkennung erhält.

Auch wenn die kurzfristigen Zeitbezüge, die den Arbeitsalltag dominieren, eine individualisierte Langsicht konterkarieren, scheint Letztere dennoch eine stabilisierende Bedeutung zu behalten: Die Langsicht schützt vor der Erfahrung der Spurlosigkeit, der „Drift“ (Sennett), indem sie vergangene und zukünftige Tätigkeiten gleichermaßen in eine Spur der Selbstverwirklichung einzureihen vermag und damit eine „sinnhafte Entwicklungslinie“ (Zinn/Eßer 2003: 57) schafft. Die Überzeugung, dass die Durchsetzung der eigenen Person immer innerhalb des Marktes erfolgen muss, zeigt allerdings, dass auch der langfristige Zeitbezug weitgehend einer Marktlogik angepasst ist. Entsprechend fragil bleibt die Konstruktion einer identitätsrelevanten Konstante angesichts alltäglich erfahrener Inkonstanz.

Resümee

Unsere eingangs formulierte Vermutung war, dass unter den Bedingungen eines flexiblen Kapitalismus langfristige Orientierungen grundsätzlich erodieren. Wir mussten aber feststellen, dass sich in den Deutungen der beiden hier untersuchten Gruppen

nach wie vor zeitlich ausgedehnte Reziprozitätsnormen finden: Die in die Zukunft weisende Langsicht sowie der statuslegitimierende ‚Blick zurück‘. Allerdings erhält dabei die Langsicht eine spezifische Ausprägung, die sich von den zwei historischen Formen – der bürgerlichen und der institutionalisierten Langsicht – unterscheidet. Beide Gruppen entwerfen ihre Langsicht primär in Abgrenzung zu einer institutionalisierten Langsicht arbeitsgesellschaftlicher Prägung. Bei den hochqualifizierten Arbeitslosen steht die Negativfolie des „braven Steuerzahlers“, der normalbiographischen Standards folgt, für dieses überkommene Modell; die Selbständigen verweisen rückblickend auf ihre negativen Erfahrungen als Angestellte. Dagegen stellen beide Gruppen eine Perspektive, die sich zusammenfassend als *individualisierte Langsicht* bezeichnen lässt.

An dieser Stelle sei nochmals darauf hingewiesen, dass die beiden exemplarisch analysierten Gruppen eine Reihe von Spezifika aufweisen, die einer umstandslosen Verallgemeinerung der empirischen Rekonstruktion Grenzen setzen. Der Vergleich mit anderen Gruppen aus unserem Sample zeigt etwa, dass Niedrigqualifizierte kaum eine individualisierte Langsicht zeigen, sondern sich noch stärker auf Muster institutionalisierter Reziprozität beziehen, wenn auch in deutlich verunsicherter Weise. Bei anderen, hochqualifizierten Gruppen hingegen zeichnet sich eine Individualisierung der Langsicht als ein durchgängiges Muster ab, allerdings nicht immer so ausgeprägt wie bei den beiden hier untersuchten Gruppen. Dies mag damit zusammenhängen, dass sich sowohl die Arbeitslosen als auch die Selbständigen in einer prekären beruflichen Situation befinden, in der die Frage nach der Einlösbarkeit eigener Zukunftshoffnungen virulent wird. Genauere Auskünfte über die Verbreitung und Ausprägung der individualisierten Langsicht ließen sich nur durch weitere, spezifischer auf dieses Thema fokussierte Untersuchungen gewinnen.

Um die institutionalisierte und die individualisierte Langsicht im Vergleich der beiden Gruppen analytisch ertragreich voneinander abzugrenzen, ist es sinnvoll, verschiedene Dimensionen zu unterscheiden.

Da ist zunächst die Frage (1.), *von welchem Referenzpunkt aus der innere Zusammenhang der Langsicht* konstruiert wird, was also die verschiedenen Stationen einer Erwerbsbiographie zu einem übergreifenden Ganzen integriert. In der institutionalisierten Langsicht bildete das standardisierte Ablaufmuster normalbiographischer Statuspassagen bzw. beruflicher Laufbahnetappen diese Referenz. In der individualisierten Langsicht hingegen steht die *Person* im Zentrum. Sie ist es auch, die den inneren Zusammenhang der eigenen Erwerbsbiographie zu stiften hat. Allerdings zeigen sich in den beiden Fallbeispielen Unterschiede in der Art und Weise, wie dieser Zusammenhang jeweils beschaffen ist. Die Arbeitslosen fokussieren hier auf die *bewussten Zielsetzungen* jeder und jedes Einzelnen, die der Erwerbsbiographie die individuelle Richtung geben. Ihr Modell der individualisierten Langsicht impliziert daher ein höheres Maß an *Linearität und Konsistenz* als im Fall der Selbständigen. Letztere sehen die Spur der Selbstverwirklichung eher als einen *experimentellen Suchprozess* (vgl. Honneth 2002: 150), der nicht immer vollständig planbar und der bewussten Entscheidung zugänglich ist. Hier kommt es darauf an, permanente Aktivität, geistige Beweglichkeit und Ideenreichtum zu zeigen – immer auf der Suche nach *erweiterten, individuellen Entfaltungsmöglichkeiten* (vgl. auch Boltanski/Chiapello 2003: 154 ff.).

Die Differenzen von institutionalisierter und individualisierter Langsicht zeigen sich auch (2.) in der *Perspektive des Bedürfnisaufschubs*: Ging es in der institutionalisierten

sierten Form insbesondere darum, sich durch den Verzicht auf die unmittelbare Bedürfnisbefriedigung langfristige Karriereaussichten zu sichern, so ist die Perspektive in der individualisierten Langsicht das wesentlich ungewissere Projekt einer *Entfaltung der Person* in der Arbeit. Auch hier dokumentieren sich wieder die bereits diskutierten Unterschiede zwischen beiden Gruppen. Die Arbeitslosen haben die Hoffnung, dass ihr langfristiges, biographisches Projekt der Selbstverwirklichung sich irgendwann in einer Beschäftigung realisieren wird, die den eigenen Zielsetzungen entspricht. Dies erleichtert ihnen den Bedürfnisaufschub im Hier und Jetzt, erleichtert die Inkaufnahme ihrer aktuellen Arbeitslosigkeit und die vorübergehende Annahme eines „Geldjobs“. Bei den Selbständigen hingegen liegt ein wichtiges Motiv in der Erwartung eines substanziellen Autonomiegewinns. Für sie ist es wichtig, ihre aktuelle Tätigkeit niemals als bloßen Gelderwerb zu betrachten, sondern immer bereits als ersten autonomen Schritt aus Enteignungs- und Abhängigkeitsverhältnissen. Diese Haltung vermag sie zumindest teilweise mit der Prekarität ihrer aktuellen Lage zu versöhnen und macht die Aussicht erträglicher, dass der Schritt in die Selbständigkeit möglicherweise nicht der letzte Neuanfang in ihrer Erwerbsbiographie bleiben wird.

Drittens (3.) unterscheiden sich institutionalisierte und individualisierte Langsicht auch in der jeweiligen *Instanz*, die für die *Einlösung der zeitlich ausgedehnten Reziprozitätserwartungen* einzustehen hat. In der institutionalisierten Langsicht waren die Gesellschaft bzw. der Betrieb diese Instanz (vgl. Kohli 1994: 224). Die individualisierte Langsicht ist dagegen durch eine *verinnerlichte Reziprozitätserwartung* gekennzeichnet. Am markantesten zeigt sich dies im Fall der Selbständigen. Das betrieblich-institutionelle Reziprozitätsarrangement, das sie in ihrer Vergangenheit in Angestelltenberufen kennen gelernt haben, hat ihre Erwartungen enttäuscht. Mit dem Schritt in die Selbständigkeit nehmen sie die Verantwortung für die Einlösung ihrer Reziprozitätserwartungen ganz auf sich. Sie sind es selbst, die einen gesellschaftlichen Status außerhalb institutionalisierter Karrierewege begründen und sichern müssen. Der Markt, in dem sie sich bewegen, weist in ihrer Wahrnehmung keine Instanzen auf, an die sie langfristige Statuserwartungen adressieren könnten. Auch bei den Arbeitslosen zeigt sich ein ähnliches Muster. Zwar richten sie durchaus Forderungen an die Instanzen des Arbeitsmarktes. Aber diese Forderungen sind wesentlich defensiver Natur und kulminieren in der Erwartung, „allein gelassen“ zu werden, um „seine Sachen in die Hand nehmen zu können“. Angesichts der zentralen Relevanz, die das Konzept der ‚biographischen Selbstbestimmung‘ in ihrem Deutungsmuster einnimmt, ist es für sie grundsätzlich problematisch, überhaupt *positive* Statusansprüche an die Gesellschaft zu formulieren. Schließlich droht man sich damit in der eigenen Selbstverwirklichung von der Anerkennung anderer abhängig zu machen, also außen- und nicht selbstgesteuert zu handeln. In beiden Fällen bleibt letztlich die Person selbst verantwortlich für die Einlösung ihrer Reziprozitätserwartungen.

Schließlich (4.) nimmt mit der Umstellung auf eine individualisierte Langsicht auch das andere Element des zeitlich ausgedehnten Reziprozitätskonzeptes – *der ‚Blick zurück‘* – eine neue Form an. In der Rechtfertigung ihrer erreichten bzw. beanspruchten Statusposition stützen sich beide Gruppen weniger auf die Anzahl bereits durchlaufener, normalbiographischer Stusetappen, wie sie sich in Bildungszertifikaten und beruflichen Positionsbezeichnungen niederschlagen. Vielmehr verweisen sie auf ihren ganz individuellen Weg und die dabei gewonnenen Erkenntnisse, wo die persönlichen Potentiale liegen und wie diese am sinnvollsten in eine berufliche oder

unternehmerische Tätigkeit einzubringen sind. Hier wird einsichtig, warum beide Gruppen viel Zeit darauf verwenden, ihren Lebensweg darzustellen und ihre jetzige Situation zu erklären. Die Arbeitslosen wie die Selbständigen können im ‚Blick zurück‘ nicht mehr auf selbstredende Statussignale, wie sie die Sprache institutionalisierter Karrieren bereithält, zurückgreifen, sondern müssen immer von Neuem die eigene individuelle Spur und die damit verbundenen Leistungen kommunizieren. Dies ist insofern entlastend, als man das Gelingen einer Laufbahn nicht mehr von externen Regeln abhängig machen muss, sondern selbst über Erfolg und Misserfolg urteilen kann. Der Preis ist allerdings im Umkehrschluss, dass man die Schuld für das eigene Versagen nicht mehr den systemimmanenten Gerechtigkeitslücken institutionalisierter Karrierewege zuschreiben kann.

Die Unterschiede in der Relevanz des ‚Blicks zurück‘ erklären sich aus der je spezifischen Situation der beiden Gruppen: Die Selbständigen deuten die Gründung des eigenen Unternehmens als Neuanfang, als Aufnahme einer bisher verschütteten Spur der Selbstverwirklichung. Der ‚Blick zurück‘ nimmt die Gestalt einer *Negativfolie* an, vor der sie den Schritt in eine unsichere selbständige Erwerbstätigkeit legitimieren können. Die Arbeitslosen hingegen sehen sich im *Hier und Jetzt* von der Enteignung ihrer eigenen Biographie bedroht. Für sie ist der ‚Blick zurück‘ eine wichtige Ressource, um das Fortschreiben ihrer individualisierten Langsicht gegenüber den Flexibilitätsanforderungen der arbeitsmarktlichen Instanzen zu rechtfertigen.

In den rekonstruierten Orientierungsmustern spiegeln sich *übergreifende, gesellschaftliche Wandlungsprozesse*, die tendenziell eine individualisierte Langsicht befördern. Der eine Wandlungsprozess ist die bereits angesprochene „*normative Subjektivierung der Arbeit*“ (Baethge 1991). In dem Maße, wie die Arbeit als Raum der Selbstverwirklichung begriffen wird, verschieben sich auch die Referenzpunkte, an denen die Langsicht orientiert wird: weg von den institutionalisierten Laufbahnmustern, hin zur Person selbst und der individuellen Biographie.

Der zweite Wandlungsprozess betrifft die Veränderungen in den strukturellen Kontextbedingungen heutiger Erwerbsbiographien, die gemeinhin mit den Stichworten *Vermarktlichung, Flexibilisierung und Deregulierung* bezeichnet werden. Hier mussten wir feststellen, dass diese Prozesse nicht unbedingt zur Aufgabe langfristiger Reziprozitätserwartungen führen. Ein Grund dafür ist vermutlich, dass diese Entwicklungen das Versprechen in sich bergen, eine Selbstverwirklichungsperspektive könne letztlich unter flexibilisierten und deregulierten Erwerbsbedingungen angemessener honoriert werden, als es im Rahmen institutionalisierter Berufslaufbahnen und Karrierewege der Fall ist. Ein weiterer Grund für die Aufrechterhaltung einer Langsicht ist, wie die Fallbeispiele zeigen, dass die oben beschriebene *Verinnerlichung von Reziprozitätserwartungen* eine Möglichkeit bietet, die eigene Langsicht auch dort noch zu konservieren, wo äußere Garantien langfristiger Statussicherheit längst weggebrochen sind. Damit füllt die individualisierte Langsicht sinnhaft eine Leerstelle des „flexiblen Kapitalismus“, der selbst seinen Mitgliedern kaum plausibel machen kann, warum sich in einem weitgehend deregulierten, kontingenten Marktgeschehen Bedürfnisaufschub je auszahlen sollte. Ein Mindestmaß an Bereitschaft zum Bedürfnisaufschub stellt jedoch eine konstitutive Bedingung dar, auf die auch der flexible Kapitalismus nicht verzichten kann.

Allerdings zeigen die beiden hier rekonstruierten Fälle auch, wie *prekär* dieses Arrangement ist. Die Arbeitslosen wie auch die Selbständigen stoßen in dem Anspruch,

langfristige Zeitbezüge autonom strukturieren zu können, an deutliche Grenzen. In beiden Fällen sind es marktförmige Prozesse, die mit ihrem spezifischen Zeittakt diese Grenzen markieren. Für die Arbeitslosen liegt das zentrale Problem in der *Gegenwartszentrierung* des Marktes und dem damit verbundenen Anpassungsdruck durch den Arbeitsmarkt und die ihm dienenden Institutionen. Gegen diesen Druck, die eigene Langsicht auf die gegenwärtige Nachfrage hin umzudeuten, versuchen sie, ihre biographische Selbstbestimmung zu bewahren – allerdings mit wenig Resonanz. Für die Selbständigen ist es insbesondere die *Kurzfristigkeit* des Marktgeschehens, die stets prekäre Existenz von Auftrag zu Auftrag, die ihre individualisierte Langsicht immer wieder durchkreuzt und sie bisweilen auf ein Leben nach dem Bedarfsprinzip zurückwirft. Gegenwartszentrierung und Kurzfristigkeit – in diesen zwei Hinsichten unterminiert die Zeitstruktur gegenwärtiger Märkte grundlegend die Voraussetzungen jeglicher Langsicht. Damit droht eine Renaturierung der Lebens- und Arbeitskultur, ein Verlust der Kontrolle über die eigene Zeit (vgl. oben). Die Erfahrungen beider Gruppen zeigen, dass Märkte ohne konsistenten Vergangenheits- und Zukunftsbezug eine zeitlich ausgedehnte Reziprozitätsorientierung, wie sie dem modernen Verständnis von sozialem Status zugrunde liegt, systematisch unterlaufen.

Im *Umgang* mit dieser Problematik unterscheiden sich die Gruppen grundlegend: Während die Arbeitslosen – durchaus in Übereinstimmung mit einem politischen Diskurs, der ihnen gerne übertriebenes Anspruchsdenken unterstellt – eher ihre *Opferbereitschaft* unterstreichen und auf weiteren Bedürfnisaufschub setzen, sind die Selbständigen um eine *symbolische Aufwertung der Gegenwart* bemüht. Im direkten Tausch von Leistung und Gegenleistung, Arbeit und Rechnung, künstlerischem Werk und Bewunderung entdecken sie eine eigene Erlebnis- und Anerkennungsqualität, die sie – zumindest zeitweilig – die Prekarität ihrer Situation vergessen und von Langfristerwartungen absehen lässt. Die symbolische Aufwertung der Gegenwart entspringt hier keinem bloßen Hedonismus. Vielmehr ist sie für die Selbständigen geradezu existenziell, weil sie sich damit von einer rein bedarfsbegründeten Gegenwartsorientierung, die Bourdieu (1997: 295f.) ähnlich wie Elias der Klasse der Mittellosen zuschreibt, distinktiv unterscheiden können. Allerdings reicht auch für die Selbständigen ein solches, auf Unmittelbarkeit ausgerichtetes Reziprozitätskonzept allein nicht hin. Gegen die Gefahr einer zusammenhanglosen „Drift“ (Sennett) mobilisieren sie die Deutung einer sich in den unterschiedlichen Aktivitäten entfaltenden Persönlichkeit.

Trotz der Unterschiede im Umgang mit den Zumutungen gegenwartsfixierter, kurzfristiger Märkte ist den beiden Gruppen eines gemein: Beide treten gegen die entindividualisierenden Tendenzen eines renaturierten Zeitregimes an, aber für beide bleibt die Ungewissheit, ob sie sich einer (erneuten) Enteignung tatsächlich werden entziehen können. Und je ungewisser dies wird, desto wichtiger scheinen die selbstbeschwörerische Rede von der Selbstentfaltung im Erwerbsleben und der Glaube an die Machbarkeit einer eigenen Spur in der Zeit.

LITERATUR

Baethge, Martin (1991): Arbeit, Vergesellschaftung, Identität: Zur zunehmenden normativen Subjektivierung der Arbeit. In: Soziale Welt, Jg. 42, H. 1: 6-19.

- Baethge, Martin (1999): Subjektivität als Ideologie. Von der Entfremdung in der Arbeit zu der Entfremdung auf dem (Arbeits-)Markt? In: Gert Schmidt (Hg.): *Kein Ende der Arbeitsgesellschaft. Arbeit, Gesellschaft und Subjekt im Globalisierungsprozeß*, Berlin: Sigma: 29-44.
- Bauman, Zigmund (2004): Aufstieg und Niedergang der Arbeit. In: G. Gamm, A. Hetzel und M. Lilienthal (Hg.): *Die Gesellschaft im 21. Jahrhundert. Perspektiven auf Arbeit, Leben, Politik*. Frankfurt/M., Campus: 23-37.
- Behrens, Johann (1984): „Selbstverwirklichung“– Oder: Vom Verblässen aller Alternativen zur Berufsarbeit. Umfragen und Fallstudien zur Krise der Arbeit in Familie und Erwerbstätigkeit. In: Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny und Friedhelm Gehrman (Hg.): *Ansprüche an die Arbeit. Umfragedaten und Interpretationen*. Frankfurt/M.: Campus: 117-135.
- Bieback, Karl-Jürgen (2001): Der Versuch, neue Selbständigkeit und Scheinselbständigkeit sozialstaatlich zu regulieren. In: *Kritische Justiz*, Jg. 34, H. 1: 29-45.
- Bögenhold, Dieter und René Leicht (2000): „Neue Selbständigkeit“ und Entrepreneurship: Moderne Vokabeln und damit verbundene Hoffnungen und Irrtümer. In: *WSI Mitteilungen*, Jg. 12: 779-787.
- Bohnsack, Ralf (2000): *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung* (4. Aufl.). Opladen: Leske & Budrich.
- Boltanski, Luc und Ève Chiapello (2003): *Der neue Geist des Kapitalismus*. Konstanz: UVK.
- Bourdieu, Pierre (1997): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Braun, Hans (1977): *Leistung und Leistungsprinzip in der Industriegesellschaft. Soziale Normen im Wandel*. München, Freiburg: Verlag Karl Alber.
- Brose, Hanns-Georg (1994): Dimensionen einer reflexiven Ökonomie der Zeit. In: *Soziale Welt* (Sonderband 9): 209-226.
- Brose, Hanns-Georg und Bruno Hildenbrand (Hg.) (1988): *Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende*, Opladen: Leske + Budrich.
- Castel, Robert (2000): *Die Metamorphose der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit*. Konstanz: UVK.
- Dröge, Kai (2003): Wissen – Ethos – Markt. Professionelles Handeln und das Leistungsprinzip. In: Harald Mieg und Michaela Pfadenhauer (Hg.): *Professionelle Leistung – Professional Performance. Positionen der Professionssoziologie*. Konstanz: UVK: 249-266.
- Dröge, Kai, Sighard Neckel und Irene Somm (2006): *Das Leistungsprinzip als Deutungsressource. Zur Rekonstruktion von gesellschaftlichem Bewertungswissen*. In: R. Bohnsack, A. Przyborski und B. Schäffer (Hg.): *Das Gruppendiskussionsverfahren in der Forschungspraxis*. Opladen: Verlag Barbara Budrich (im Erscheinen).
- Elias, Norbert (1984): *Über die Zeit. Arbeiten zur Wissenssoziologie II*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Elias, Norbert (1999): *Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische Untersuchungen. Zweiter Band*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Gesterkamp, Thomas (2003): Freie Lanzenträger mit schwacher Rüstung. „Ich-Ags“ und die ideologische Verklärung der Selbstbeschäftigung. In: *Gewerkschaftliche Monatshefte*, Jg. 7: 483-439.
- Haak, C. und G. Schmid (2001): Arbeitsmärkte für Künstler und Publizisten: Modelle der künftigen Arbeitswelt? In: *Leviathan*. Jg. 29, H. 2: 156-178.
- Habermas, Jürgen (1976): *Zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Hoffmann, Edertraud und Ulrich Walwei (2002): Wandel der Erwerbsformen – Beschäftigungssituation von Frauen in Deutschland. In: Gerhard Engelbrech (Hg.): *Arbeitschancen für Frauen. Beiträge zur Arbeits- und Berufsforschung*. Nürnberg: Bundesanstalt für Arbeit: 67-92.

- Honneth, Axel (2002): Organisierte Selbstverwirklichung. Paradoxien der Individualisierung. In: Ders. (Hg.): Befreiung aus der Mündigkeit. Paradoxien des gegenwärtigen Kapitalismus, Frankfurt/M., New York: Campus: 141-158.
- Horkheimer, Max (1936): Egoismus und Freiheitsbewegung. Zur Anthropologie des bürgerlichen Zeitalters. In: Zeitschrift für Sozialforschung, Jg. 5, H. 2: 161-233.
- Hörning, Karl H., Anette Gerhardt und Matthias Michailow (1990): Zeitpioniere. Flexible Arbeitszeiten – neuer Lebensstil. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Kleemann, Frank, Ingo Matuschek und Günter G. Voß (2002): Subjektivierung von Arbeit: Ein Überblick zum Stand der soziologischen Diskussion. In: Manfred Moldaschl und Günter G. Voß: Subjektivierung von Arbeit. München: Hampp: 53-100.
- Kohli, Martin (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 37: 1-29.
- Kohli, Martin (1994): Institutionalisierung und Individualisierung der Erwerbsbiographie. In: Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim (Hg.): Riskante Freiheiten. Frankfurt/M.: Suhrkamp: 219-244.
- Moldaschl, Manfred und Dieter Sauer (2000): Internalisierung des Marktes. Zur neuen Dialektik von Kooperation und Herrschaft. In: Heiner Minssen (Hg.): Begrenzte Entgrenzungen. Berlin: Sigma: 205-224.
- Neckel, Sighard (1988): Entzauberung der Zukunft. In: Rainer Zoll (Hg.): Zerstörung und Wiederaneignung von Zeit. Frankfurt/M.: Suhrkamp: 464-486.
- Neckel, Sighard (2001): „Leistung“ und „Erfolg“. Die symbolische Ordnung der Marktgesellschaft. In: Eva Barlösius, Hans-Peter Müller und Steffen Sigmund (Hg.): Gesellschaftsbilder im Umbruch. Soziologische Perspektiven in Deutschland, Opladen: Leske & Budrich: 245-265.
- Neckel, Sighard und Kai Dröge (2002): Die Verdienste und ihr Preis: Leistung in der Marktgesellschaft. In: Axel Honneth (Hg.): Befreiung aus der Mündigkeit. Paradoxien des gegenwärtigen Kapitalismus, Frankfurt/New York: Campus: 93-116.
- Neckel, Sighard, Kai Dröge und Irene Somm (2004): Welche Leistung, welche Leistungsgerechtigkeit? Soziologische Konzepte, normative Fragen und einige theoretische Befunde. In: Peter A. Berger und Volker H. Schmidt: Welche Gleichheit, welche Ungleichheit. Grundlagen der Ungleichheitsforschung. Wiesbaden: VS-Verlag: 137-164.
- Offe, Claus (1970): Leistungsprinzip und industrielle Arbeit. Mechanismen der Statusverteilung in Arbeitsorganisationen der industriellen „Leistungsgesellschaft“. Frankfurt/M.: Europäische Verlagsanstalt.
- Offe, Claus (1998): Der deutsche Wohlfahrtsstaat: Prinzipien, Leistungen, Zukunftsaussichten. In: Berliner Journal für Soziologie, Jg. 8, H. 3: 359-380.
- Rammstedt, Ottheim (Hg.) (2003): Georg Simmels Philosophie des Geldes. Aufsätze und Materialien. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Rinderspacher, Jürgen P. (2000): Auf dem Weg in bessere Zeiten? Modernisierung zwischen Zeitsouveränität und Marktanpassung. In: Eckart Hildebrandt (Hg.): Reflexive Lebensführung. Zu den sozialökologischen Folgen flexibler Arbeit. Berlin: Edition Sigma.
- Schallberger, Peter (2004): Unternehmensgründer als Avantgardisten einer transformierten Leistungsethik? Fallrekonstruktiv-empirische Befunde (Unveröffentlichtes Vortragmanuskript).
- Schmid, Dorothea (1999): Zurück zur Jahrhundertwende? Alte und neue Selbständigkeit in Deutschland. In: Prokla. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft, Jg. 29, H. 4: 603-626.
- Sennett, Richard (1998): Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin: Berlin Verlag.
- Simmel, Georg (1989): Philosophie des Geldes. Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag.

- Somm, Irene (2006): „Max Horkheimer: Egoismus und Freiheitsbewegung. Zur Anthropologie des bürgerlichen Zeitalters.“ In: Axel Honneth (Hg.): Schlüsseltex-te der kritischen Theorie. Wiesbaden: VS-Verlag (im Erscheinen).
- Der Spiegel (2002): Jung, erfolgreich, entlassen. Die Arbeitslosigkeit erreicht die Mittelschicht. In: Der Spiegel, Nr. 33/2002.
- Uhly, Alexandra (2002): Zur Neuen Selbständigkeit. Eine segmentationstheoretische Analyse auf der Datenbasis des Sozio-ökonomischen Panels. Frankfurt/M.: Peter Lang.
- Weber, Max (1963): Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie. Tübingen: Mohr: 17-206.
- Wendorff, Rudolf (1980): Zeit und Kultur: Geschichte des Zeitbewusstseins in Europa. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Brose, Hans-Georg, Monika Wohlrab-Sahr und Michael Corsten (1993): Soziale Zeit und Biographie. Opladen: Leske + Budrich.
- Zentralstelle für Arbeitsvermittlung (2004): Der Arbeitsmarkt für hoch qualifizierte Fach- und Führungskräfte. Jahresbericht 2004 (ibv 11/04). Bonn.
- Ziegelmeyer, Veronika (2001): Sozialstaat in Deutschland: Ein Systemwechsel? In: Katrin Kraus und Thomas Geisen (Hg.): Sozialstaat in Europa. Geschichte, Entwicklungen, Perspektiven. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag: 63-88.
- Zinn, Jens und Felicitas Eßer (2003): Die Herstellung biographischer Sicherheit in der reflexiven Moderne. In: BIOS, Jg. 16, H.1: 46-63.

„Sünder“, „Dummer Junge“, „Opfer“, „Held“ ...

Biographische Selbstpräsentationen inhaftierter Jugendlicher

Stefan Weyers

Wie rekonstruieren inhaftierte Jugendliche ihre Straftaten und ihre „kriminelle Karriere“ in lebensgeschichtlicher Perspektive? Wie präsentieren sie sich in biographischen Erzählungen als Akteure strafbarer Handlungen? Wie integrieren sie die Delinquenz in ihre Biographie? Welche *moralische* Perspektive auf sich und das eigene Tun nehmen sie dabei ein? Diesen Leitfragen liegt die Überlegung zugrunde, dass das Begehen von (schwereren) Delikten und die Erfahrungen der Verurteilung vor Gericht und der Gefängnisinhaftierung bedeutsame lebensgeschichtliche Erlebnisse sind, die von den Akteuren interpretiert, bewertet und in die Biographie integriert werden. Schwere Verstöße gegen moralische Normen haben zudem hohe moralische Relevanz. Sie sind daher nicht nur gegenüber der sozialen Umwelt, sondern auch vor sich selbst in hohem Maße erklärungsbedürftig: Sie müssen gerechtfertigt oder entschuldigt, verurteilt oder in einer anderen Art und Weise bearbeitet werden.

Die folgende Analyse biographischer Rekonstruktionen und Selbstpräsentationen stützt sich auf biographisch-narrative Interviews und ist Teil einer breit angelegten Untersuchung zur moralischen Entwicklung und Sozialisation straffälliger Jugendlicher (Weyers 2004). Die Fragestellung des Beitrages ist daher primär moraltheoretisch ausgerichtet: Biographieanalytische Methoden und Konzepte sollen für die Untersuchung moralisch relevanter Aspekte fruchtbar gemacht werden. Meine These ist, dass die Art der biographischen Selbstpräsentation und der retrospektiven Bewertung der Straftaten moralpsychologisch aufschlussreich ist und wichtige Hinweise auf moralische und biographische Wandlungsprozesse liefern kann.

Zur Erläuterung des Entstehungskontextes der Arbeit werden im Folgenden zunächst die Fragestellung und einige Ergebnisse der Gesamtuntersuchung vorgestellt (1). Die weiteren Ausführungen widmen sich der Untersuchung der biographischen Rekonstruktionen der Akteure: Zunächst wird die methodische Vorgehensweise expliziert (2), dann die Beziehung von biographischer Erzählung und sozialer Abweichung thematisiert (3). Den Kern des Beitrags bildet die Darstellung von sechs Typen der Selbstpräsentation und der subjektiven Rekonstruktion der Straftaten anhand exemplarischer Fallanalysen (4). Abschließend werden die Ergebnisse der Studie diskutiert (5).

1. Die Ausgangsfrage: Moral und Delinquenz

Die Studie entstand im Rahmen der wissenschaftlichen Begleitung eines Modellversuchs im Jugendstrafvollzug, der sich an Kohlbergs (1986) Ansatz der Demokratieer-

ziehung orientierte.¹ Ausgangspunkt der Untersuchung war die Frage, von welchen entwicklungspezifischen Voraussetzungen auf Seiten der Akteure bei der Konzeption von Modellen demokratischer Partizipation im Strafvollzug auszugehen ist und welche Relevanz dabei den kriminologischen Annahmen Kohlbergs zukommt.

In der Stufentheorie der Entwicklung des moralischen Urteils (Kohlberg 1984) wird die Moralentwicklung als Konstruktionsprozess verstanden, in dem das Individuum in Interaktion mit seiner sozialen Umwelt ein Verständnis dieser Welt aufbaut und den eigenen Erfahrungen Sinn verleiht. Die Moralstufen sind demnach entwicklungspezifische Deutungsmuster, sie stellen qualitativ verschiedene Arten des Urteils dar, welche die Interpretation der Welt und der eigenen Erfahrungen anleiten. Moralische Entwicklung sensu Kohlberg vollzieht sich als Aufbau und Transformation moralischer Strukturen. Er nimmt an, dass die intellektuelle Entwicklung (Piaget 1940) und die Entwicklung der Fähigkeit zur Perspektivenkoordination (Selman 1980) notwendige, aber nicht hinreichende Voraussetzungen für die Entwicklung der moralischen Urteilsfähigkeit sind.

In seinen empirischen Untersuchungen hat Kohlberg anhand hypothetischer moralischer Dilemmata untersucht, wie Personen moralische Konflikte und die Richtigkeit von Handlungen beurteilen. Bei der Stufenbestimmung orientierte er sich nicht an der Präferenz für bestimmte Werte oder Handlungen, sondern daran, welche sozialen Perspektiven in den Urteilsbegründungen berücksichtigt werden. Er unterscheidet drei Niveaus, die je zwei Stufen beinhalten. Auf *präkonventionellem Niveau* orientieren Menschen sich an Interessen und Bedürfnissen von ego und alter. Sie urteilen aus einer egozentrischen Perspektive (Stufe 1) oder beziehen einen konkreten anderen in ihre Sichtweise mit ein (Stufe 2). Auf *konventionellem Niveau* orientieren sie sich an sozialen Erwartungen, Rollen und Verpflichtungen. Sie nehmen in ihrem Urteil Perspektiven ein, die Beziehungen im sozialen Nahraum (Stufe 3) oder das gesellschaftliche System (Stufe 4) berücksichtigen. Auf *postkonventionellem Niveau* schließlich orientieren Personen sich an Menschenrechten und dem Sozialvertrag oder an universalen ethischen Prinzipien. Dabei wird eine der Gesellschaft vorgelagerte Perspektive rationaler Individuen (Stufe 5) oder der „moral point of view“ (Stufe 6) eingenommen. Die Theorie impliziert eine mit jeder höheren Stufe zunehmend komplexere Deutung moralischer Konfliktsituationen, es werden immer mehr Perspektiven berücksichtigt und miteinander koordiniert.

Die Moralstufen ließen sich in einer Vielzahl von Untersuchungen bestätigen, auch im Kulturvergleich (Eckensberger 1993). Aber was messen die Stufen genau? Kohlberg (1971) ging zunächst von einer engen Beziehung von moralischem Urteil, moralischer Motivation und moralischem Handeln aus, in dem Sinne, dass die Einsicht in das Richtige auch dazu motiviert, das Richtige zu tun. Später hat er die Differenz zwischen moralischem Urteil und moralischem Handeln klarer gesehen. Zwar gibt es im Laufe der Stufenentwicklung eine zunehmende Konsistenz zwischen moralischem Urteil und moralischem Handeln, eine weitgehende Übereinstimmung zeigt sich aber erst auf Stufe 5 (Kohlberg/Candee 1984). Kohlberg hat die Stufen in seinem Spätwerk als *Rekonstruktion der Ontogenese des Gerechtigkeitsdenkens* verstanden. Die Stufen sind also Stufen des *Denkens*, nicht des Handelns oder der Identität; sie

1 Das Projekt am Erziehungswissenschaftlichen Seminar der Universität Heidelberg wurde von der DFG vier Jahre gefördert (vgl. Brumlik 1998; Sutter/Baader/Weyers 1998; Sutter 2003a/b; Weyers 2003).

erfassen die Kompetenz bzw. Komplexität, mit der Personen moralische Konflikte beurteilen können.²

Auch Delinquenz analysiert Kohlberg im Rahmen seiner Stufentheorie. Gestützt auf 13 empirische Studien postulierten Kohlberg und Mitarbeiter, dass jugendliche Straftäter vorwiegend auf den präkonventionellen Stufen 1 und 2 urteilen. Dem Moralurteil ab Stufe 3 wird dagegen eine hemmende Funktion gegenüber Delinquenz zugeschrieben, es gilt als wichtige Bedingung, um delinquente Handlungsimpulse zu kontrollieren (Jennings/Kilkenny/Kohlberg 1983). Diese Thesen sind aus empirischer wie theoretischer Sicht problematisch: Die berichteten Befunde beziehen sich nur auf Jugendliche bis etwa 16 Jahre; die Thesen sind mit Kohlbergs eigenen Analysen zum Verhältnis von moralischem Urteil und Handeln nicht vereinbar (Kohlberg/Candee 1984); zudem erscheint es fragwürdig, einen starken Zusammenhang zwischen *globalen Urteilsstrukturen* und *kontextspezifischen Handlungen* zu postulieren.

Eine umfassende moraltheoretische Betrachtung von Delinquenz erfordert die Integration weiterer Dimensionen der Moralentwicklung. In Bezug auf Handeln gilt vor allem die Verankerung der Moral in der Person, die moralische *Motivation*, als Desiderat der Stufentheorie (Blasi 1993; Nisan 1993; Nunner-Winkler 1993; Keller 1996). In der Moralforschung ist zudem ein starker Trend zur *Kontextualisierung* moralischer Urteile zu verzeichnen. Dieser Trend speist sich aus der Einsicht, dass sich die Alltagsmoral der Subjekte – anders als die epistemischen Urteilsstrukturen, die Kohlberg im Blick hatte – nicht mittels hypothetischer Dilemmata untersuchen lässt, sondern der Analyse biographisch bedeutsamer Themen und Konflikte bedarf. Trotz dieser Kritikpunkte gelten Kohlbergs kriminologische Thesen in der strukturgenetischen Moralforschung als weitgehend gesichert (Arbutnot et al. 1987; Gregg et al. 1994; Oser 1999); zahlreiche Interventionen im Strafvollzug stützen sich auf diese Annahmen (Hickey/Scharf 1980; Gibbs 1991).

Ziel der Untersuchung war es, Kohlbergs Thesen zu prüfen und weiterführende Perspektiven auf den Gegenstand zu eröffnen: Neben der moralischen Urteilskompetenz wurden daher die moralische Orientierung, die allgemeine Akzeptanz moralischer Normen, die Bildung und soziale Herkunft der Akteure, ihre Straftaten und biographische Rekonstruktionen des eigenen Tuns untersucht. Die Ausgangsstichprobe umfasst 30 zufällig ausgewählte männliche Insassen einer Jugendstrafanstalt zwischen 16 und 23 Jahren.³ Die Ergebnisse zeigen, dass alle Probanden wichtige moralische Normen im Allgemeinen akzeptieren; sie widersprechen zudem Kohlbergs zentraler Annahme, straffällige Jugendliche urteilten vorwiegend auf den Moralstufen 1 und 2: 19 Probanden erreichen die Stufe 3, fünf die Übergangsstufe 3/4 und zwei die Stufe 4. Nur vier von 30 Personen argumentieren im Übergang von Stufe 2 zu Stufe 3, weisen also eine deutliche Entwicklungsverzögerung auf (Weyers 2004, 160

2 Wer auf Stufe 3 urteilt, kann vermutlich Konflikte des sozialen Nahraums adäquat beurteilen, er kann jedoch komplexe gesellschaftliche Themen wie aktive Sterbehilfe, staatliche Folter oder Watergate nicht angemessen rekonstruieren. Kohlberg und Candee (1984) haben anhand des Watergate-Skandals die Äußerungen von Nixon und seiner Gruppe untersucht und vertreten die These, dass Nixon die amerikanische Verfassung, die Stufe 5 voraussetzt, gar nicht verstanden hat.

3 Die Probanden stammen vorwiegend aus der Unterschicht (n=21), 16 sind deutscher, zehn türkischer Nationalität. Sie haben schwerere Raub-, Körperverletzungs- und Diebstahlsdelikte sowie in geringerem Maße Tötungs-, Sexual- und Drogendelikte verübt und wurden zu Haftstrafen zwischen 1,5 und 8 Jahren verurteilt.

ff.). Es zeigt sich auch kein Zusammenhang zwischen der Moralstufe und der Schwere der Tat, diese scheint jedoch in einer moderaten Beziehung zur moralischen Orientierung (Moraltyp) zu stehen.

Im Anschluss an Piaget (1932) postulierte Kohlberg die Entwicklung von einem heteronomen A- zu einem autonomen B-Typ des moralischen Urteils.⁴ Die Typen bilden eher die intuitive moralische Orientierung einer Person ab als ihre kognitive Kompetenz. Zahlreiche Studien belegen, dass der Moraltyp in engerer Beziehung zum Handeln steht als die Stufen 1 bis 4 (Kohlberg/Candee 1984; Krettenauer/Edelstein 1999), daher erscheint er auch im Hinblick auf Delinquenz relevant. Diese Typologie wurde erweitert, da die Argumentation vieler Probanden so zweideutig war, dass sie nicht sinnvoll A oder B zuzuordnen war. Daher wurde ein *ambivalenter* Übergangstyp (Typ A/B) gebildet. Er lässt sich als kognitiv differenziertere Form des Typs A verstehen und ähnelt einer Gruppenmoral.⁵ Da Typ B eine stärkere Verpflichtung und Verallgemeinerung moralischer Urteile impliziert, wurde erwartet, dass Delinquenz eher mit den Typen A und A/B korrespondiert. Die Befunde bestätigen diese These, aber immerhin ein knappes Drittel der Probanden urteilt autonom (im Sinne von Typ B). Moral scheint bei diesen Jugendlichen ein wichtiger Bestandteil der Identität zu sein. In Bezug auf die Schwere der Tat deutet sich ein Zusammenhang an: Personen des autonomen Typs begangen deutlich seltener schwere Straftaten. Aber vielleicht ist es sinnvoller, die Blickrichtung umzudrehen: Das eigene Tun, die Verurteilung und die Inhaftierung müssen in die Biographie integriert werden und können Anlass für biographische Wandlungsprozesse sein. Wenn Typ B mit einer umfassenden Selbstbindung an Moral einhergeht, dann müsste sich dies auch in der *retrospektiven* Bewertung der Straftaten widerspiegeln.

Jugendliche Delinquenz ist häufig Ausdruck von Gruppenprozessen und Anerkennungsverhalten, von Experimentieren mit Grenzen und biographischen Problemkonstellationen (Böhnisch 1999; Fend 2000). Gerade in der Jugendphase werden Normen auf die Probe und in Frage gestellt. Aus dem Begehen von Straftaten lässt sich daher nicht auf Defizite in der Moralentwicklung schließen. Zudem gibt es auch bei Personen mit „krimineller Karriere“ Entwicklungsprozesse, die mit biographischen Wandlungsprozessen einhergehen. Somit erscheint gerade die *nachträgliche* Reaktion der Akteure von Bedeutung. Denn nicht nur das Handeln, sondern auch die eigene Reaktion darauf ist ein wichtiger Indikator für die Moralität: „Aus dieser Perspektive könnte ein Mensch hochmoralisch sein, selbst wenn er Handlungen begeht, die moralisch fragwürdig oder geradewegs unmoralisch sind; in diesem Falle ließe sich die Integration von Moral in die Persönlichkeit an der Reaktion auf die eigene Handlung erken-

4 Kriterien für *heteronome* Urteile sind die Orientierung an Regeln und Autoritäten, die Dominanz instrumenteller Erwägungen, geringe Reversibilität, das Fehlen einer klaren Werthierarchie und eine extrinsische Verpflichtung. *Autonome* Urteile sollen dagegen weitgehend unabhängig von Autoritäten erfolgen, gegenseitigen Respekt beinhalten, intrinsisch verpflichtend und reversibel sein, eine klare Werthierarchie ausdrücken und generalisiert werden, d.h. für jeden in vergleichbaren Umständen gelten (Colby/Kohlberg 1987, 315 ff.).

5 Typ A/B ist nicht systematisch begründet, sondern empirisch gewonnen. Charakteristisch ist, dass moralischen Normen ein hoher Wert beigemessen, im Konflikt zwischen moralischen Anforderungen und Eigeninteressen aber letzteren der Vorrang eingeräumt wird (Weyers 2004, 210 ff.). Typisch ist auch die Inkonsistenz zwischen Sollens-Urteilen („er sollte...“) und konkreten Handlungsorientierungen („ich würde aber...“).

nen: an Bedauern, Schuld oder konkreten Anstrengungen, den Schaden wiedergutzumachen und die eigenen Werte wiederherzustellen“ (Blasi 1993, 145).

2. Methodisches Vorgehen

2.1 Untersuchungsstrategie und Stichprobe

Im Sinne dieser Argumentation wurde untersucht, wie die inhaftierten Jugendlichen ihre Straftaten und sich selbst als Akteure darstellen: Wie rekonstruieren, deuten und bewerten sie ihre Taten *retrospektiv*? Wie präsentieren sie sich als Straftäter? Werden die Taten überhaupt als moralisch relevant interpretiert? Welche Bedeutung haben Strategien der Rechtfertigung, Entschuldigung oder Verleugnung? Gibt es Verurteilungen der Tat, Bedauern darüber oder Gefühle der Scham und Schuld? Gibt es einen Zusammenhang zwischen der Art der Selbstpräsentation und dem Moraltyp, der Moralstufe oder der Schwere der Tat?

Biographisch-narrative Interviews wurden eingesetzt, weil erfasst werden sollte, wie die Probanden ihre Straftaten im lebensgeschichtlichen Kontext rekonstruieren und wie sie sich als Akteure präsentieren. Ein offener narrativer Zugang erscheint zudem besonders geeignet, das Relevanz- und Orientierungssystem der Subjekte abzubilden. Normative Orientierungen und Deutungen lassen sich nicht einfach abfragen, insbesondere wenn es um den Verstoß gegen elementare soziale Normen geht. Daher sollten Vorstrukturierungen durch den Interviewer soweit wie möglich vermieden werden. Um zu verstehen, welche Rolle moralische Aspekte überhaupt für die Rekonstruktion der Straftaten spielen und um eine starke Orientierung an den vermeintlichen Erwartungen des Interviewers zu vermeiden, wurde keine *moralische* Fragestellung vorgegeben, sondern ganz allgemein nach der Lebensgeschichte gefragt.

Die Untersuchung folgt primär einer explorativen Untersuchungsstrategie, ihr liegen aber auch Hypothesen und Vorannahmen zugrunde, die im Sinne qualitativer Verfahren geprüft werden sollen (Oswald 1997). Im Kontext der Gesamtuntersuchung interessiert vor allem die Frage, ob sich Personen der verschiedenen Moralstufen und Moraltypen in ihrer biographischen Selbstpräsentation voneinander unterscheiden – insbesondere im Hinblick auf die *moralische Perspektive*, die sie auf sich und ihre Taten einnehmen. Die bisherigen Befunde legen eine solche Annahme insbesondere für den Moraltyp nahe. Überdies könnte die Schwere der Tat für die Art der Selbstdarstellung von Bedeutung sein. Aus diesen Fragestellungen der Untersuchung ergeben sich die Kriterien für die Fallauswahl (Merkens 2000). In der Stichprobe sollten ausreichend Probanden der drei Moraltypen, insbesondere des Typs B, enthalten sein. Zudem ist eine möglichst große Variation im Entwicklungsniveau des Moralurteils und im Delikttyp wünschenswert. Obgleich die Altersverteilung mit 16-23 Jahren relativ ausgewogen ist, erscheint auch hier eine Variation sinnvoll. Die genannten Kriterien sind erfüllt. Bei den 17 Probanden, mit denen biographische Interviews durchgeführt wurden, liegt eine ausreichende Streuung in Bezug auf Alter, Delikttyp, Moralstufe und Moraltyp vor.⁶

6 Von den ursprünglich 30 Probanden wurden fünf zwischenzeitlich in eine andere Anstalt verlegt, vier weitere waren nicht zu einem biographischen Interview bereit. Vier Probanden wurden nicht gefragt; in zwei Fällen, weil ihnen nicht zugemutet werden sollte, ihre Straftat (Mord) zu erzählen, zweimal waren erhebliche Sprachprobleme ausschlaggebend.

2.2 Interviewerhebung

Die biographischen Interviews fanden unter vier Augen in einem Raum des Gefängnisses statt. Dieser Ort legt eine starke Thematisierung der Straftaten nahe und ermöglicht keine Distanz von diesem Teil der Lebensgeschichte. Förderlich war das Vertrauensverhältnis, das durch zwei vorausgehende Interviews zum moralischen Urteil aufgebaut wurde. Im Anschluss an das zweite Moralinterview wurde jeder Proband gefragt, ob er bereit sei, bei einem weiteren Treffen seine Lebensgeschichte zu erzählen. Um keine Fokussierung auf die Straftaten nahe zu legen, wurde im Interview, das 1-2 Wochen später stattfand, zunächst ganz allgemein um die Erzählung der Lebensgeschichte gebeten. Nach der Eingangserzählung erfolgten weitere Erzählstimuli zu Schule, Familie und den Straftaten. An unklar gebliebene Erzählpassagen wurde angeknüpft und um ausführlichere Darstellung gebeten. Die ersten Fragen des Leitfadens zielten dann auf die Rekonstruktion damaliger Handlungen und Handlungsoptionen der Akteure und auf ihre Motive. Anschließend wurde nach der Bewertung der Handlung, nach den Motiven aus heutiger Sicht und nach der Bewertung der erhaltenen Strafe gefragt. Eine Frage zum Rückblick auf das bisherige Leben diente einer allgemeinen Bilanzierung. Die Frage nach dem Ausblick auf das zukünftige Leben sollte Aufschluss geben über die Lebensplanung, Entwürfe von Normalität und Befürchtungen.

In den Moralinterviews wurden die Straftaten von vielen Akteuren *spontan* thematisiert, im Anschluss an Fragen, die für Übertragungen auf die eigene Straffälligkeit prädestiniert sind. 22 Personen rekurrierten bei den allgemeinen Fragen zu Gesetzen, Gesetzesverstößen und zum Gewissen auf die eigenen Taten, zumeist kurz, manchmal auch ausführlich. Auch diese Passagen wurden in die Analyse mit einbezogen. Da in 14 der 22 Fälle biographische Interviews vorliegen, sind hier Kontrastierungen der Äußerungen möglich.

2.3 Auswertung der Interviews

Aus der primär moraltheoretischen Ausrichtung der Studie ergeben sich deutliche Abweichungen vom üblichen Auswertungsverfahren narrativer Interviews. Nach einer ersten am Material orientierten Konzept- und Hypothesenentwicklung (Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997) erfolgt die Auswertung in vier Schritten:

Biographische Selbstpräsentation und Rekonstruktion der Straftaten

Biographische Darstellungen werden durch die aktuelle Erzählsituation strukturiert. Auch Aussagen über das frühere Erleben bilden nicht einfach die Vergangenheit ab, sondern sind Rekonstruktionen von heute aus gesehen. Rosenthal (1995, 215 ff.) unterscheidet daher zwischen *erzählter* und *erlebter* Lebensgeschichte und empfiehlt, zunächst erstere zu analysieren, da die gegenwärtige Perspektive des Erzählers jede Erzählung des Vergangenen beeinflusst. Dem folgt die vorliegende Untersuchung, die sich ja primär auf die Gegenwartsperspektive der Akteure richtet. Aufgrund der Zielsetzung der Arbeit ist die Analyse zwar an der zeitlichen Strukturierung der Darstellung orientiert, verfährt jedoch nicht strikt sequenzanalytisch: Vor allem die thematisch interessierenden Textpassagen werden in den Blick genommen. Von Interesse ist, *welche* Themen und Ereignisse dargestellt werden und *wie* dies geschieht: an

welcher Stelle des Interviews, in welcher Art, wie ausführlich etc. Von Bedeutung ist aber auch, was *nicht* thematisiert wird. Auch an den Äußerungen über *frühere* Relevanzsysteme interessieren vor allem die Gefühle, Orientierungen und Deutungen, die auf die Straftaten bezogen sind. Relevant erscheint insbesondere, ob es eine Kontinuität oder einen Wandel zwischen der Darstellung des Vergangenen und der aktuellen Perspektive gibt. Differenzen könnten Ausdruck biographischer Wandlungsprozesse sein. Aufschlussreich wäre aber auch, wenn sich im Interview keinerlei Distanz zum *damaligen* Erleben erkennen ließe.

Das Hauptaugenmerk der Analyse gilt den Kategorien, die aus moraltheoretischer Perspektive von Bedeutung sind: moralische Deutungen, Bewertungen und Gefühle (oder deren Fehlen); Strategien der Verantwortungsabwehr; frühere und aktuelle Orientierungsmuster; Gesamtbilanzierung und Zukunftserwartungen; biographische Kontinuität oder Wandlungsprozesse.

Juristische Rekonstruktion der Taten

Deutungen über Vergangenes lassen sich nicht unabhängig vom Vergangenen interpretieren, für die Analyse der aktuellen Selbstpräsentation als „Straftäter“ ist daher das Wissen um die verübten Delikte zumindest hilfreich, wenn nicht notwendig. Im Zusammenhang mit einer anderen Teilstudie hatten die Probanden neun Monate vor dem biographischen Interview ihr Einverständnis zur Einsichtnahme in die Gerichtsakten erklärt.⁷ Mit den Gerichtsurteilen stehen somit externe Beschreibungen der Handlungsabläufe zur Verfügung. Die handlungslogische Analyse der Akten stützt sich auf den in den Gerichtsverfahren rekonstruierten Tathergang: Welche Handlungen hat A zu welcher Zeit, in welcher Situation, mit wem und gegenüber wem ausgeübt? Die juristische Rekonstruktion stellt natürlich nicht die „Wahrheit“ dar, aufgrund der objektivierenden Funktionsweise von Gerichtsverfahren dürften jedoch die groben Umrisse des rekonstruierten Tathergangs – also nicht alle Details des Geschehens oder die unterstellten Motive – in aller Regel zutreffen. Dafür spricht auch die Tatsache, dass sie mit den Schilderungen der meisten Akteure weitgehend übereinstimmen.

Kontrastierung von juristischer und biographischer Rekonstruktion

Hier werden die Tatrekonstruktionen der Gerichte und der Akteure miteinander kontrastiert. Dieser Analyseschritt hat zwei Funktionen. Zum einen dient er der *Validierung*: Stimmen die Darstellungen weitgehend überein, so spricht dies für ihre Glaubwürdigkeit. Zum anderen hat der Vergleich die Funktion eines *Korrektivs*, sofern es erhebliche Abweichungen gibt. Auch die juristische Rekonstruktion ist nicht objektiv, sie kann aber eine Einschätzung ermöglichen, inwieweit die biographische Erzählung plausibel ist und welche Rolle Auslassungen oder „Verzerrungen“ spielen. Zwar ist nicht grundsätzlich von einem Primat der gerichtlichen Rekonstruktion auszugehen, in den stark diskrepanten Fällen der Studie gibt es jedoch gute Gründe, eher an der Darstellung der Insassen zu zweifeln: Z.B. gestand ein Proband vor Gericht mehrere Raubüberfälle, nennt im Interview jedoch lediglich Drogendelikte. Ein anderer ver-

⁷ Kein einziger Proband hat im Interview auch nur ansatzweise auf diese Vereinbarung rekurriert oder angedeutet, ich müsste die Delikte kennen. Dies und die von Geständnissen vor Gericht zum Teil abweichenden Darstellungen sprechen dafür, dass den Akteuren dieser Umstand im Interview nicht mehr bewusst war.

schweigt das (gestandene) Sexualdelikt, für das er in Haft ist. Ein weiterer Akteur deutet einen Raubüberfall mit versuchtem Mord (so das Gericht) zu einem Akt der Notwehr um. Es ist evident, dass die Kenntnis der Delikte und wichtiger Tatumstände in einigen Fällen entscheidende Hinweise für die Interpretation der biographischen Selbstdarstellungen liefert.

Typenbildung

Dieser Schritt zielt auf die Systematisierung der Fallanalysen: Es sollen Typen gebildet werden, die eine jeweils spezifische Form der Präsentation der eigenen Person als Akteur strafbarer Handlungen repräsentieren. Bei der Typenbildung werden Differenzen und Übereinstimmungen zwischen den Fällen anhand theoretischer Kategorien verdichtet. Dabei wird von der Einzigartigkeit jedes einzelnen Falles abstrahiert und nach gemeinsamen Mustern gesucht (Kluge 1999). Ausschlaggebend ist die Frage, inwieweit ein Typ *allgemeine Strukturmerkmale* repräsentiert, die ihn von den anderen Typen unterscheiden und die für das zu beschreibende Phänomen von Bedeutung sind.

3. Biographische Erzählung und soziale Abweichung

Welche Erkenntnisse kann die Rekonstruktion biographischer Selbstdarstellungen liefern? Lässt sich von der Erzählung auf das Erleben schließen? Wie verhält es sich mit Darstellungen *sozial abweichender* Biographien? Welche Art der Selbstpräsentation ist in einem Gefängnis erwartbar?

3.1 Erzählen als Erfahrungsrekapitulation oder Konstruktion?

Das „narrative Interview“ zielt auf Stegreiferzählungen, d.h. auf spontane Erzählungen selbst erlebter Geschichten. Schütze (1976; 1983) unterscheidet vor allem drei Darstellungs- bzw. Textformen: Erzählungen, Beschreibungen und Argumentationen. Besondere Bedeutung wird den *narrativen* Passagen beigemessen, da angenommen wird, dass das Erzählte mit dem *subjektiv Erfahrenen* weitgehend übereinstimmt. Schütze zufolge können Erzählungen „die Orientierungsstrukturen des faktischen Handelns auch unter der Perspektive der Erfahrungsrekapitulation in beträchtlichem Maße rekonstruieren“ (zit. nach Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997, 140). In dieser Sichtweise taucht der Erzähler noch einmal in das damals Erlebte ein und rekonstruiert sein Handeln und Erleiden in der sozialen Welt aus der Perspektive seines damaligen Erlebens; damit kommen Wissensbestände zum Vorschein, die den Erzählern in ihren subjektiven Theorien nicht verfügbar sind. Biographische Selbstdarstellungen enthalten auch immer eine distanzierte Sicht auf das Geschehene, die in den kommentierenden bzw. argumentativen Passagen der Darstellung zum Ausdruck kommt: Etwa als Erklärung, Bewertung, Reflexion, Bilanzierung oder Rechtfertigung (Glinka 1998).

Die Annahmen von Schütze sind in der Literatur kontrovers diskutiert worden. Dabei geht es insbesondere um die Frage, ob dem Erzählen ein epistemologischer Vorrang oder ein direkterer Bezug zur biographischen Wirklichkeit zukommt (Lucius-Hoene/Deppermann 2004). Bezweifelt wird die Annahme, dass biographische Erzählungen Hinweise auf zurückliegende Erfahrungen und das damalige Relevanz- und Orientierungssystem des Erzählers liefern. Ebenso wie Argumentationen werden

sie weitgehend als Ad-hoc-Konstruktionen angesehen (Bude 1985; Flick 1995; Reichertz 1996). Aber auch in der Schütze-Tradition ist weitgehend unstrittig, dass in den Prozess der Erzählung aktuelle Konstruktionen eingehen und dass die Gegenwartsperspektive die Erzählung des Vergangenen beeinflusst (Rosenthal 1995). Dennoch kann die „Teilnehmerperspektive“ der Erzählung wichtige Hinweise auf Orientierungen liefern, die in kommentierenden Stellungnahmen nicht enthalten sind, weil sie dem Akteur nicht bewusst sind oder weil er sie aus Gründen der Selbstpräsentation modifiziert. Argumentationen sind aber keineswegs sekundär, denn sie enthalten u.a. die Eigentheorien und die aktuelle Sicht auf die Biographie und sind daher gerade für Fragen der Identität und des Selbstbildes zentral (Lucius-Hoene/Deppermann 2004). Dagegen ermöglichen narrative Passagen in besonderem Maße die Analyse der *Vergangenheitsperspektive* der Akteure. Damit wird deutlich, dass die Kontroverse um den Status von Narrationen für die vorliegende Arbeit nicht von entscheidender Bedeutung ist. Zwar sind auch vergangene Orientierungen von Interesse, aber in erster Linie geht es um die *Gegenwartsperspektive* der Akteure: um die Selbstpräsentation und retrospektive Bewertung der Taten.

3.2 Selbstdarstellungen sozial abweichender Biographien

In biographischen Darstellungen ist der Erzähler einerseits gefordert, eine plausible und konsistente (Lebens-)Geschichte zu erzählen, er muss sich andererseits dem Gegenüber in einer Art und Weise präsentieren, welche die eigene Identität und die sozialen Erwartungen nicht (zu sehr) verletzt. Biographische Erzählungen sind somit ein Balanceakt zwischen Dokumentation und Selbstpräsentation (Hermanns et al. 1984). Die Darstellung muss sich zwar am erinnerten Sachverhalt orientieren, denn nur so kann die Lebensgeschichte plausibel und glaubhaft erscheinen, die Erzählung wird jedoch auch in kreativer Weise modifiziert, um „eine vom Erzähler bevorzugte Selbstidentität zu präsentieren“ (ebd., 111). Das Spannungsverhältnis zwischen Dokumentation und Selbstpräsentation ist ein grundlegendes Merkmal biographischer Erzählungen, bei der Darstellung von Ereignissen und Handlungen, die den sozialen Erwartungen widersprechen, stellt sich das Problem der Identitätswahrung jedoch verstärkt. Die Verletzung kultureller Normalitätsstandards erfordert besondere Strategien der Selbst-Darstellung.

Goffman (1961) erwartet bei psychiatrischen Patienten und Straftätern die Konstruktion einer *traurigen Lebensgeschichte*. Vor allem mit Blick auf erstere spricht er von einer „apologetischen Selbstdarstellung“ des Insassen, die dem Ziel dient, zu zeigen, „daß er für das, was aus ihm geworden ist, nicht verantwortlich ist“ (ebd., 149). Goffman deutet diese Strategie als defensive Anpassung an die fundamentalen Werte der Gesellschaft und als Versuch, soziale Anerkennung zu finden und die Selbstachtung zu bewahren. Die traurigen Geschichten sind in dieser Sichtweise weniger Ausdruck problematischer biographischer Erfahrungen *vor* der Einweisung, sondern vor allem Reaktionen auf starke normative Erwartungen und Zuschreibungen *in* „totalen Institutionen“. Rosenthal (1995, 115) hält die Erzählung trauriger Lebensgeschichten insbesondere für Straftäter mit *Prozesserfahrung* für plausibel. Die Selbstpräsentation vor Gericht folgt sicherlich einer spezifischen Konstruktionslogik. Möglich wäre, dass diese Art der Darstellung sich auch in Interviews reproduziert. Erwartbar wäre somit eine Präsentation, die sich stark an sozialen Erwartungen orientiert, sei es in strategischer Absicht, sei es – so verstehe ich Goffman – weil solche

Strategien im Laufe längerer Anstaltsunterbringung habitualisiert und Teil des Selbstbildes werden. Eine aktuelle Studie zum Einfluss der Gefängnisinhaftierung auf die Identitätsentwicklung scheint Goffmans These zu bestätigen (Bereswill 1999). Demnach sind viele Erzählungen der Strafgefangenen traurige Geschichten.

Es sind allerdings sehr unterschiedliche Leidensgeschichten von Straftätern möglich. Stehen eigene problematische Lebenssituationen im Zentrum der Darstellung, dann könnte es sich um eine übergreifende Entschuldigungsstrategie im Sinne Goffmans handeln. Die Person sähe sich hier vor allem als *Opfer äußerer, nicht kontrollierbarer Umstände* („schwere Kindheit“). Eine ganz andere Leidensgeschichte könnte jemand erzählen, der seine Straftaten relativiert, rechtfertigt oder leugnet. Verurteilung und Strafmaß würden hier als ungerechtfertigt und die eigene Person z.B. als *Opfer der Justiz* dargestellt. Eine weitere Leidensgeschichte könnte sich ausschließlich auf die *Zeit im Gefängnis* beziehen, die für viele Insassen zweifellos eine Leidenszeit ist. Eine Leidensgeschichte könnte aber auch eine Person erzählen, die sich für ihre Taten verantwortlich fühlt und daher *Schuldgefühle* empfindet. Schuldgefühle müssten eine zentrale Rolle spielen, wenn das eigene Tun moralisch bewertet wird (Montada 1993). Diese Art der Selbstpräsentation ist vor allem erwartbar, wenn andere schwer verletzt wurden.

Vermutlich lassen sich jedoch viele Delikte – je nach Straftat und Haftdauer – auch positiv typisieren. Materielle Gesichtspunkte, die Anerkennung in der Subkultur (Cohen 1955) und andere Motive können eine Integration der Taten ins eigene Selbstbild ermöglichen. In solchen Fällen sind eher *Rechtfertigungen und Entschuldigungen* als Leidensgeschichten zu erwarten. Sie dienen der Begründung des eigenen Handelns und der Verantwortungsabwehr. Ihre wichtigste Funktion liegt darin, dass sie Schuldgefühle und soziale Missbilligung minimieren und es dadurch ermöglichen, das eigene Selbstbild und die sozialen Beziehungen aufrecht zu erhalten (Sykes/Matza 1957; Scott/Lyman 1968). Dabei treten solche Strategien nicht erst im Nachhinein auf, sondern gehen vielen Taten bereits voraus (Agnew 1994; Shields/Whitehall 1994). In dieser Sichtweise dienen Strategien der Neutralisierung der Abwehr antizipatorisch erlebter Schuldgefühle und damit der Durchführung der Handlung. Somit dürften sie auch die *nachträgliche* Auseinandersetzung mit dem Handeln strukturieren und Schuldgefühle weitgehend abwehren. Solche Strategien sind daher zumindest bei Darstellungen *schwerer* Normverletzungen zu erwarten.

Aufgrund der Verletzung sozialer Normalitätsstandards ist auch mit „*unwahren Darstellungen*“ (Goffman 1959, 54) zu rechnen. Generell werden Lebensereignisse, die sozialen Normen widersprechen oder mit Gefühlen der Peinlichkeit oder Scham besetzt sind, häufig nicht (vollständig) erzählt (Rosenthal 1995). So hat Böttger (1998) die Erfahrung gemacht, dass gewalttätige Jugendliche ihre schweren Straftaten nicht berichten oder stark beschönigen. Der Erzähler möchte sich dem Gegenüber hier nicht als jemand präsentieren, der so etwas getan hat, er will ein günstigeres Bild von sich zeichnen. Dies könnte darauf hinweisen, dass ego sich vor alter (und vor sich selbst) seines Tuns schämt. Möglich ist aber auch, dass der Erzähler lediglich strategischen Motiven folgt. Die mögliche Bedeutung sozialer Erwünschtheit ist daher in der Analyse besonders zu beachten.

4. Typen biographischer Selbstpräsentation inhaftierter Jugendlicher

Es wurden sechs Typen rekonstruiert, die eine jeweils spezifische Form der Selbstpräsentation als Akteur und der retrospektiven Bewertung der Straftaten darstellen. Wegen ihres Umfangs können die Analysen hier nur selektiv präsentiert werden. Um ihre Unterschiedlichkeit deutlich zu machen, werden alle sechs Typen in stark komprimierter Form durch exemplarische Fallbeschreibungen vorgestellt.⁸

4.1 Der Typ des „Helden“

Proband 4 ist zum Zeitpunkt des Interviews 22 Jahre alt, seine letzte Straftat liegt 1½ Jahre zurück. Er urteilt auf Moralstufe 3 und im Sinne des ambivalenten Moraltyps. Er wurde zunächst wegen dreier Banküberfälle zu zwei Jahren auf Bewährung verurteilt, ein Raubüberfall mit gefährlicher Körperverletzung (mit einem Baseballschläger) führte dann zu einer Haftstrafe von 4,5 Jahren.⁹

Der Proband, im Folgenden als „P“ bezeichnet, erzählt zunächst ausführlich über seine Kindheit und Jugend, danach bilden seine Straftaten den Rahmen der Erzählung. Zunächst stellt er seine Beteiligung an den Banküberfällen dar. Er berichtet von einem Freund, der 60.000 DM erbeutet habe; dieses Geld hätten sie in „einer Woche“ ausgegeben:¹⁰

Sagt der: „Jetzt überfalle mer noch ein Bank, ist gar kein Problem, rein raus ab . mit nem zweite Auto . gar kein Problem, die Suche nach dem Auto, was mir da . äh . die Bank überfalle habe und mit dem Privatauto sind wir schon lang weg“ . Aja gut .. und das hamm wir gemacht ... insgesamt dreimal ... und eh ... aja .. irgendwann nach 240.000 Mark .. waren die nach drei Wochen auch wieder weg . und wir habe wieder nichts uff de Hand gehabt ((kurzes Lachen)).

An dieser Passage sind mehrere Aspekte interessant: Erstens die Beiläufigkeit, mit der P den Entschluss zur Tat berichtet („aja gut .. und das hamm wir gemacht“), als wäre es das Normalste der Welt. Zweitens wird der Überfall ausschließlich in strategischer Hinsicht erwogen, moralische Erwägungen spielen keine Rolle. Drittens schließlich präsentiert P seinen Mittäter und sich in einer Erfolgs- und Heldengeschichte: Man überfällt problemlos Banken („gar kein Problem“) – er bezeichnet es später auch als „Kinderspielchen“ –, erbeutet 60.000 und 240.000 DM und schmeißt mit diesem Geld so um sich, dass es nach drei Wochen weg ist.

8 Für eine ausführliche Darstellung der Analysen vgl. Weyers (2004, 247 ff.).

9 Um die Anonymität der Probanden zu wahren, wurden einige Angaben zu Personen, Ort, Zeit und den Umständen der Tat anonymisiert, abgewandelt oder nicht angeführt. Dies gilt insbesondere für die schweren Taten.

10 Interviewäußerungen werden als zusammenhängende Passage oder „kursiv mit Anführungszeichen“ wiedergegeben, Auslassungen mit: [Aus], Pausen werden pro Sekunde mit einem Punkt versehen. Weitere Transkriptionsregeln sind: „(denn) als“ = vermuteter Wortlaut: ‘denn’; „uv“ = unverständliche Passage; „denn als“ = nachdrückliche Betonung des unterstrichenen Wortes; „((lachend))“ = Charakterisierung der Sprechweise bzw. nichtsprachlicher Handlungen; „((Ort/Datum))“ = Anonymisierung eines genannten Ort, Zeitangabe o.ä.

Auf Nachfrage schildert er die Überfälle ausführlicher. Während die Eingangserzählung suggeriert, alle drei seien erfolgreich gewesen, sagt er nun: *„Nach der zweiten Bank wollt ich aussteige, weil beides Pleiten waren“*. Er beteiligt sich dann doch am dritten Überfall, was er *„nicht bereut, weil ja gut Geld rauskam“*. Als das *„Geld zuende“* geht, erwägen sie einen erneuten Bankraub (*„dann hast du bloß gedacht, aja so schwer war das gar nicht“*; *„es ist alles so gut gelaufen“*), aber sie werden *„erwischt“*. Zuvor hatte er den ausschweifenden Lebensstil geschildert: Er erzählt von *„Autos“*, *„Motorrädern“* und *„gefälschten Ausweisen“*, von *„Kokain“*, *„vielen Partys“* und *„teuersten Hotels“*; er berichtet von einem *„Puff“*, wo sie *„2000 Mark für eine gezahlt haben, obwohl sie bloß 100 wollt“*. Diese Präsentation steht allerdings in einigem Kontrast zur Realität. Laut Gericht erbeuten die beiden nicht 240.000, sondern 8.500 DM (!). Dies spricht nicht gegen einen für ihre Verhältnisse ausschweifenden Lebensstil, die meisten Details dürften jedoch stark übertrieben oder erfunden sein. Klar wird nun auch, warum das Geld bereits nach drei Wochen ausgegeben war. P präsentiert sich hier in völlig unrealistischer Weise als Lebemann und kleiner Ronald Biggs.

Der Raubüberfall wird in der Eingangserzählung nur ganz beiläufig beschrieben:

Und der Mittäter dann gleich auf ihn los .. auf ihn eingeschlagen . und da wollt der wegrennen und wir hinterher, ihn noch gefasst, nochmal gekriegt .. und .. aja irgendwann nach langem Hin und Her haben wir dann de Geldbeutel gehabt und sind ab .. und .. 1500 Mark waren da drin .. aja . damit erst mal den Kühlschrank gefüllt und alles.

Angeichts der Brutalität dieses Überfalls (Baseballschläger) fällt die moralische Indifferenz dieser Darstellung auf, wobei P auch seine eigene Beteiligung stark relativiert. Auf Nachfrage schildert er die Tat ausführlicher. Er hatte *zuvor* Bedenken; diese beziehen sich aber allein auf seine Bewährung, die er nicht gefährden will, da sie *„fast zu Ende“* sei. In seiner Schilderung der Tat erscheint der Mittäter als treibende Kraft: Dieser schlägt demnach zuerst mit dem Baseballschläger zu und fordert ihn später auch dazu auf.¹¹ P lässt nun erstmals moralische Regungen erkennen: *„Ich konnt irgendwie nicht .. irgendwo gabs da ne Klemme wo . gesagt hat, da kannst du nicht reinschlage“*. Schließlich schlägt er doch mit dem Baseballschläger *„zweimal in Rippenhöhe“* zu; sie nehmen das Geld und lassen das Opfer liegen. Im Anschluss an eine längere Pause thematisiert er die Tat dann aus heutiger Sicht: Er verurteilt sie nicht, in der Kontrastierung mit der heutigen Sichtweise (*„heut denk ich auch ... wenn ich jetzt auf de Straß laufe würd und ich bin derjenige der da . dann vermöbelt wird“*) liegt jedoch eine Distanzierung von der damaligen Handlung. Allerdings ist die Bezeichnung *„vermöbelt“* stark verharmlosend angesichts der Verletzungen des Opfers.

Die Beiläufigkeit und moralische Indifferenz, mit der P diese Tat in der Eingangserzählung schildert, zeigen, dass seine bevorzugte Selbstpräsentation nicht durch moralische Urteile strukturiert wird. In seiner spontanen Selbstdarstellung haben moralische Regungen keinen Platz. Erst als er sich auf die Erzählung des genauen Tathergangs einlässt, werden damalige Skrupel und die aktuelle Distanz benannt.

¹¹ Der geschilderte Tathergang stimmt im Großen und Ganzen mit der Rekonstruktion des Gerichtes überein. Allerdings habe P das Opfer auch mit einem Messer bedroht, was P nicht berichtet.

Man hat den Eindruck, dass diese Empfindungen die bevorzugte Präsentation seiner selbst eher stören – und in der Tat passen sie ebenso wenig wie die gescheiterten Banküberfälle zu einer Erfolgsstory. Die Selbstpräsentation als Held ist die dominante Perspektive der Erzählung. Sie lässt sich hier jedoch nicht umstandslos durchhalten: Sei es aufgrund seiner damaligen Ambivalenz der Gefühle oder sei es, weil sich die schwere Verletzung eines Opfers nur schwer als Heldengeschichte präsentieren lässt.

In der Bilanzierung seines Lebens zeigt sich kein biographischer Wandel. Er bezeichnet seine Taten zwar als „Fehler“, aus denen er „gelernt“ habe, das Lernen bezieht sich jedoch primär auf die Strafvermeidung („heut denkt man mehr an Konsequenzen“). Er hält es für möglich, wieder in den „Knast“ zu kommen, die Verantwortung dafür wird aber auf äußere Umstände geschoben: „Das kann jedem passieren, ob er an irgendwas schuld ist oder nicht“. An anderer Stelle weist er Reue für seine Taten explizit zurück und hält weitere Straftaten für möglich:

Andere bereuen es und weinen sich da die Seele aus dem Herz. Und ich sage: ich weine dem nicht hinterher, ich habe das gemacht, weil ich das gebraucht habe, und ich wüsste nicht, wenn ich jetzt wieder in der Situation stehe, ob ich dann nicht wieder straffällig werden würde.

4.2 Der Typ des „reuigen Sünders“

Proband 6 ist knapp 19 Jahre alt, er wurde Stufe 3 und dem autonomen Moraltyp zugeordnet. P hatte zahlreiche existentielle Schicksalsschläge zu verkraften, darunter schwere Krankheit, Krieg, Flucht und Tod der Eltern. Er stand mit 16 Jahren (erstmalig) vor Gericht, weil er sein Opfer aus einem Streit heraus mit einem Messer erstochen hat. Eine Tötungsabsicht wurde vom Gericht nicht angenommen. Zum Zeitpunkt des Interviews liegt die Tat 2,5 Jahre zurück.

In Bezug auf die Tat stimmen seine Darstellung und die Rekonstruktion des Gerichtes zunächst überein: Demnach hielten er und zwei Freunde sich in der Nähe eines Jugendtreffs auf. Als einige Jugendliche an P, der auf einem Weg stand, vorbeigingen, wurde er von einem Jungen angerempelt, woraus sich eine Rangelei entwickelte. Ein Mädchen packte P an der Schulter, offenbar um den Konflikt zu schlichten. Er schubste oder schleuderte sie von sich weg. Die eigentliche Tat wird dann unterschiedlich rekonstruiert. Laut Gericht lief ein anderer Junge der Gruppe zu P und schubste ihn mit den Händen weg. Daraufhin zog er sein Messer und stieß es dem Jungen in den Leib. Er selbst schildert die Handlung anders:

Ich hab sie so gesch/ weggeschubt ja . und dann sinds . sind sie so zu mir zu mir gerannt . ich hab Messer ausgezogen . ich wollte so hochzeigen ja . ich hab das Messer hochgenommen und der Junge ist mir zu gerannt und gleich war futsch . blitzschnell war drin . das Messer .. und . der Junge ist auf den Boden gefallen.

P beschreibt die Tat nicht als *absichtliche* Handlung, sondern eher als Unfall. Er habe nicht zustechen, sondern das Messer „hochzeigen“ wollen, er habe es „hoch genommen“, womöglich um damit zu drohen. In seiner Deutung ist das Opfer eher in das Messer hinein gelaufen, als dass P zugestochen hat. Dies ist aber unwahrscheinlich, vermutlich hat P auch zugestoßen, denn das Messer drang tief in den Körper ein und

führte zu schwersten Verletzungen, an denen das Opfer verstarb. Der Tathergang ist nicht eindeutig zu klären, sicher scheint aber, dass die Handlung nicht geplant und nur sehr eingeschränkt gewollt war. Die Deutung als eine Art Unfall ist entlastend, sie mindert Verantwortung. Wie sind die weiteren Reaktionen von P auf sein Tun, dominieren Strategien der Verantwortungsabwehr?

Nachdem er die Nachricht vom Tod seines Opfers erhalten habe, sei er „total kaputt mit den Nerven“ gewesen, es sei ihm „alles egal“ gewesen, auch ob er sterbe; er habe die Polizei aufgefordert, ihn zu (er)„schießen“, und habe „alles“ wie im „Traum“ erlebt. „Für mich war alles Ende“, diese mehrfach wiederholte Aussage charakterisiert die Darstellung seines Erlebens in den Wochen und Monaten nach der Tat. P schildert sein Erleben als psychischen Zusammenbruch, der mit Akten der Selbsterstörung einhergeht: Er ist depressiv, berichtet von einem Selbstmordversuch und von der starken Betäubung mit Drogen. Suizidgefährdung und Depression sind auch in den Gerichts- und Gefängnisakten dokumentiert.

Dass die Auseinandersetzung mit der Tat stark durch moralische Aspekte strukturiert wird, zeigt sich in der Erzählung seines Erlebens der Gerichtsverhandlung. In der Reaktion, die P gegenüber der Mutter des Opfers schildert, kommt die soziale Komponente der moralischen Scham zum Ausdruck: Er möchte im „Boden“ versinken („dazwischen gehen“), er habe das Gefühl, dass „die ganze Welt“ auf ihn schaue, er habe im Gerichtssaal niemanden mehr „angucken“, nur noch „auf den Boden gucken“, nicht mehr den „Kopf hoch heben“ können.¹² Auch andere Passagen sprechen für eine moralische Interpretation seiner Tat: Er habe sich bei den Angehörigen entschuldigt und geweint, er habe nicht mehr schlafen können. Nicht die hohe Haftstrafe, sondern sein Gewissen, seine Schuld stehen im Zentrum der Schilderung seines Erlebens, dabei stellt er sich hier eindeutig als Täter dar: „Das Strafe war mir nicht so .. ob es mir passt oder nicht . ob so . gut oder nicht gut . ich . Für mich war immer nur drin, du hast jemand getötet“. Auch die Mitgefangenen erinnern ihn an sein Opfer: „Der könnt auch eine von denen sein jetzt .. der andere könnt auch so sein .. ich hab immer so Vorwürfe, Vorwurf, Vorwurf“. In ähnlicher Weise kommentiert er seine Tat bereits acht Monate zuvor und in einem ganz anderen Kontext (Moralinterview): „Es gibt auch die Leute, die haben noch nie gedacht, jemand umzubringen. Aber irgendwann ist es passiert und die bereuen sich. Die bereuen sich innerlich und die weinen jeden Tag über diese Tat“. Hier stellt sich P als „unfreiwilliger Täter“ dar („umbringen“ vs. „ist es passiert“), zugleich stehen die Reue und das Entsetzen über das eigene Tun und dessen Folgen im Vordergrund.

Die Rekonstruktion der Tat als Unfall strukturiert sein Denken und Erleben nicht im Sinne der Schuldabwehr. Er empfindet sich als verantwortlich, die moralische Deutung seines Tuns ist sogar der *dominante* Aspekt seiner Darstellung. Obwohl er die Verantwortung für die Tat übernimmt, fühlt er sich aber nur begrenzt als Handlungssubjekt: „Wie konnte es passieren?“, dies sei die „einzige Frage“, die er sich „immer“ stelle. Die Tat ist für ihn unfassbar, mehrfach betont er: „Ich habe immer gedacht, mir würde das niemals passieren“. Dieses Deutungsmuster, das sein ohnmächtiges Erleben, ja Erleiden beschreibt, stellt er nun in einen übergreifenden biographischen Rahmen: „Bei mir ist immer so: die Sache, wo ich dran glaube, dass bei

12 Zwar wird die Missbilligung der anderen in der Scham internalisiert, aber „besonders scharf empfinden wir Scham, wenn andere wirklich anwesend sind“ (Tugendhat 1993, 57).

mir nicht passieren, das passiert“. Er nennt den Verlust seiner Mutter, die Operation, die (drohende) Abschiebung und stellt dann auch die Tötung in diese Linie.

P deutet sein Leben im Sinne einer „Verlaufskurve“ (Schütze). Angesichts des Verlusts beider Eltern und der schweren Krankheit, angesichts von Krieg, Flucht und drohender Abschiebung kann sich P nicht als Subjekt seiner Biographie begreifen – zu häufig und unkontrollierbar sind die äußeren Ereignisse, die über ihn hereinbrechen. Nur auf den ersten Blick irritiert, dass er auch die Tötung teilweise eher als Widerfahrnis denn als eigene Handlung ansieht. Diese Deutung ist Ausdruck eines tief greifenden Bruches zwischen der Tat und seinem Selbstbild. Diese Tat kann nicht in die eigene Biographie integriert werden. P erlebt einen fundamentalen Bruch zwischen Tat und Selbst, kann jedoch sein Selbstbild als guter Mensch aufrechterhalten, ohne die Tat zu verleugnen oder zu relativieren – eben weil er das nicht tun *wollte*, weil er *nicht gehandelt hat*, sondern es „*passiert*“ ist.

4.3 Der Typ des „dummen Jungen“

Proband 16 ist 16 Jahren, seine letzte Straftat liegt 20 Monate zurück. Er urteilt auf Stufe 3 und wurde dem ambivalenten Moraltyp zugeordnet. Verurteilt wurde er zu zwei Jahren Haft für sechs Körperverletzungsdelikte, die er im Alter von 14 und 15 Jahren begangen hat. Er schlug jeweils kräftig zu, meist mit der Faust ins Gesicht. Die Folgen reichten von Prellungen bis hin zum Bruch von Nasenbein, Jochbein und Unterkiefer bei einem Opfer.

Hauptmotiv für die Tat, bei der er sein Opfer schwer verletzte, ist seiner Darstellung zufolge eine Kränkung. Die (vermeintliche) Äußerung eines Kontrahenten: „*Ich bin dein Meister*“, interpretiert er als Unterstellung, dass er „*Schiss vor ihm*“ habe. Bei der nächsten Gelegenheit nötigt er den anderen laut Gericht zum Zweikampf und schlägt ihn zusammen. P setzt zu einer Erzählung dieser Tat an: „*Hab ich gesagt, komm mal mit . ((lacht)) . dann hab ich ihn nach hinten gebracht und dann ...*“, bricht diese jedoch an der entscheidenden Stelle ab, wechselt nach einer Pause die Zeitperspektive und bringt Strategien der Rechtfertigung vor:

Also das war nur weil . wenn sie mir was gesagt haben, das hat mich angekotzt, das war des . oder wenn jemand zu mir Hurensohn sagt . ich hab sechs Leute wegen des zusammengeschlagen und dann noch dieser eine wegen Meister und deswegen sitz ich jetzt [Aus.] und bei mir ist Ehre ist das Höchste, was uv deswegen.

Als hauptsächliches Motiv erscheint hier die Wahrung der Ehre, die Neutralisierung der Taten erfolgt mit der Strategie der Umkehr der Schuld. Die Rekonstruktion des Gerichtes zeichnet ein völlig anderes Bild. Demnach hatte nicht sein späteres Opfer, sondern der Lehrer gesagt, P habe in diesem seinen Meister gefunden; für Beleidigungen à la *Hurensohn* oder dergleichen gibt es keine Hinweise, im Gegenteil: Die Provokationen gingen demnach von ihm und seiner Gruppe aus. P führt aber noch weitere Strategien der Verantwortungsabwehr an: Er habe seine Opfer „*geschlagen, weil ich besoffen war*“. Er rekurriert darauf, dass er sich „*aufrege*“, gibt dem Interviewer zu verstehen, dass es bei ihm „*bestimmt*“ auch nicht anders sei („*da wissen Sie auch nicht, was Sie tun*“) und verknüpft das Aufregen mit dem Besoffen-Sein: Dann sei es „*noch schlimmer*“, er habe „*nicht nachgedacht, einfach irgendwas gemacht*“.

In diesen Passagen erzählt P wenig über das damalige Erleben und Handeln, dominant sind Kommentierungen aus aktueller Sicht. Seine „Verteidigungsstrategie“ enthält Rechtfertigungen und Entschuldigungen¹³, er verwickelt sich jedoch in zahlreiche Widersprüche. Dass er etwas getrunken hatte, ist möglich, die berichtete Szene hat mit „aufregen“ aber nichts zu tun. Die von ihm geschilderten Umstände der Tat („*hab ich gesagt, komm mal mit . ((lacht)) . dann hab ich ihn nach hinten gebracht*“) sprechen eher dafür, dass er seine Macht gezielt einsetzt, als dass er sich aufregt und nicht mehr unter Kontrolle hat.

Zwar bezeichnet er seine Taten aus heutiger Sicht als „Dummheit“ und sagt: „*Also jetzt sowas würde ich nimmehr machen*“, Indizien für Bedauern oder gar Schuldgefühle sind jedoch ebenso wenig zu erkennen wie ein Unrechtsbewusstsein. Das zeigt sich auch in der Bewertung der Strafe, die er für „ungerecht“ hält. Er räumt zwar ein, ein „*paar Leute schlimm geschlagen*“ zu haben, unterstellt den Opfern jedoch zu lügen, Verletzungen vorgetäuscht und Ärzte bestochen zu haben. Das eigentliche Problem sei jedoch der „Richter“ gewesen: „*Der konnte mich sowieso nicht leiden, das war das Problem ... daher hat er das gemacht*“. P offenbart eine schlichte Sicht auf sich und die Welt, fühlt sich „ungerecht“ bestraft und sieht die Motive des Richters und die Gründe für seine Strafe vor allem in der Antipathie ihm gegenüber. Die gesamte Selbstpräsentation von P zeichnet sich durch eine undifferenzierte und unbeschwerte Sicht auf seine Straftaten und auf die eigene Person aus. Insgesamt dominieren Strategien der Verantwortungsabwehr, die Schuld wird letztlich immer den anderen zugeschrieben, seien es Schüler, Lehrer oder der Richter. Dagegen stellt er sich selbst als Person dar, die ganz okay ist, die vielleicht etwas übertrieben, aber eigentlich nichts Schlimmes gewollt und getan hat.

Zu dieser Selbstpräsentation passt auch die ungebrochene Bilanzierung seines Lebens:

I: Wenn Sie jetzt auf Ihren Lebenslauf zurück . blicken und den überdenken . wie sehen Sie da Ihr Leben . bis heute so alles in allem?

P: Ich sag gut . weil . ich hab mein Spaß gehabt, ich hab alles gehabt, was ich wollte. jetzt will ich mal so normal leben .. Weil wenn ich . das, was ich gemacht hab, nicht gemacht hätte, dann wärs irgend mal später . und dann hätt ich es bestimmt bereut, wenn ich so älter wäre . lieber so jung und .. hier sind viel Leute, die wo mit 20, 21, 22 reinkommen . und ich find das Scheiße.

Deutlich wird, dass die einleitenden Äußerungen (*Spaß; alles gehabt*) auch auf seine Taten bezogen sind. Durch das „jetzt“ grenzt er dieses vergangene Leben, für das er im Gefängnis sitzt, scharf vom „normal leben“ ab. Sein bisheriges Leben interpretiert er also nicht trotz, sondern wegen den Straftaten bzw. dem mit ihnen assoziierten Leben(stil) als „gut“. Seine Hinweis, dass er es später „bestimmt bereut“ hätte, im Gefängnis zu landen, heißt zugleich: *Jetzt bereut es nicht (oder kaum)*.

¹³ Zum einen *rechtfertigt* er das Handeln, indem er den Opfern eine Mitschuld (Beleidigungen) zuschreibt, für sich gute Gründe reklamiert (Ehre verteidigen) und somit das Unrecht der Taten bestreitet. Zum anderen *entschuldigt* er sein Tun, indem er dessen Intentionalität und Kontrollierbarkeit und damit auch die (volle) Verantwortlichkeit dafür bestreitet („*aufgeregt*“; „*besoffen*“; „*nicht nachgedacht*“).

4.4 Der Typ des „Erwachsen-Gewordenen“

Proband 21 ist zum Zeitpunkt des biographischen Interviews 22 Jahre alt. Er urteilt auf Stufe 3/4 und wurde dem *autonomen* Moraltyp zugeordnet. Seine letzte Straftat liegt 20 Monate zurück. Er hat eine Vielzahl von Straftaten begangen, aktuell verurteilt wurde er für zwei Körperverletzungsdelikte, bei denen er sein Opfer schwer verletzt hat (mehrfacher Kieferbruch).

Seine Eingangserzählung ist vergleichsweise kurz. Er berichtet über Familie, Wohnort und Schule: „*Ab da fing eigentlich die ganze Scheiße an. In der Schule habe ich halt den ersten Kontakt im Prinzip zum Negativen gehabt, ne, falscher Umgang, ne*“. Die Schule bringt er in direkten Zusammenhang zum Beginn der Delinquenz. Straftaten habe er ab der 7. Klasse begangen: Er habe „*Mitschüler verletzt, arg verletzt . sogar eine Stichwunde dabei*“, er habe „*Einbrüche gemacht*“, „*Drogen*“ konsumiert und „*mit Drogen Geschäfte gemacht*“.

Bereits in der ersten Passage der Erzählung zeigen sich stark negative Bewertungen („*ganze Scheiße*“, „*Kontakt zum Negativen*“). Dabei rekurriert er primär nicht auf negative Folgen für sich, sondern auf das eigene Handeln, das er ziemlich schonungslos beschreibt, indem er die Schwere der Verletzung unterstreicht („*arg verletzt . sogar eine Stichwunde*“). Dazu passt die Bilanzierung seines Lebens, die seine Eingangserzählung beschließt: „*Also im großen und ganzen ein beschissenes Leben*“. Er berichtet dann weiter über seine ersten Straftaten, die er einerseits zu verharmlosen scheint („*kleines Erpresserchen*“, „*kleine Bestechung*“, „*lauter solche Scherze*“). Andererseits stellt er sich durchgehend als Täter dar, der andere grundlos verletzt („*musste genäht werden*“; „*Platzwunde*“; „*nur weil er mir auf die Nerven gegangen ist*“). In diesem Kontext erscheint sein Kommentar: „*Noch mit 17 war ich ein kleines Kind*“, nicht als Strategie der Verharmlosung, wie beim Typ des „*dummen Jungen*“, sondern als Ausdruck der negativen Selbstbewertung. Diese richtet sich auf die *damalige* Person und das *damalige* Handeln des Erzählers. Er zieht mehrfach eine scharfe Trennung zwischen damals und heute, auch bei seiner Darstellung der schweren Körperverletzungen:

... Wenn ich an die Straftaten zurückdenke, die ich begangen hab .. normalerweise müsste ich da schon graue Haare kriegen. Das sind so dumme Sachen gewesen, so sinnlose Sachen . was im Endeffekt . doch nichts eingebracht hat. Ich bin nicht schlauer geworden und . ich hab auch nicht viel mehr Geld eingenommen, ne .. Mal da verhaftet worden, mal da verhaftet worden. Bewährung gekriegt, weil ich mich gerächt hab an einem, nur weil er mir anderthalb Jahre vorher ein Zahn ausgeschlagen hat, hab ich mich in dem so dran gerächt, dass ich ihm dreimal den Kiefer gebrochen hab . und ihn dermaßen . misshandelt hab . und erniedrigt hab vor andern, ne, dass es mir heute blöd vorkommen würde . Also ich hab ihn auf gut deutsch gedemütigt und erniedrigt. Das würde ich heute nicht mehr machen .. Und wenn ich ihn sehen würde, würde ich mich auch bei ihm entschuldigen.

Er bewertet seine Taten als „*dumm*“, „*sinnlos*“, es habe „*nichts eingebracht*“, er nennt negative Konsequenzen für sich („*verhaftet*“, „*Bewährung*“). Die Bewertung des eigenen Tuns und der eigenen Person ist eindeutig negativ, aber sie erfolgt zunächst eher in pragmatischer als in moralischer Hinsicht. Die Bewertung der Taten als

„dumm“ und „sinnlos“ sowie die Bemerkung mit den „grauen Haaren“ haben womöglich auch moralische Implikationen. Es bleibt jedoch unklar, warum er meint, graue Haare bekommen zu müssen. Interpretiert man dies als Metapher für ein schlechtes Gewissen, so bleibt unklar, weshalb er keine grauen Haare bekommt: Nur weil sie faktisch nicht grau werden oder aber weil sein Empfinden doch nicht so negativ ist, wie es „normalerweise“ sein „müsste“?

Trotz dieser Unklarheit oder Ambivalenz wird die moralische Bewertung der Taten deutlich. P scheint dabei eher Scham als Schuld zu empfinden.¹⁴ Diese Scham ist nicht nur moralischer Art, er sieht und benennt aber auch die moralische Relevanz seines Tuns: P nennt nicht nur offen die schweren Verletzungen, die er einem seiner Opfer zufügte („dreimal den Kiefer gebrochen“), er charakterisiert sein Handeln auch mit Begriffen, die es sehr schonungslos beschreiben: „misshandelt“, „erniedrigt“, „gedemütigt“. Das sind moralisch relevante Begriffe, die gravierende Verletzungen moralischer Normen bezeichnen. Er betont die Diskrepanz zwischen diesen Taten und seinem heutigen Selbstverständnis („dass es mir heute blöd vorkommen würde“) und nennt seine Bereitschaft zur Entschuldigung: „Wenn ich ihn sehen würde, würde ich mich auch bei ihm entschuldigen“.¹⁵

Die negative Bewertung des eigenen Handelns und der eigenen Person ist ein zentrales Merkmal, das sich wie ein roter Faden durch die Erzählung zieht. Ein weiteres Strukturmerkmal ist die strikte Trennung zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Die negative Selbstbewertung erfolgt aus *heutiger* Perspektive und sie ist auf *früher* bezogen. P präsentiert sich als gewandelte Person, als jemand, der mit seiner Vergangenheit abgeschlossen hat. Er kann sich vermutlich auch deshalb so selbstkritisch präsentieren, weil seine Kritik nur auf die frühere Person bezogen ist. Er bewahrt seine moralische Integrität gerade dadurch, dass er sich als jemand präsentiert, der sich geändert hat, der heute ein Anderer ist.

4.5 Der Typ des „Opfers“

Proband 11 ist 22 Jahre alt, seine letzte Straftat liegt 1½ Jahre zurück. Er wurde Stufe 3 und dem ambivalenten Moraltyp zugeordnet. In einem früheren Verfahren wurde er wegen Diebstahls, Bedrohung mit einer Schusswaffe und Drogenhandel verurteilt. Die Haftstrafe erhielt er für eine schwere räuberische Erpressung und für einen Raubüberfall mit versuchtem Mord. Die folgende Analyse stützt sich auf Passagen aus dem ersten Moralinterview. P bejaht hier zunächst die Frage, ob man ein lebensrettendes Medikament für eine Person, die im Sterben liegt, im Notfall stehlen sollte:

I: Kann man sagen, dass es die Pflicht eines Menschen ist, in so einer Situation zu helfen?

P: Ja. Pflicht, egal was passiert. Wenn Unfall, egal – wenn jemand beim Sterben, wenn ich verhindern kann, ich verhindere. Gut, ich meine, ich bin selber wegen versuchtem Mord hier. Aber ich würde nie machen - dieser Mann tut mir auch sehr leid jetzt, aber in der Situation musste ich es halt tun, für meinen

¹⁴ Während Schuldgefühle auf Handlungen bezogen sind, richtet sich Scham stärker auf die eigene Person; es geht hier eher um den Verlust der Selbstachtung als um Reue und Schuld (Tangney 1998).

¹⁵ Entschuldigungen sind eine Form der Wiedergutmachung und implizieren die Anerkennung der Schuld (Blasi 1993).

Freund. Wenn ich diesen Mann nicht abgestochen hätte, der würde meinen Freund umbringen, ne. Waren zwei Möglichkeiten - ich konnte abhauen und dann würde ich ganzes Leben sagen, damit leben, meinen Freund im Stich gelassen zu haben oder halt irgendwie verhindern. Und der ist auf mich losgegangen, dieser Mann mit Baseballschläger in der Hand und ich habe Messer gehabt – also Messer in den Rücken.

P spricht von der „Pflicht“, jemandem zu helfen, und stellt dann eine Beziehung zu seiner Tat her: *„Ich bin selber wegen versuchtem Mord hier“*. Die Diskrepanz zwischen der Pflicht zur Lebensrettung und einem Mord könnte größer kaum sein. In seiner Erläuterung führt er aus: *„Aber ich würde nie machen - dieser Mann tut mir auch sehr leid jetzt, aber in der Situation musste ich es halt tun“*. Unklar bleibt zunächst, was er „nie machen“ würde, das „aber“ und der Kontext sprechen für eine Abgrenzung von dem zuvor genannten Mord: Einen (normalen) Mord würde er „nie machen“. Auch mit dem Ausdruck seines gegenwärtigen Mitgefühls mit dem Opfer grenzt er sich von einem „normalen“ Mörder ab.

Wiederum ein scharfes „aber“ führt dann zum eigentlichen Thema der Darstellung: Der versuchte Mord wird als Beispiel einer moralischen Pflicht zur Lebensrettung präsentiert: *„Aber in der Situation musste ich es halt tun, für meinen Freund. Wenn ich diesen Mann nicht abgestochen hätte, der würde meinen Freund umbringen“*. P rekonstruiert sein Handeln als moralisch gerechtfertigte Nothilfe und reklamiert massive Gewissensnöte für sich – das Wort „abgestochen“ passt allerdings nicht zu diesem Kontext. Er habe lediglich die Wahl zwischen „zwei Möglichkeiten“ gehabt: *„Meinen Freund im Stich gelassen zu haben oder halt irgendwie verhindern“*. Sich für die erste Möglichkeit zu entscheiden, hätte bedeutet: *„Dann würde ich ganzes Leben damit leben“*. Anschließend führt er einen neuen Aspekt der Situation an: *„Der ist auf mich losgegangen mit Baseballschläger in der Hand und ich habe Messer gehabt – also Messer in den Rücken“*. Ein Angriff mit einem „Baseballschläger“ ist zweifellos ein Grund für Notwehr, allerdings widerspricht dieses Argument der vorherigen Darstellung: In der jetzigen Version der Geschichte kam es nicht zur Tat, um das Leben des Freundes zu retten, sondern um den Angriff auf die eigene Person abzuwehren. Ungeklärt bleibt zudem, wie es möglich war, dem Angreifer das Messer in den „Rücken“ zu stechen.

Im zweiten Moralinterview acht Monate später äußert sich P sehr abwertend in Bezug auf sein Opfer: *„Für meine Meinung hat dieser Mann verdient, abgestochen zu werden“*. Dies steht in starkem Gegensatz zum genannten Mitgefühl und zu den Gefühlen gegenüber seiner Mutter, der er versprochen hatte, *„nichts mehr kriminell“* zu machen: *„Den Mann habe ich abgestochen, wegen versuchter Mord bin ich eingeliefert, aber ganze Tag, 10 - 20 Tage war mein Kopf: Ich habe meiner Mutter diese Versprechen nicht gehalten“*. In drastischen Worten kontrastiert er seine Tat mit der Tatsache, dass er danach nur an das gebrochene Versprechen denkt. Der darin liegenden Verletzung von Normalitätsstandards ist er sich offenbar bewusst. Nicht gegenüber dem Opfer oder der moralischen Gemeinschaft, sondern ausschließlich seiner Mutter gegenüber empfindet er Schuldgefühle.

Falls die Rekonstruktion des Gerichtes auch nur in groben Umrissen stimmt,¹⁶ liegt hier eine massive Form der Verantwortungsabwehr vor. Die gesamte Situation wird in ihr Gegenteil verkehrt: Aus dem Aggressor wird das Opfer, aus einem Raubüberfall mit versuchtem Mord wird ein Akt moralischer Notwehr. Der Erzähler reklamiert nicht etwa mildernde Umstände für sich, sondern rechtfertigt die Tat als moralisch geboten. Diese Umdeutungsstrategie hat er auch konsequent gegenüber den Gutachtern und vor Gericht durchgehalten. Entweder handelt es sich hier um einen Justizirrtum, was angesichts der Indizien höchst unwahrscheinlich ist, oder für ihn selbst verschwimmen die Grenzen zwischen Realität und Fiktion. Kein anderer thematisiert seine Taten im Moralinterview so früh, so häufig und so ausführlich. Die Art seiner Erzählung in allen drei Interviews spricht dafür, dass er unter erheblichem psychischem Druck steht. Er erzählt nicht nur sehr emotional, sondern geradezu gehetzt und gequält. Zweifellos ist die Verarbeitung der Tat ein zentraler biographischer Konflikt. Das Bemühen um ihre Integration in die eigene Biographie erfolgt mittels massiver Abwehrstrategien, an die er selbst zu glauben scheint. Auch die Abwertung des Opfers spricht vielleicht weniger dafür, dass er keine Schuldgefühle empfindet, als vielmehr dafür, dass er sie massiv abwehrt.¹⁷

4.6 Der Typ des „kriminellen Abweichlers“

Proband 24 ist 21 Jahre alt, seine letzte Straftat liegt 2½ Jahre zurück. Er urteilt auf Stufe 3/4 und wurde dem ambivalenten Moraltyp zugeordnet. Er wurde für zahlreiche Einbruchdelikte sowie für eine schwere sexuelle und körperliche Gewalttat zu sechs Jahren Haft verurteilt.

P beschreibt sich als „*Einzelgänger*“, der nur einen „*richtigen Freund*“ gehabt habe. Mit 14 Jahren habe er sich mit einem 20-jährigen Soldaten befreundet, der ihm gezeigt habe, wie man „*Schmerzen erleidet*“ und „*richtig zurückschlägt*“. Rückblickend sieht er diese Erfahrungen als Schlüsselerlebnis: „*Ich seh das als Grundstein für das, wie ich dann später geworden bin*“. Er erzählt, dass „*es*“ mit 13 oder 14 Jahren „*angefangen*“ habe. Der Freund habe ihm von seinen Straftaten erzählt, mit ihm „*geboxt und so*“, schließlich habe er „*dann die verhaufen, die früher mich verhaufen haben*“. Entscheidend ist nicht der Wahrheitsgehalt dieser Rekonstruktion, sondern die Identitätskonstruktion, die hier sichtbar wird: Im *Rückblick* beschreibt er sich als jemand, der sich bereits *damals* als Abweichler verstanden habe, als jemand, der zur anderen Seite gehöre: „*Ab dem Zeitpunkt hab ich gewusst, dass ich ... mal zu der Seite gehöre wie zur anderen Seite*“. Er sieht diese abweichende Seite als attraktiver und als

16 Die Tat wurde vom Gericht wie folgt rekonstruiert: Zusammen mit einem Bekannten konsumierte er Drogen und Tabletten. Zur Finanzierung des Drogenbedarfs planten sie spontan einen Überfall auf ein Geschäft. Sie kauften sich Reizgas und zwei Messer. Das Reizgas sprühte der Mittäter dem Opfer ins Gesicht. Das Opfer versuchte zu fliehen und lief an P vorbei, der ihm das Messer in den Rücken stieß. Trotz seiner schweren Verletzung konnte das Opfer etwas später, während P in einem anderen Raum versuchte, eine Kasse zu öffnen, einen Baseballschläger ergreifen, den Mittäter damit überwältigen und fliehen.

17 Im Hinblick auf seine anderen Delikte präsentiert er sich im biographischen Interview nicht als Opfer, sondern als Held. Er spricht von zahlreichen „großen Geschäften“ und stellt sich als großer Dealer mit ausschweifendem Lebensstil dar. Negative Bewertungen dieser Taten sind ebenso wenig erkennbar wie eine kritische Distanz zur eigenen Person. Die Erzählung schwankt somit zwischen Schuldabwehr (Opfer) und Größenphantasie (Held), die Merkmale des Opfers sind für seine Selbstpräsentation jedoch dominant.

in Übereinstimmung mit seinen Neigungen an („das ist doch“; „das hat mir irgendwie gefallen“) – und er sieht sich in einer biographischen Kontinuität bis hin zur Kindheit. Selbst den Diebstahl von etwas Geld seines Opas als Achtjähriger deutet er rückblickend als Beleg für seine „kriminelle“ Persönlichkeit: „Ich habe auch schon früh gemerkt, dass ich .. kriminelle Veranlagungen habe“. Selbstverständlich ist dies eine Konstruktion von heute aus und nicht die Perspektive des Kindes. Der Rekurs auf „kriminelle Veranlagungen“ macht aber deutlich, dass er die Delinquenz als konstitutiven Teil seiner Persönlichkeit ansieht. Es spricht nichts dafür, dass er diesen Teil seines Selbstbildes ablehnt.

Proband 24 hat vor seiner Haupttat eine Reihe weiterer Straftaten begangen. Er berichtet zunächst über Autoaufbrüche und Einbrüche. Als Motive nennt er „Spaß“, „Reiz“, „Nervenzickel“ und „Geld“. Deutlich wird, wie sehr diese Taten für ihn positiv besetzt waren und sind: „Ehrlich“ bekennt er, dass ihm die Einbrüche „Spaß gemacht“ hätten. Bestimmte Details, etwa wie man Fensterscheiben herausnimmt und Schlösser aufmacht, das habe ihm „voll gefallen“, ihn „fasziniert“. Dass er zum Teil sehr kontrolliert erzählt, zeigt sich daran, dass er die Taten, „die sie nicht rausbekommen haben“, nur vage andeutet. Sie seien „Action pur“ und „noch riskanter“ gewesen, daher hätten sie dies „bloß drei- oder viermal gemacht“. Er sei „stolz darauf“, dass die „gut“ und „lang“ geplanten Taten „nie rausgekommen“ seien. Viele Präsensformulierungen („ich bin stolz drauf; das ist gut; sowas mag ich“) zeigen, dass es sich nicht nur um vergangene, sondern noch um gegenwärtige Orientierungen handelt.

Die Haupttat verübte er mit einem Mittäter an einer ihnen bekannten Person. Es handelt sich um Freiheitsberaubung, schwere körperliche und sexuelle Misshandlung, Erpressung von Geld sowie Androhung der Tötung. P berichtet diese Tat ausführlich, meist wie ein nüchterner Chronist und offenbar wahrheitsgetreu, denn es gibt kaum nennenswerte Differenzen zur Rekonstruktion des Gerichts. Die Misshandlungen zogen sich fast 24 Stunden hin, es handelt sich also um wiederholte Handlungen, bei denen die Akteure kalt und zielstrebig ihren Plan verfolgen, Geld zu erpressen. Strategien der Neutralisierung scheinen für das Handeln eine entscheidende Rolle gespielt zu haben. Zentral ist vor allem die Deutung des „Verrates“ durch das Opfer, mit der die Verantwortung für die Tat verschoben wird: Das Opfer selbst ist an allem schuld. Rückblickend und aus der Distanz bewertet P seine Gewalttat sehr negativ: „Ich seh das schon . das war eine kalte Tat, eine gefühllose Tat .. das Mädchen so zu massakrieren, also das war schon dreckig“. Das sind stark negative Bewertungen des eigenen Tuns, aber keine Indizien für moralische Empfindungen. Wie so häufig urteilt er hier quasi aus einer Beobachterperspektive, die negative Bewertung ist nicht motivational verankert. Dies zeigt auch seine Bewertung der Strafe: „Nicht gleich so hohe Strafen ... das war vielleicht nicht toll, was ich gemacht habe und so, aber trotzdem“. Diese Formulierung impliziert eine negative Bewertung der Tat, die äußerst halbherzig und ambivalent ist. Er leidet weder unter seiner Tat, noch ist sie für ihn ein biographischer Konflikt.

Auf die Frage, wie er sich seine Zukunft vorstellt, fragt er zurück: „Meine legale oder illegale Zukunft? Ich hab zwei Stück parat zum Glück ((lacht heftig))“. Die Alternative zu seinen legalen Plänen („Fitnessstrainer“) sieht er in der Kriminalität. Diese illegalen Zukunftspläne seien bereits angebahnt, bestünden aus Drogengeschäften und der Idee, „sowas wie ein Bordell aufzumachen“. Hier zeigen sich Elemente einer längerfristig angelegten biographischen Planung. Um die Pläne verwirklichen zu

können, müsse er sich zuerst ein „Grundkapital“ aufbauen. Er denkt hier in Kategorien eines Geschäftsmannes. Bereits zuvor hatte er seine Mittäter mehrmals als „Geschäftspartner“, die „100 Prozent loyal waren“ bezeichnet und seine Einbrüche als „professionell organisiert“. Allerdings hat auch die Strafvermeidung ein hohes Gewicht, ihm sind die möglichen Folgen seines Tuns bewusst („nochmal geh ich nicht in den Knast“), daher müsse man „viel nachdenken“ und müsse „alles 101 Prozent perfekt machen“.

4.7 Zusammenfassung

Die zentralen Merkmale der Typen werden im Folgenden noch einmal komprimiert dargestellt. Die Zahlenangaben in Klammern beziehen sich auf die 16 Fälle, die eindeutig Typen zugeordnet werden können, die Zweifelsfälle werden dagegen nicht berücksichtigt.¹⁸

1) *Der „reueige Sünder“* (2): Das zentrale Merkmal ist hier die moralische Bewertung des eigenen Handelns, die von starken Schuld- und Schamgefühlen begleitet wird. Die Verantwortung für die Taten wird übernommen, Strategien der Neutralisierung spielen eine geringe Rolle. Es gibt eine klare Abgrenzung zu Delinquenz, die auch in der Zukunftsperspektive keine Rolle spielt, da sie mit der Person nicht (mehr) vereinbar ist. Bei Straftaten mit schweren Verletzungen anderer befindet sich der Akteur in einer existenziellen biographischen Krisensituation, die in der Erzählung einer Leidensgeschichte zum Ausdruck kommt. Bei weniger schweren Taten gibt es keine vergleichbar starke biographische Krise.

2) *Das „Opfer“* (2): Auch für Personen dieses Typs ist das Erleben einer biographischen Krisensituation und die Erzählung einer Leidensgeschichte charakteristisch. Im Gegensatz zum „Sünder“ resultiert dies jedoch nicht aus der Verurteilung des eigenen Tuns und dem Erleben von Schuld, sondern aus massiven Anstrengungen zur Verantwortungsabwehr, die bis zur völligen Umdeutung und Verleugnung der Taten reichen. Die moralische Integrität wird durch die Leugnung der Schuld zu wahren versucht. Die gegenwärtige Orientierung zeigt keine klare Abkehr von Delinquenz. Die dominante Selbstpräsentation als „Opfer“ zeigt sich nur bei Straftaten mit schweren Verletzungen anderer.

3) *Der „Held“* (3): Der „Held“ erzählt eine Erfolgsgeschichte; er präsentiert sich als Gangsterchef, Geschäftsmann oder Playboy mit ausschweifendem Lebenswandel. Die Geschichten beinhalten keine schweren Verletzungen und sind auf Delikte mit (angeblich) erheblichem materiellem Gewinn bezogen (Bankraub, Einbrüche, Betrug, Drogenhandel). Die moralische Relevanz des eigenen Tuns wird kaum gesehen, negative (Selbst)Bewertungen oder gar Schuldgefühle spielen praktisch keine, Strategien der Verantwortungsabwehr nur eine geringe Rolle. In Bezug auf schwerere Taten und die eigene Inhaftierung ist die Darstellung gebrochen, reine Erfolgsgeschichten sind hier wohl kaum möglich.

¹⁸ Die meisten Personen, die ihre Delikte nur im Moralinterview thematisieren, sowie die zwei Akteure, die ihre Haupttaten im narrativen Interview verschwiegen haben, lassen sich nicht (eindeutig) zuordnen. Zudem lassen sich nicht immer alle Elemente der Darstellung ausschließlich einem Typ zuordnen: So präsentieren sich einige Akteure vorwiegend als „Held“ oder „dummer Junge“, in Bezug auf ihre Strafe jedoch als „Opfer“.

4) *Der „Erwachsen-Gewordene“* (3): Charakteristisch ist der biographische Wandel, der sich in einer strikten Trennung von Vergangenheits- und Gegenwartspektive zeigt. Die Akteure erzählen aber keine Leidensgeschichte, befinden sich nicht in einer biographischen Krisensituation und empfinden keine starken Schuldgefühle. Die moralische Perspektive ist hier also nicht dominant, gleichwohl ist sie klar erkennbar: Sie zeigt sich in einer negativen Bewertung der Straftaten und der eigenen (damaligen) Person, in Bedauern und moralischer Scham sowie im weitgehenden Verzicht auf Strategien der Verantwortungsabwehr. Diese Personen bewahren ihre moralische Integrität dadurch, dass sie heute ein Anderer sind.

5) *Der „dumme Junge“* (5): Die eigenen Straftaten werden hier häufig als „Dummheit“ bezeichnet, biographische Wandlungsprozesse sind jedoch nicht erkennbar. Die Charakterisierung als „dummer Junge“ ist eher eine Strategie der Verharmlosung. Es gibt keine negative Bewertung des Selbst und des eigenen Tuns, keine Indizien für Bedauern oder Schuld – aber auch keine durchgehende Helden- oder Opfergeschichten. Strategien der Neutralisierung werden bei Eigentumsdelikten kaum, bei schweren Körperverletzungen häufig verwandt. Im Wesentlichen nehmen „dumme Jungen“ eine „naive“ Erzählperspektive ein. Sie präsentieren sich als Person, die „ganz okay“ ist, die eigentlich nichts Schlimmes gewollt und getan hat.

6) *Der „kriminelle Abweichler“* (1): Charakteristisch für diesen Typ ist, dass die Delinquenz Teil des Selbstbildes und des Lebensentwurfes ist. Das zeigt sich u.a. an der Entgegensetzung zur „anderen Seite“, an der Selbstdeutung „*krimineller Veranlagungen*“ sowie an der großen „*Faszination*“ für bestimmte Straftaten und die „*Macht des Stärkeren*“. Konstitutiv ist auch, dass die Zukunftsorientierung eindeutig Delinquenz beinhaltet. Dieser Typ präsentiert sich mit seinen Straftaten und seinen Zukunftsplänen als professioneller Straftäter. Bedauern oder gar Schuldgefühle sind auch bei schweren Straftaten nicht zu erkennen; je nach Schwere des Delikts spielen Strategien der Verantwortungsabwehr eine geringe bis starke Rolle.

5. Diskussion

Die rekonstruierten Typen repräsentieren sechs verschiedene Perspektiven der Akteure auf sich und ihre Taten. Sie machen deutlich, wie unterschiedlich inhaftierte Jugendliche ihre Taten rekonstruieren, in die Biographie integrieren und sich selbst als Handlungssubjekte präsentieren. Sehr wahrscheinlich gibt es noch weitere Typen, denn aufgrund der Einbettung in die Gesamtuntersuchung zielte die Studie nicht auf theoretische Sättigung. Im Folgenden werden nun die moralpsychologischen, biographietheoretischen, pädagogischen und methodologischen Implikationen der Ergebnisse diskutiert:

Aus *moral- und entwicklungspsychologischer Sicht* ist hervorzuheben, dass sich die inhaftierten Jugendlichen in wesentlichen Dimensionen der Moralentwicklung erheblich voneinander unterscheiden. Dies gilt nicht nur für allgemeine moralische Kompetenzen und Orientierungen, sondern ebenso für die retrospektive Bewertung der Straftaten und die Integration der Delinquenz in die Biographie. Eine *moralische* Perspektive auf sich und ihre Taten nehmen dabei nur die „Sünder“ und die „Erwachsen-Gewordenen“ ein, bei den anderen Typen wird die moralische Relevanz des eigenen Tuns nicht gesehen oder neutralisiert. Eine Beziehung zwischen der retrospektiven Bewertung der Taten und der moralischen Urteilskompetenz (Moralstufe) ist

nicht zu erkennen: Die beiden Probanden der Stufe 4 lassen sich nicht eindeutig zuordnen.¹⁹ Bei den Personen, die auf Stufe 3 oder Übergangsstufe 3/4 urteilen, zeigt sich kein konsistentes Muster, sie wurden allen sechs Typen der Selbstpräsentation zugeordnet. Von zwei Probanden der Übergangsstufe 2/3 liegen Äußerungen zu ihren Straftaten vor, beide präsentieren sich als „dumme Jungen“. Dies könnte bedeuten, dass die Einnahme einer moralischen Perspektive auf das eigene Tun das Erreichen der Stufe 3 voraussetzt; allerdings sind unsere Daten für eine Prüfung dieser These zu schmal.

Die Befunde sprechen somit dafür, dass der Moralstufe keine *zentrale* Bedeutung für die retrospektive Bewertung der eigenen Taten zukommt. Wichtiger als die moralische Urteilskompetenz scheinen Aspekte der moralischen Identität zu sein, denn die Ergebnisse zeigen einen klaren Zusammenhang zwischen der biographischen Selbstpräsentation und der moralischen Orientierung: Die beiden „Sünder“ und die drei „Erwachsen-Gewordenen“ urteilen im Sinne des autonomen Moraltyps, d.h. *alle fünf* Probanden, für deren Selbstpräsentation moralische Aspekte konstitutiv sind. Dagegen zeigt sich bei keinem Probanden des heteronomen oder des ambivalenten Moraltyps eine vergleichbare Darstellung. Die moralische Orientierung ist somit eine wichtige Bedingung für die Reaktion auf das eigene Handeln.²⁰

Die Selbstpräsentation hängt auch mit der *Schwere der Tat* zusammen. Bei Tötungsdelikten dominieren Schuld („Sünder“) und Schuldabwehr („Opfer“). Taten, die zu schweren Verletzungen führen, werden nicht so ungebrochen erzählt wie Eigentums- oder Drogendelikte, so lassen sich Gewalttaten kaum als Heldengeschichte darstellen. Dass Strategien der Verantwortungsabwehr bei (schweren) Gewalttaten dominieren, war zu erwarten, nicht jedoch, dass diese Strategien bei der Darstellung von Eigentums-, Drogen- und leichten Körperverletzungsdelikten kaum auftauchen. Dies könnte dafür sprechen, dass die moralische Relevanz dieser Taten nicht gesehen wird, Neutralisierungen wären somit gar nicht notwendig. Möglicherweise werden häufig verübte Straftaten aber auch weitgehend habitualisiert begangen, so dass Neutralisierungen latent bleiben und im Handlungsvollzug keine wichtige Rolle (mehr) spielen.

Aus *biographietheoretischer Perspektive* ist von Interesse, ob sich die Akteure als Subjekte oder Objekte ihrer Lebensgeschichte darstellen, als intentional Handelnde oder als Erleidende bzw. Getriebene. Zwei sehr unterschiedliche *Leidensgeschichten*

19 Nur mit einem der beiden konnte ein biographisches Interview geführt werden, darin verschweigt er seine schweren Straftaten (Raub und Erpressung). Dies kann ein Indiz für moralische Scham sein, zumal dieser Proband durchgehend autonom urteilt, eindeutig ist dies aber nicht zu klären.

20 Die Befunde sprechen nicht gegen die Relevanz der Kohlbergschen Stufen, sie sprechen aber für eine klare Unterscheidung von Kognition und Motivation (Blasi 1993; Nunner-Winkler 1993). Kohlberg hat Stufen der moralischen *Urteilskompetenz* vorgelegt. Wie eine Person handelt oder wie sie urteilt, wenn sie selbst von einer Situation betroffen ist, wie sie bspw. die eigenen Straftaten bewertet, das sind Fragen, die stark die moralische Identität berühren und diese folgt nicht einfach der Logik der Kompetenz-Stufen. Allerdings gibt es auch da einen gewissen Zusammenhang: Eine „autonome“ Bindung an Moral ist wohl erst ab Stufe 3 denkbar, aber jemand kann moralische Konflikte auf Stufe 3 oder 4 beurteilen, ohne dass er eine analoge Bindung an moralische Normen aufgebaut hat. Um ein Extrembeispiel zu nennen: Ein erfolgreicher Hochstapler oder Heiratsschwindler braucht eine hohe soziale Kompetenz, um sich in andere hineinzudenken und zu fühlen, aber Mitgefühl hat er keines. Die für die Moralität einer Person entscheidende moralische Identität – und damit auch Fragen der Selbstkonsistenz, der Verantwortungsabwehr etc. – erfassen die Stufen also nur unzureichend. Es mag allerdings sein, dass die hier untersuchte Gruppe besonders starke Inkonsistenzen aufweist.

werden erzählt: Während das „Opfer“ das fragliche Handeln umdeutet oder verleugnet, leidet der „Sünder“ an seiner Tat. Insgesamt sind Leidensgeschichten aber selten, „apologetische Selbstdarstellungen“ im Sinne Goffmans (1961, 149) kommen allenfalls in Ansätzen vor. Die Akteure präsentieren sich auch nicht als gescheiterte Existenzen, wenngleich einige einen sehr negativen Blick auf ihr Leben werfen. Viele Straftaten lassen sich offenkundig viel eher in die Biographie integrieren als schwere psychiatrische Erkrankungen, die im Zentrum von Goffmans Studie stehen. Das „Fremdwerden der eigenen Biographie“ (Riemann 1987), das für Psychatriepatienten typisch ist, zeigt sich nur in einem Fall. Ein solches Sich-Fremdwerden ist zu erwarten, wenn es zu einem massiven Bruch kommt zwischen Selbstbild bzw. Handlungsentwürfen sowie dem eigenen Tun oder (äußeren) Ereignissen, die als unkontrollierbar erfahren werden. Ein solches Erleiden schildert ein Proband („Sünder“) in Bezug auf zentrale biographische Erfahrungen und seine Tat, die er nicht als Ausdruck, sondern geradezu als Infragestellung seines Selbst empfindet.

Auch wenn beim „kriminellen Abweichler“ biographische Planungen eine zunehmende Rolle spielen: Im Allgemeinen rekonstruieren die Akteure ihre Straftaten und ihren delinquenten Werdegang nicht im Sinne biographischer Handlungsentwürfe. Delinquenz erscheint den meisten von ihnen als etwas Naheliegendes. Sie rekurrieren dabei auf Erfahrungen im sozialen Umfeld, vor allem Freunde und Bekannte. Ihren Erzählungen zufolge werden die meisten Straftaten begangen, ohne groß darüber nachzudenken. Insbesondere der Beginn der Delinquenz wird häufig als „Mitmachen“ beschrieben, das Handlungssubjekt verschwindet hier fast völlig: *„Wenn man jetzt gerade mit den falschen Leuten rumhängt, so wie ich, dann kommt man halt mal in so eine Clique rein, wo man Aufbrüche macht und Drogen“*. In biographietheoretischen Begriffen handelt es sich hier nicht um eine biographische Lebensplanung oder um das Erleiden eines unkontrollierbaren Schicksals, sondern um eine Art „Treibenlassen“. Diese Art und Weise, sich „treiben zu lassen“, offenbart eine geringe Zukunftsorientierung sowie ein geringes Verständnis des Selbst als agency (vgl. Damon/Hart 1988, 153 ff.). Es gibt aber auch Veränderungspotentiale: Die Zukunftsentwürfe vieler Probanden enthalten konventionelle Normalitätsvorstellungen, die in Kontrast zu „Kriminalität“ und dem bisherigen Werdegang stehen. Der Wunsch: *„Jetzt mal so normal leben“*, ist ein häufig genanntes Motiv, das Ansatzpunkte für biographische Wandlungsprozesse enthalten könnte.

Aus *pädagogischer Perspektive* ist von Interesse, von welchen entwicklungspezifischen Voraussetzungen bei der Arbeit mit straffälligen Jugendlichen auszugehen ist. Die Befunde zeigen, dass die moralkognitive Entwicklung bei den meisten Personen nahezu altersadäquat ist, dagegen gibt es erhebliche Differenzen bei der moralischen Orientierung und der biographischen Selbstpräsentation. Auf Seiten der Subjekte liegen somit ganz unterschiedliche Voraussetzungen für sozialpädagogische Ansätze vor. Die Arbeit mit Jugendlichen, die ihre Biographie in der Art eines „Sünder“ oder „Erwachsen-Gewordenen“ rekonstruieren, erscheint dabei vergleichsweise aussichtsreich. Da diese die moralische Dimension ihres Tuns erkennen und sich überwiegend kritisch mit ihrer Delinquenz auseinandersetzen, besteht hier die Chance, sie in ihrem biographischen Wandlungsprozess zu unterstützen. Viel schwerer dürfte dies bei Personen sein, die sich als „Held“, „dummer Junge“, „Opfer“ oder gar als „Abweichler“ präsentieren. Gerade hier erscheinen psychosoziale Angebote aber dringend geboten, denn es droht eine Verfestigung delinquenter Handlungs- und Orientierungs-

muster. Einige biographische Erzählungen sprechen dafür, dass die soziomoralische Entwicklung eine wichtige Rolle für biographische Wandlungsprozesse und die Resistenz gegenüber Delinquenz spielen kann. In diesem Sinne zielt der Modellversuch zur demokratischen Partizipation im Strafvollzug auf die Förderung sozialer und moralischer Urteilsfähigkeit, das Lernen alternativer Strategien der Konfliktlösung sowie auf die reflexive Verarbeitung eigener Handlungen und Erfahrungen (Sutter 2003a/b; Sutter/Baader/Weyers 1998; Weyers 2003, 2005). Damit sollen alternative Handlungsmöglichkeiten eröffnet werden – ob diese genutzt werden können, hängt nicht nur von den Akteuren ab.

Abschließend seien noch einige *methodologische Implikationen* der Untersuchung hervorgehoben. Neben den biographischen Interviews waren die Moralinterviews und vor allem die Gerichtsakten wichtige Quellen für die Fallanalysen. Die subjektiven Rekonstruktionen der Delikte stimmen mit den Rekonstruktionen der Gerichte zwar in vielen Fällen überein, es zeigen sich aber auch zahlreiche bedeutsame Abweichungen: Die beiden „Opfer“ verleugnen ihre Taten; ein Proband erzählt eine schwere Straftat, die er gar nicht begangen hat; alle Heldengeschichten enthalten falsche oder stark übertriebene Details; zwei Akteure berichten statt ihrer schweren Taten weniger schwere Delikte. Aufgrund dieser „unwahren Darstellungen“ (Goffman 1959) ist Skepsis gegenüber dem „Wahrheitsgehalt“ biographischer Selbstpräsentationen angebracht, sofern es um sozial abweichende Lebensereignisse geht. Böttger (1998) bezweifelt generell, dass offene Interviews bei Themen wie Gewalt geeignet sind und empfiehlt Eingriffe des Interviewers, um fiktive Geschichten zu unterbinden. „Verzerrungen“ sind aber nicht einfach Störfaktoren, die den Blick auf die Biographie verstellen. Je nach Fragestellung können sie sogar besonders aufschlussreich sein, denn sie weisen auf das Selbstbild des Erzählers hin. Böttgers Vorgehen mag fiktive Geschichten verhindern, gibt zugleich aber die Erkenntnismöglichkeiten preis, die in selbst strukturierten Erzählungen liegen. Zu empfehlen ist daher eher, die biographischen Erzählungen mit äußeren Daten zu kontrastieren. Die Analyse vieler Darstellungen sozial abweichender Biographien erfordert die Kenntnis äußerer Daten der Lebensgeschichte, die eine alternative bzw. ergänzende Sicht auf die berichteten Ereignisse ermöglichen. Zwar könne solche Daten häufig nur eingeschränkt erhoben werden, für die vorliegende Studie waren sie jedoch ein unerlässliches Korrektiv.

LITERATUR

- Agnew, Robert 1994: The techniques of neutralization and violence, *Criminology*, 32, 555-580
- Arbuthnot, Jack; Gordon, Donald; Jurkovic, Gregory 1987: Personality. In: Quay, Herbert (Ed.): *Handbook of juvenile delinquency*, New York, 139-183
- Bereswill, Mechthild 1999: Gefängnis und Jugendbiographie. Qualitative Zugänge zu Jugend, Männlichkeitsentwürfen und Delinquenz. KFN, Forschungsbericht Nr. 78, Hannover
- Blasi, Augusto 1993: Die Entwicklung der Identität und ihre Folgen für moralisches Handeln. In: Edelstein et al. 1993, 119-147
- Böhnisch, Lothar 1999: Abweichendes Verhalten, Eine pädagogisch-soziologische Einführung, Weinheim
- Böttger, Andreas 1998: Gewalt und Biographie. Eine qualitative Analyse rekonstruierter Lebensgeschichten von 100 Jugendlichen, Baden-Baden
- Brumlik, Micha 1998: „Just Community“ – a social cognitive research project in the penal system, *European Journal of Social Work*, 1, 339-346

- Bude, Heinz 1985: Der Sozialforscher als Narrationsanimateur. Kritische Anmerkungen zu einer erzähltheoretischen Fundierung der interpretativen Sozialforschung, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 37, 327-336
- Cohen, Albert K. 1955: *Delinquent boys. The culture of the gang*, Glencoe
- Colby, Ann; Kohlberg, Lawrence 1987: *The measurement of moral judgment, Vol. 1: Theoretical foundations and research validation*, Cambridge
- Damon, William; Hart, Daniel 1988: *Self-understanding in childhood and adolescence*, Cambridge
- Eckensberger, Lutz H. 1993: Moralische Urteile als handlungsleitende soziale Regelsysteme im Spiegel der kulturvergleichenden Forschung. In: Alexander Thomas (Hg.): *Kulturvergleichende Psychologie. Eine Einführung*, Göttingen, 259-295
- Edelstein, Wolfgang; Nunner-Winkler, Gertrud; Noam, Gil (Hg.) 1993: *Moral und Person*, Frankfurt
- Fend, Helmut 2000: *Entwicklungspsychologie des Jugendalters*, Opladen
- Fischer-Rosenthal, Wolfgang; Rosenthal, Gabriele 1997: *Narrationsanalyse biographischer Selbstpräsentation*. In: Hitzler, Ronald; Honer, Anne (Hg.): *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik*, Opladen, 133-164
- Flick, Uwe 1995: *Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung*, Reinbek
- Gibbs, John 1991: Sociomoral developmental delay and cognitive distortion: Implications for the treatment of antisocial youth. In: Kurtines, William; Gewirtz, Jacob (Eds.): *Handbook of moral behavior and development, Vol. 3: Application*, Hillsdale, 95-110
- Glinka, Hans-Jürgen 1998: *Das narrative Interview. Eine Einführung für Sozialpädagogen*, Weinheim
- Goffman, Erving 1959: *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*, München
- Goffman, Erving 1961: *Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen*, Frankfurt/M.
- Gregg, Virginia; Gibbs, John; Basinger, Karen 1994: Patterns of developmental delay in moral judgment by male and female delinquents. *Merrill-Palmer Quarterly*, 40, 538-553
- Hermanns, Harry; Tkocz, Christian; Winkler, Helmut 1984: *Berufsverlauf von Ingenieuren. Biografie-analytische Auswertung narrativer Interviews*, Frankfurt/M.
- Hickey, Joseph; Scharf, Peter 1980: *Toward a just correctional system. Experiments in implementing democracy in prisons*, San Francisco
- Jennings, William; Kilkeny, Robert; Kohlberg, Lawrence 1983: Moral-development theory and practice of youthful and adult offenders. In: Laufer, William; Day, James (Eds.): *Personality theory, moral development and criminal behavior*, Lexington, 281-355
- Keller, Monika 1996: *Moralische Sensibilität. Entwicklung in Freundschaft und Familie*, Weinheim
- Kluge, Susann 1999: *Empirisch begründete Typenbildung. Zur Konstruktion von Typen und Typologien in der qualitativen Sozialforschung*, Opladen
- Kohlberg, Lawrence 1971: From *is* to *ought*: How to commit the naturalistic fallacy and get away with it in the study of moral development. In: Ders. 1981: *Essays on moral development. Vol. 1: The philosophy of moral development. Moral stages and the idea of justice*, San Francisco, 101-189
- Kohlberg, Lawrence 1984: *Essays on moral development. Vol. 2: The psychology of moral development. The nature and validity of moral stages*, San Francisco
- Kohlberg, Lawrence 1986: Der „Just Community“-Ansatz der Moralerziehung in Theorie und Praxis. In: Oser, Fritz; Fatke, Reinhard; Höffe, Otfried (Hg.): *Transformation und Entwicklung. Grundlagen der Moralerziehung*. Frankfurt/M., 21-55
- Kohlberg, Lawrence; Candee, Daniel 1984: The relationship of moral judgment to moral action. In: Kohlberg 1984, 498-581
- Krettenauer, Tobias; Edelstein, Wolfgang 1999: From substages to moral types and beyond. *International Journal of Behavioral Development*, 23, 899-920

- Lucius-Hoene, Gabriele; Deppermann, Arnulf 2004: Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews, Wiesbaden
- Merkens, Hans 2000: Auswahlverfahren, Sampling, Fallrekonstruktion. In: Flick, Uwe; von Kardorff; Ernst; Steinke, Ines (Hg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*, Reinbek, 286-299
- Montada, Leo 1993: Moralische Gefühle. In: Edelstein et al. 1993, 259-277
- Nisan, Morcedai 1993: Bilanzierte Identität. Moralität und andere Identitätswerte. In: Edelstein et al. 1993, 232-258
- Nunner-Winkler, Gertrud 1993: Die Entwicklung moralischer Motivation. In: Edelstein et al. 1993, 278-303
- Oser, Fritz 1999: Die mißachtete Freiheit moralischer Alternativen: Urteile über Handeln, Handeln ohne Urteile, in: Garz, Detlef; Oser, Fritz; Althof, Wolfgang (Hg.): *Moralisches Urteil und Handeln*, Frankfurt/M., 168-219
- Oswald, Hans 1997: Was heißt qualitativ forschen? Eine Einführung in Zugänge und Verfahren. In: Friebertshäuser, Barbara; Prengel, Annedore (Hg.): *Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft*, Weinheim, 71-87
- Piaget, Jean 1932/1986: *Das moralische Urteil beim Kinde*, München
- Piaget, Jean 1940: Die geistige Entwicklung des Kindes. In: Ders. 1974: *Theorien und Methoden der modernen Erziehung*, Frankfurt/M., 153-210
- Reichertz, J. 1996: Lassen sich qualitative Interviews hermeneutisch interpretieren? In: Strobl, Rainer; Böttger, Andreas (Hg.): *Wahre Geschichten? Zur Theorie und Praxis qualitativer Interviews*, Baden-Baden, 77-92
- Riemann, Gerhard 1987: *Das Fremdwerden der eigenen Biographie*, München
- Rosenthal, Gabriele 1995: *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen*, Frankfurt/M.
- Schütze, Fritz 1976: Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.): *Kommunikative Sozialforschung*, München, 159-260
- Schütze, Fritz 1983: Biographieforschung und narratives Interview, *Neue Praxis*, 13, 283-294
- Scott, Marvin; Lyman, Stanford 1968: Accounts, *American Sociological Review*, 33, 46-62
- Selman, Robert 1984: Die Entwicklung des sozialen Verstehens, Frankfurt/M.
- Shields, Ian; Whitehall, Georgia 1994: Neutralization and delinquency among teenagers, *Criminal Justice and Behavior*, 21, 223-235
- Sutter, Hansjörg 2003a: Sozio-moralische Lern- und Entwicklungsprozesse. In: Otto, Hans-Uwe; Oelerich, Gertrud; Micheel, Heinz-Günter (Hg.): *Empirische Forschung und Soziale Arbeit. Ein Lehr- und Arbeitsbuch*, Neuwied, 159-214
- Sutter, Hansjörg 2003b: Die sozialisatorische Relevanz des Alltäglichen in einem demokratisierten Vollzug. In: Schweppe, Cornelia (Hg.): *Qualitative Forschung in der Sozialpädagogik*, Opladen, 245-277
- Sutter, Hansjörg; Baader, Meike; Weyers, Stefan 1998: Die „Demokratische Gemeinschaft“ als Ort sozialen und moralischen Lernens, *Neue Praxis*, 28, 383-400
- Sykes, Gresham; Matza, David 1957: Techniques of neutralization: A theory of delinquency, *American Sociological Review*, 22, 664-670
- Tangney, June P. (1998): How does guilt differ from shame? In: Bybee, Jane (Ed.): *Guilt and children*, San Diego, 1-17
- Tugendhat, Ernst (1993): *Vorlesungen über Ethik*, Frankfurt/M.
- Weyers, Stefan 2003: Funktioniert Demokratie(erziehung) im Knast? Demokratische Partizipation und moralisches Lernen im Vollzug, *Neue Kriminalpolitik*, 15, 106-109
- Weyers, Stefan 2004: Moral und Delinquenz. Moralische Entwicklung und Sozialisation straffälliger Jugendlicher, Weinheim
- Weyers, Stefan 2005: Moralische und biographische Entwicklung straffälliger Jugendlicher. Perspektiven für die Sozialpädagogik, *Zeitschrift für Sozialpädagogik*, 3, 114-137

„Du bist nicht mehr Teil Deutschlands“

Die Flucht nach Shanghai 1939 Einzelfallanalyse aus einem DFG-Projekt¹

Wiebke Lohfeld

Kontext

Aus zweierlei Gründen ist die Emigration deutscher Juden in den späten 30er Jahren und noch 1940 nach Shanghai interessant. Zum einen ist es die späte Emigration der letzten, die ‚rauskamen‘, und betrifft damit die Gruppe derjenigen Juden, die entweder kein Geld hatten, in andere Länder auszureisen, bzw. die keine günstigen Kontakte in die Staaten hatten, um ein Affidavit zu erlangen, oder die bis zuletzt verleugneten, dass ihnen etwas passieren würde und die nach Inhaftierung in der Kristallnacht zur Auswanderung gezwungen wurden. Zum anderen waren die Lebensumstände in Shanghai von besonderer Art – ich möchte es als ‚Leben im Wartesaal‘ bezeichnen, wie eine Ausstellung des Jüdischen Museums im Stadtmuseum Berlin 1997 treffend betitelt war.² Beides zusammen genommen spricht für besondere biografische Prozesse, die nicht nur interessant, sondern auch lehrreich sein können. Fraglos ist die Kategorisierung, mit der ich in vereinfachter Kurzform die Gruppe der ‚Shanghai‘-Juden charakterisiere, an die besonderen historischen Umstände geknüpft, worüber im deutschsprachigen Raum wenig veröffentlicht worden ist.³ Außerdem ist die Tatsache, dass ungefähr 17.000⁴ deutsche Juden bis 1941 Shanghai erreichten, wenig bekannt. Der Historiker Steve Hochstadt schrieb dazu: „Ohne Shanghai wären mit großer Wahrscheinlichkeit weitere 17.000 Menschen Opfer der Vernichtungslager geworden“ (ebd. 1997, 27).

1 Das DFG-Projekt ‚Aberkennung als Kategorie sozio-historischer Forschung. (Über)Lebensstrategien von jüdischen Emigranten in Shanghai‘ wird derzeit im Rahmen eines Forschungsstipendiums von der Autorin in den USA durchgeführt. Siehe auch Projektankündigung in BIOS Heft 2 / 2004.

2 Der Katalog zur Ausstellung ist folgendermaßen veröffentlicht: Schriften des jüdischen Museums: Leben im Wartesaal – Exil in Shanghai 1938-1947. Berlin 1997.

3 Damit sind vor allem Publikationen gemeint, die sich dem Exil in Shanghai von wissenschaftlicher Seite angenommen haben. Es sind einige Publikationen von Lebenserinnerungen erschienen. Im amerikanischen Kontext ist es etwas weiter gestreut, aber auch dort überwiegen Publikationen, die auf Lebensberichten basieren, die sich vor allem mit der historischen Seite und der ‚tragischen‘ Seite des Geschehens annehmen. Nicht zu vergessen Filme wie ‚The last Port of resort‘, der auch schon in deutscher Fassung ausgestrahlt wurde. (Siehe Bibliographie am Ende des Textes)

4 Die Zahlen variieren zwischen 17.000 und 20.000. Dabei werden oftmals unterschiedliche Gruppen mit herangezogen. So erreichten nicht nur deutsche Flüchtlinge Shanghai, sondern auch österreichische, polnische, italienische, tschechische, rumänische und ungarische Flüchtlinge. Die angegebene Zahl von 17.000 umfasst lediglich die deutschsprachigen Flüchtlinge.

Neben dem ‚großen‘ Thema Holocaust erscheint einem das einzelne Leben klein und unbedeutend. Doch genau das ist es, was in diesem Artikel befragt wird – der einzelne kleine Mensch, der von den großen Ereignissen seiner Zeit betroffen wurde, der Teil einer kollektiven Biografie⁵ seiner Generation und seines Milieus war. Ich werde die Emigration nach Shanghai anhand einer einzelnen Biografie aus meinem derzeitigen DFG-Projekt veranschaulichen. Gleichzeitig werde ich biografische Dispositionen sichtbar machen, die für handlungsorientierte Lebensstrategien im ‚Wartesaal Shanghai‘ bedeutend waren.

So soll sich im Zuge der Entfaltung der Biografie von Alfred Federer⁶ die Vielschichtigkeit der ineinander verketteten historischen und gesellschaftlichen Ereignisse der 30er Jahre in Deutschland, über die 40er Jahre in Shanghai bis zu Beginn der 50er Jahre in Amerika zeigen, und die Rückbindung an die Biografie und sein Leben sichtbar werden.

Es handelt sich bei diesem Artikel um ein Zwischenergebnis aus meinem Projekt, das mit insgesamt 76 biografischen Interviews mit so genannten Shanghailändern arbeitet. Die Intention des gesamten Projektes ist es, diese narrativen Lebensberichte (lifestories) auf die individuellen Lebensstrategien in Shanghai unter der Perspektive einer Theorie der Aberkennung (Garz 2000, Lohfeld 2003, Blömer 2004) zu befragen.⁷ Mit der umfangreichen Einzelfalldarstellung soll hier ein erster Schritt gewagt werden, das ‚kleine Leben‘ (oder in Anlehnung an Wolfgang Benz die ‚kleinen Leute‘, vgl. Benz 1994) im Zusammenhang sozio-historischer Biografieforschung zur Geltung zu bringen und das Projekt mit einem Teilergebnis zur Diskussion zu stellen.⁸

Die Biografie von Alfred Federer wird zunächst in einem ersten Abschnitt biografiethoretisch und in einem weiteren historisch gerahmt. Soweit generelle historische Aspekte über die Emigration nach Shanghai für das Verständnis der Biografieanalyse von Alfred Federer relevant sind, werden sie in einem folgenden Teil aufgefächert. Denn die Biografie wird von zwei Seiten historisch bedeutsam: vom Kontext her und von der individuellen Geschichte her. Biografische Interviews erzählen nicht ausschließlich die individuelle Lebensgeschichte, sondern auch Geschichte, bzw., wie von Plato es formuliert: „Subjektive Erinnerungszeugnisse sind [...] Quellen für die pralle Geschichte im kleinen“ (v. Plato 1999, 60).

5 Den Begriff der kollektiven Biographie verwende ich hier in Anlehnung an die allgemeine Verwendung innerhalb der Biografieforschung im Sinne der generationen- bzw. milieuspezifischen Betroffenheit von Individuen durch historische und gesellschaftliche Dispositionierungen (vgl. z.B. Ralf Bohnsack 1999).

6 Der Name wurde anonymisiert.

7 Ich komme nicht umhin, bei dieser verkürzten Darstellungsweise den Hinweis zu geben, dass sich sowohl meine bisherige Forschungsarbeit als auch die derzeitige den Maßgaben rekonstruktiver Methoden verpflichtet sieht. So werden die Biografien zwar ‚befragt‘ aber dies im Zuge rekonstruktiver Analyse (vgl. Lohfeld 2003, 2004, sowie Garz 2000). Hinzufügen möchte ich ferner, dass sich die Aberkennungstheorie sukzessive durch mehrere Forschungsarbeiten im Zuge der Analyse von Biografien deutsch-jüdischer (in einem Falle auch nichtjüdischer) Emigranten entwickelt (vgl. maßgeblich Detlef Garz 2000, aber auch Blömer 2004, Lohfeld 2003) und im Projekt über deutsch-jüdische Emigranten in Shanghai empirisch vertieft werden soll (Lohfeld 2004).

8 In Anlehnung an Lawrence-Lightfoot (1997) soll diese Veröffentlichung ebenfalls ein Schritt aus dem Elfenbeinturm der Wissenschaft hinaus sein, um den Prozess eines umfangreichen Forschungsprojektes sichtbar werden zu lassen, anstatt zu warten, bis alles ‚im Kasten‘ ist und dann den großen ‚Aha-Effekt‘ abzuwarten.

Nun ist meine Intention nicht, aus einer einzelnen Biografie historische Fakten abzurufen und mich der Debatte um Realgehalt erzählter historischer Erfahrungen, bzw. subjektiver Zeugnisse, zu stellen. Diese Diskussion liegt im Gesamtkontext einer historischen Thematik im Bereich erziehungswissenschaftlicher Biografieforschung verborgen, wird aber an anderer Stelle geführt werden müssen (vgl. Jureit 1997, v. Plato 2000, Welzer 2001). Wohl aber werde ich auf zwei wesentliche Ebenen der Wirklichkeitsdarstellung und –erfassung eingehen: die Ebene der erlebten und die Ebene der erzählten Lebensgeschichte. Allein anhand des ausgewählten Ansatzes zur Fallrekonstruktion, der Narrationsanalyse,⁹ zeigt sich schon mein Interesse, die Biografie sowohl in ihrer Konstruiertheit in Bezug auf die Darstellung und damit verbunden ihrer Deutungen, als auch ihrer Strukturiertheit und damit verbunden ihrer Möglichkeiten, zu erfassen (vgl. Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997, 2000).

Um mein Vorgehen deutlich zu umreißen, werde ich in einem weiteren Teil die methodische Vorgehensweise für die hier vorgestellte Einzelfallanalyse ausführen. In großen Zügen soll sich allerdings dann die Methode in der Darstellungsform des ‚Falles‘ zeigen und bewähren.

Die Biografie

Alfred Federers Biografie ist sowohl seine persönliche Geschichte (Story) als auch Teil der deutsch-jüdischen Geschichte (History) und, wenn man mit der Terminologie innerhalb der Biografieforschung spricht: Teil der kollektiven Biografie deutsch-jüdischer Flüchtlinge, die nach Shanghai geflohen sind. Entsprechend bildet die (Fall)Rekonstruktion diese drei Ebenen ab. Und zwar sieht diese Ab-Bildung vor, Alfred Federer in seinem „biografischen Gewordensein“, wie Marotzki es formuliert, zu verstehen. Das beinhaltet sowohl die Ansicht, dass „jeder Mensch [...] in eine vorgegebene historisch-gesellschaftliche, klassen- oder standesspezifische, lokal-regionale, familiäre, kulturgeographische und genetisch-hereditäre Konstellation hineingeboren [wird]“ (Oevermann 1986/87 zitiert in Garz/Kraimer 1994, 11), als auch die Anerkennung des je autonomen Spielraumes einer Biografie zur je eigenen Sinn-erzeugung und Deutungsherstellung eigener Handlungen (vgl. Oevermann 2000, 130 ff. bzw. Marotzki 1999, 111). Alfred Federer wird entsprechend als Person determinierender Lebensweltfaktoren betrachtet, als auch als Person individueller Entscheidungen und Deutungen. Im Zusammenhang der Thematik von Verfolgung und Flucht steht m. E. vor allem das Spannungsverhältnis von prozessierenden Verhältnissen und individuellen Handlungsspielräumen im Zentrum der Analyse, die ebenfalls zeigen wird, wie sich darin Identität ausbildet.

Da Alfred Federer als Kind nach Shanghai gelangte, im Alter von 11 Jahren, bestimmten die Shanghaier Lebensjahre ganz wesentlich sein Heranwachsen, gleichzeitig war er aber auch schon alt genug, den Nationalsozialismus in Deutschland, z.B. in der Schule, erlebt zu haben. Als 1928 Geborener ist er damit Teil einer Gruppe von Flüchtlingen, die ihre Kindheit und Jugend unter dem Einfluss nationalsozialistischer Politik und Verfolgung verbracht haben. Die Relevanz dieser Zusammenhänge für die Herausbildung von Identität, von Biografie überhaupt, liegt wohl auf der Hand.

9 Narrationsanalyse nach Wolfram Fischer-Rosenthal und Gabriele Rosenthal (1997; 2000).

In Bezug auf die Thematik der Aberkennung lässt sich fragen: Hat er sich selbst unter dem Einfluss aberkennender gesellschaftlicher Entwicklungen aufwachsen sehen? Aberkennung wird für die Analyse als Ausrichtung, als ein thematischer Hinterkopfgedanke, verstanden. Es geht nicht darum, schematisch die einzelnen Abschnitte der Biografie unter dieser Kategorie zu untersuchen – das wäre subsumtionslogische Kartenmischerei. Aber als theoretisches Konzept kann sie ein Orientierungsraster bilden, die für das Verständnis der Biografie hilfreich ist.

Emigration nach Shanghai

Nun ist anhand der Einführung schon deutlich geworden, dass sich die Emigration nach Shanghai als Flucht begreifen lässt. Ich habe im Voranschreiten des Artikels den Begriff Emigration zunehmend mit dem der Flucht ersetzt, da es m. E. den historischen Entwicklungen Rechnung trägt.¹⁰ Die Grundvoraussetzungen für eine Flucht aus Deutschland waren im Jahre 1939 wesentlich schwieriger als z.B. noch 1936. Mit der Unterscheidung ist allerdings nichts darüber ausgesagt, wie die jeweils emigrierenden Personen selbst diesen Prozess wahrnahmen. Fakt ist in jedem Falle: in Deutschland zu bleiben war für jüdische Bürger lebensgefährlich, das bedarf wohl keiner weiteren Erläuterung. Fakt ist aber auch, dass 1936 noch mehrere Länder für deutsche Juden offen waren, während: „wer nach Shanghai emigrierte, hatte in der Regel keine Wahl“ (Fischer-Defoy 1997). Und dieses ‚Keine-Wahl-Haben‘ soll mit der Formulierung Flüchtling zum Ausdruck gebracht werden.¹¹

Wer nach Shanghai kam, hatte meist kaum Geld, da Juden nach 1937 nicht mit mehr als zehn Reichsmark das Land verlassen durften.¹² Die Reise selbst ging zum großen Teil über Italien mit großen Passagierschiffen von Trieste oder Genua. Man war für zwei bis drei Wochen auf See.¹³ Nach dem Kriegseintritt Italiens am 10. Juni 1940 entfiel der Seeweg und jüdische Flüchtlinge waren gezwungen, auf dem Landweg nach Shanghai zu gelangen.

Sowohl die Evian-Konferenz als auch die zunehmende Enteignung von Juden durch die Nationalsozialisten erschwerte deren Ausreise ab 1938. Ferner waren die Bestimmungen, die eine Einreise ermöglichten, in Bezug auf die Bedingungen deutscher Juden derartig absurd, dass wenige Juden überhaupt oder rechtzeitig eine Einreiseerlaubnis, z.B. für die USA, erhalten konnten.¹⁴ Lediglich Shanghai ließ Flüchtlinge ohne Visum einreisen und war damit der rettende ‚Hafen‘. Nachdem in der

10 Steve Hochstadt formuliert ebenfalls die Notwendigkeit, den Begriff Emigration im Kontext des Nationalsozialismus zu ersetzen. Er verwendet allerdings den Begriff ‚Vertreibung‘ (vgl. Hochstadt 1999).

11 Betont sei, dass mit der Formulierung Flüchtling hier keine Herabwürdigung der enormen Verlust Erfahrungen und lebensbedrohlichen Lebensumstände unter den Nationalsozialisten anderer jüdischer Emigranten vorgenommen wird. Es geht eindeutig lediglich um eine besondere Markierung der Shanghailänder, die vorzunehmen durchaus angebracht ist.

12 „So war es durchaus typisch, dass Flüchtlinge bis 1938 mit einer kompletten Wohnungseinrichtung ausreisen, aber nur die seit 1937 noch erlaubten 10RM in der Tasche hatten“ (Enzyklopädie des Nationalsozialismus 1997, 304).

13 Zumindest bis Deutschland sich weigerte, die Suez-Kanalgebühren zu entrichten. Danach musste die Route über das Kap der Guten Hoffnung gefahren werden, was nahezu zwei Monate dauerte (vgl. Löber 1997).

14 Der Nachweis von Vermögen, war z.B. für die vielen enteigneten und berufslosen Juden kaum möglich (vgl. Löber 1997).

Reichskristallnacht jüdische Männer inhaftiert wurden, wurde die Not, eine Ausreisemöglichkeit zu finden, für Juden nochmals größer. Denn, viele konnten die Konzentrationslager verlassen, wenn sie ein Ausreiseticket vorlegen konnten.¹⁵ So hörten viele Juden erst im Zuge dieser Zusammenhänge von der Möglichkeit, nach Shanghai zu emigrieren. Selbst wenn sie zuvor schon an eine Ausreise gedacht hatten, und alles versuchten, um ein Visum für die USA, Palästina oder Argentinien zu bekommen, so war Shanghai für die meisten keine ernste Alternative. Als man die inhaftierten Männer aus den Konzentrationslagern befreien musste, standen die Menschen Schlange an den Verkaufsstellen für Tickets, nicht wenige verkauften alles, was sie besaßen, um ein Ticket zu erwerben.¹⁶

Wenn hier also von einer Emigration nach Shanghai gesprochen wird, erscheint es wichtig, den Fluchtcharakter dieses Prozesses zu betonen. Shanghai beinhaltete beides: Es war die Rettung und es war gleichzeitig der letzte Ort, den man ansteuerte.

Einen weiteren Komplex gilt es noch vorab zu erläutern, der die Lebensverhältnisse in Shanghai betrifft. Shanghai war eine internationale Handelsstadt, die in verschiedene sogenannte Settlements aufgeteilt war. So waren seit ca. Mitte des 19. Jahrhunderts internationale Vertreter in der Stadt, die auch die Verwaltungs- und Polizeigewalt ausübten. Durch den Sino-Japanischen Krieg hatte die Stadt mit einer großen Anzahl chinesischer Kriegsflüchtlinge zu leben, die aus anderen Teilen Chinas in die Stadt kamen. Zudem waren Teile von Shanghai 1937 bombardiert und dann von Japan besetzt worden.¹⁷ Dennoch regierte die internationale Gemeinschaft in der Stadt: die einzelnen nationalen Gemeinschaften waren eingelebt, es gab regen Handel und Gewerbe und auch Entertainment. Als nun Ende 1938 die Zahlen der jüdischen Flüchtlinge aus Europa in die Höhe gingen, wurden die Lebensverhältnisse verschärft. Man hatte mit ansteckenden Krankheiten, Ungeziefer, den tropischen Temperaturen und dem vollkommen fremden Leben in China zu kämpfen. Da die meisten ankommenden Juden mittellos waren, hatten sie größtenteils einen schweren Anfang. Sie wussten ferner nicht, wie lange sie dort verbleiben würden, kaum ein Flüchtling hatte einen Aufenthalt für immer geplant, sondern verstand das Leben in Shanghai lediglich als Zwischenstation („Leben im Wartesaal“).¹⁸

So kann man in Bezug auf das Thema Biografie in diesem Zusammenhang betonen, dass das Leben in Shanghai den Biografieverlauf unterbrach: Lebensentwürfe wurden eingefroren, und das Überleben von Tag zu Tag bestimmte die Zeit. Biografien in Shanghai waren quasi ‚on hold‘, in der Warteschleife oder im Schütz’schen Terminus im ‚Time Off‘ (Schütze 1981).¹⁹

15 Vgl. Enzyklopädie des Nationalsozialismus, 1997, 679.

16 Vgl. Löber 1997, Hochstadt 1997, Benz 1994 u.a. fast alle Erinnerungsberichte spiegeln diese Vorgänge wider.

17 Der Sino-Japanische Krieg zog sich über die 30er Jahre hin, angefangen mit der Vereinnahmung der Mandschurei durch Japan im Jahre 1931. Danach folgten diverse Auseinandersetzungen zwischen Japan und China, ernsthafte kriegerische Handlungen kamen allerdings erst wieder 1937 zum Tragen, als Japan fast die ganze Küste Chinas einnahm und Siege mit Greueltaten an der chinesischen Bevölkerung feierte. Da sich China nie ganz ergab, dauerte der Krieg in unterschiedlicher Intensität bis 1945 an (vgl. Chang 1997, Cook 1992).

18 Diese Haltung belegen fast alle Erinnerungsberichte, die in der Zwischenzeit veröffentlicht sind. Siehe Literatur im Anhang.

19 In meinem Gesamtprojekt unterscheidet ich die einzelnen Jahrgänge und habe entsprechende Vergleichsgruppen zusammengestellt. In diesem ‚Time Off‘ als 5jähriger zu starten und als 15jähriger her-

Einen letzten Aspekt will ich unter dem Thema Emigration nach Shanghai noch kurz ansprechen: die Verbindung der Japaner zu Deutschland im Zweiten Weltkrieg. Zwar verbündete sich Japan mit Hitler, war aber nicht von dessen Vernichtungspolitik überzeugt. Sie weigerten sich, die in Shanghai weilenden Juden in geplante Vernichtungslager zu überführen. Stattdessen proklamierten sie eine geschützte Zone, in die sie alle Juden umsiedelten, was gemeinhin als das Hongkewer Ghetto bekannt ist. Dieser Teil der Stadt war derjenige, der von den Kämpfen der Chinesen mit den Japanern am stärksten betroffen war. 1943 mussten Juden, die nach 1937 in Shanghai angekommen waren dorthin übersiedeln. Dieser Distrikt war klein, Wohnraum musste geteilt werden. Da man nur über eine Brücke in die anderen Teile von Shanghai gelangen konnte, waren keine Zäune gezogen worden, die Grenzen wurden von den Juden akzeptiert. Mit dieser Umsiedlung verloren viele das, was sie sich bis dahin schon wieder erworben hatten. Die gewonnene Sicherheit war mit diesem Datum wieder verloren. Die schon zuvor formulierte These, dass Shanghai die Flüchtlinge in ein biografisches ‚Time Off‘ konservierte, bekommt mit der Einführung des Ghettos nochmals verstärkte Bedeutung.

Methoden

Die Analyse des Interviews²⁰ und der biografischen Daten von Alfred Federer wurde nach dem Modell der Narrationsanalyse vorgenommen.²¹ Dieses Verfahren beinhaltet eine gezielt getrennte Betrachtung der zwei Ebenen ‚erlebter‘ und ‚erzählter‘ Lebensgeschichte, sowohl anhand der Erzählstruktur im Interview als auch anhand der daraus extrahierten biografischen Daten. Letzteres rekonstruiert – quasi genetisch – die temporale Abfolge der Lebensgeschichte, bzw. der jeweiligen Ereignisse und dessen Bedeutung zur Zeit ihres Vollzuges (Rosenthal/Fischer-Rosenthal 1997, vgl. auch Oevermann 2000). Im Sinne einer strukturlogischen hypothetischen Rekonstruktion sollte dieser Analyseschritt Aufschluss über die Fallstruktur – wie sie gelebt wurde – geben. Die Rekonstruktion der erzählten Lebensgeschichte dagegen befasst sich mit der subjektiven Sicht der erzählenden Person die je nach biografischer Bedeutsamkeit die Erzählung strukturiert und sinnvoll bildet.

Um der historischen Einbettung des Falles gerecht zu werden, schien mir der Analyseschritt der biografischen Daten mit der Objektiven Hermeneutik (Oevermann) besonders geeignet, da diese sämtliche zugänglichen Informationen zu einem bestimmten Interpretationsdatum zulässt und damit die Öffnung des Falles (ohne dabei gänzlich vom Fall losgelöst zu sein). Oder, um mit den Worten von Garz zu sprechen, qualitative Sozialforschung ermöglicht – und insbesondere das Vorgehen mit der Kunstlehre der Objektiven Hermeneutik – „methodisch angeleitet deskriptiv das zu zeigen, was ist, aber auch dasjenige, was normativ sein könnte“ (Garz 2000, 172). So zeigen sich an mehreren Punkten im Leben von Alfred Federer dessen Möglichkeiten aufgrund der biografischen Fakten – und im nächsten Schritt deren Beschließungen

auszugehen ist eine vollkommen andere Erfahrungsebene als man sie für den 40jährigen Vater dieses Jungen annehmen kann

20 Das Interview mit Alfred Federer ist 1997 im Zusammenhang des seit 15 Jahren laufenden Oral-History-Projektes entstanden. Steve Hochstadt, Professor am Bates College/USA, hat mehr als 100 Shanghai-Flüchtlinge über ihr Leben und im besonderen ihre Erfahrungen in Shanghai befragt.

21 Vgl. Fischer-Rosenthal, Wolfram/Rosenthal, Gabriele 1997, 2000.

aufgrund a) prozessierender äußerer Faktoren oder b) autonomer Entscheidungen. Diese beiden Punkte sind angesichts einer ‚Fluchtgeschichte‘ mehr als relevant.

Daten der Biografie

ca. 1886	Mutter geboren, nicht jüdisch (Ort unbekannt) Mutter war Friseurin und Perückenmacherin
ca. 1896	Vater in Berlin geboren (1 Bruder, 2 Schwestern), jüdisch
1914-1918	Vater, Großvater und Onkel kämpften im 1. Weltkrieg, Großvater starb an der Front, Onkel wurde verletzt. Mutter und Vater von Alfred Federer schrieben sich Briefe
1919	Vater begann eigenes Geschäft als Händler für Damenkleidung der gehobenen Klasse in Breslau
1926	Heirat der Eltern
1928	Alfred in Breslau geboren
1934	Umzug innerhalb Breslaus, Einschulung Alfreds auf einer jüdischen Schule
1937/38	Geschäft des Vaters lief schlechter – erste Emigrationsbemühungen
1938	Schwester des Vaters emigrierte nach Südamerika
11/1938	Alfred hielt sich mit dem Vater am Tag nach der Reichskristallnacht versteckt – Bruder des Vaters wurde verhaftet und kam ins Konzentrationslager, Alfreds Vater besorgte ein Ticket nach Shanghai und sein Bruder konnte fahren
4/1939	Alfred Federer verließ mit seinen Eltern Breslau und fuhr nach Shanghai
1939/40	Trennung der Eltern Alfred Federers in Shanghai
1940	Alfred Federer zog mit der Mutter in eine Wohnung der katholischen Gemeinde Shanghai, sie arbeitete als Friseurin und Alfred ging zur katholischen Schule
1941/42	Alfred Federers Kommunion
1942	Beginn der Lehre als Zahntechniker in Shanghai
1943	Alfred Federer zog mit Mutter in das Ghetto Hongkew, er bekam Tuberkulose
1948	Vater verließ Shanghai, Alfred Federer arbeitete für die UNRRA, später IRO
1950	Ausreise mit Mutter aus China nach San Francisco, von dort mit dem Zug nach New York (Ellis Island) und drei Wochen später nach Bremen in Deutschland in ein Lager für so genannte ‚Displaced Persons‘
1950	Alfred Federer arbeitete für die Rechtsvertretung von Displaced Persons in Bremen, traf seine erste Ehefrau
1951	Nach 7-monatigem Aufenthalt in Deutschland gelangte Alfred Federer nach Amerika Er begann Abendschule und holte seinen High-School-Abschluss nach
1952	Alfred Federer begann College, später Graduate School
bis heute	Alfred Federer arbeitet als Psychotherapeut und lebt in den USA

Familie

Auffällig für die Familienkonstellation ist die Verbindung der Eltern in gemischt-konfessioneller Ehe. Die väterliche Seite ist jüdisch, aber auch deutschnational und patriotisch. Es ist ein kleinbürgerliches Milieu, geprägt durch Handwerk und Handel, in dem wahrscheinlich keine religiöse Ausrichtung von Bedeutung gewesen ist. Die Berufe der Eltern deuten nicht darauf hin, dass es ein aufstiegsorientiertes Bildungsbewusstsein in der Familie gegeben hat, sondern eher eine Orientierung am ‚Praktischen‘ anzunehmen ist. Beide Eltern werden es wirtschaftlich nach dem Ersten Weltkrieg nicht leicht gehabt haben, die wirtschaftliche Situation war nach dem Krieg in weiten Teilen der Weimarer Republik ausgesprochen schwierig.

Ogbleich man aufgrund der Teilnahme aller männlichen Vertreter väterlicherseits am Ersten Weltkrieg²² auf eine deutschnationale Haltung schließen kann,²³ wahrscheinlich liberal, wie sie viele Juden vertraten, ist der Vater in einem jüdisch geprägten Handelsbereich tätig. In Breslau lebten bis zum Nationalsozialismus über 20.000 Juden, die maßgeblich das Wirtschaftsleben dort beeinflussten – unter anderem in der Textilbranche.²⁴ Man kann also von einer latenten Bewusstheit jüdischer Orientierung ausgehen, die sich mindestens beruflich niederschlug. Die Verbindung des Vaters zur Mutter Alfred Federers sollte eine Liebesbeziehung gewesen sein, die sich schon seit dem Kriege hinzog. Dafür spricht die Tatsache, dass sie sich schon während des Krieges Briefe schrieben. Allerdings ist der Aufschub der Heirat in diesem Zusammenhang erklärungsbedürftig. Es ist anzunehmen, dass wirtschaftliche Faktoren eine Rolle gespielt haben, dass Alfred Federers Vater zunächst sein Geschäft aufbauen musste, bevor es ihm möglich war, einen Haushalt und eine Familie zu gründen. Die Beziehung hat entsprechend intensiv sein müssen, um eine so lange Wartezeit zu überdauern. Das späte Heiratsalter und damit verbunden auch späte ‚Elternglück‘ von Alfred Federers Eltern verweist auf eine Familiensituation, in dem einem Kind Aufmerksamkeit geschenkt wird. Der Beruf des Vaters wird diesen oft von zu Hause fern gehalten haben, so dass die Erziehung in den Händen der Mutter gelegen haben wird. Die Situation kann dennoch als stabil bezeichnet werden, in der Alfred Federer sicher und behütet aufwachsen konnte. Diese letzte These ist nochmals dadurch gestärkt, dass er ein Einzelkind blieb. Da dem Vater ein deutscher Patriotismus nahegelegt wird, kann angenommen werden, dass Alfred Federer ohne jüdisches Bewusstsein heranwuchs und erst später davon erfuhr, dass sein Vater Jude war.

Jude – Nichtjude: ein Grundkonflikt

1. Vor der Flucht nach Shanghai

Zum Zeitpunkt des Nationalsozialismus wurde die in der gemischt-konfessionellen Ehe angelegte Polarität für die Familie aktuell. Auch, wenn die Tatsache, dass der Vater jüdisch war, für das Familienleben und das Heranwachsen von Alfred Federer

22 Insgesamt kämpften ca. 100.000 Juden im Ersten Weltkrieg, 12.000 fielen, vgl. Kühnel 1993.

23 Juden reihten sich in den deutschen Patriotismus der Zeit vor und noch während des Ersten Weltkrieges ein. Im Zuge der allgemeinen Assimilierungs- und Aufsteigermentalität verstanden sich viele Juden vornehmlich als Deutsche in politisch-kulturellem Sinne, der für sie keinen Unterschied machte zu anderen Deutschen.

24 Vgl. Kühnel 1993.

zunächst keine Rolle spielte, so wurde von der nationalsozialistischen Rassenpolitik von außen ein Konflikt- und Gefahrenpotential in die Familie getragen, das zuvor nicht vorhanden war. In Bezug auf diesen Aspekt ist das Interview besonders aufschlussreich, da sich in der Erzählung die subjektive Sicht von Alfred Federer manifestiert, die gerade zu Beginn des Interviews die Polarität der Elternteile zum Thema hat. Er beginnt: „My father was...“ – unterbricht sich und versichert sich beim Interviewer wie er beginnen soll. Dann fährt er fort: „My mother was not Jewish“. Berücksichtigt man die Dynamik einer autobiographischen Selbstrepräsentation im Sinne eines Biographisierungsprozesses (vgl. Marotzki 2000, 179), so findet man im Interviewbeginn geradezu dessen Kondensat.²⁵

Die Polarität der Eltern erscheint demnach als wesentlicher Baustein der biografischen Konstruktion einerseits und, wie sich in der Analyse der biografischen Daten gezeigt hat, dem gelebten Leben andererseits. Interessanterweise wird die Mutter nicht positiv mit einer Eigenschaft besetzt, sondern mit dem, was sie nicht war: nicht jüdisch. Die Erzählung bringt dann auch sofort im Anschluss die Problematik des ‚Jüdischseins‘ in der Nazizeit, als er eingeschult werden soll, zum Ausdruck. Er berichtet davon, dass die Familie in einen anderen Stadtteil umgezogen ist, da sie bis dahin in einer „certainly not Jewish neighborhood“ (1) gewohnt hatten. Da die Eltern ihn nicht in „trouble“ bringen wollten,²⁶ zogen sie in eine jüdische Gegend und schulten Alfred auf einer jüdischen Schule in Breslau ein.

So stellt der Umzug von einem Stadtteil in den anderen ein erstes Ausweichen vor den Nationalsozialisten dar, eine ‚kleine‘ Emigration, die damit erklärt wird, dass die Eltern Alfred schützen wollten. Die Familie fühlte sich also schon zu einem frühen Zeitpunkt von den Nationalsozialisten bedroht. Die deutsch-nationale Haltung des Vaters hat der Bedrohung scheinbar keinen Widerstand geleistet, sondern der Vater hat die Lage realistisch betrachtet, war wachsam und aufmerksam.²⁷ In seiner Erzählung weist Alfred Federer auch darauf hin: „Well, my father had excellent foresight“ (S.1), womit er dazu überleitet dass die Emigration der Familie vor allem von dem Vater schon 1937 angestrebt wurde.

Für den damals heranwachsenden Alfred Federer war der Umzug der erste Schritt zur Realisierung, dass die Sicherheit seiner Familie bedroht war. Im Zusammenhang der Ausreisewünsche des Vaters erzählt er von den Gesprächen, die er halb mitbekam, wenn die Familie zusammenkam:

But he was ready to leave in `38. My mother was not. She was saying, oh, we have a small child and ..., but there was no place to go. And still he argued and I would, ... I remember, behind closed doors, because children were not supposed to be aware of this sort of thing, he would argue. (2)²⁸

25 Zur Bedeutung der Analyse von Protokollbeginnen formuliert Oevermann: „Der Beginn des Protokolls sollte eigentlich immer analysiert werden, weil in den Eröffnungspassagen einer konkreten Praxis immer die entscheidenden Weichen gestellt werden, deren Folgen nur schwer wieder rückgängig gemacht werden können, so dass ihre Analyse besonders aufschlussreich ist“ (Oevermann 2000, 98).

26 “My parents felt that with all this stuff starting, with the consciousness of sort of anti-Jewish business, they didn’t want me to get in trouble in school” (1).

27 Diese Hypothese wird im Übrigen auch im Interview von Alfred Federer bestätigt, der seinen Vater als ‚socialist‘ und ‚very much a German‘ bezeichnet (1).

28 Das Argument der Mutter bleibt im Übrigen in dem beschützenden Habitus für Alfred.

Die Erfahrung der auferlegten Handlungsunfähigkeit und latenten Bedrohung steigert sich im Interview in der Darstellung der Ereignisse um die Kristallnacht, als er sich mit seinem Vater am 10. November versteckt hielt womit für ihn zum ersten Mal die Ausmaße der Gefahr durch die Nationalsozialisten spürbar wurden.

When I went to school that morning and went half way before I saw the smoke, column of smoke into the sky, and I realized that that was the synagogue next to my school, I never went there. I turned right around and came home and I saw, all along the way I saw stores that had its windows smashed in, glass all over the walkway, and, swastikas painted on the, [...] That day in November '38 there were Jewish people along the street, I..., were marched off by the police. I stood outside in front of our house and I, personally, I saw that. (3-4)²⁹

Im Interview nimmt dieser Teil einen größeren Umfang ein und wird detailliert dargestellt, was die Bedeutung dieser Situation auf der Erlebnisebene des Erzählers markiert. So beschreibt er, wie er und sein Vater im Versteck waren, während die Mutter in der Wohnung wartete:

My father and I, we marched around the table, I remember us doing this all day ... my father and I were impatient and tense and we would march, hands clasped behind our backs, we'd march around the table for hours, talking, until night time. (3)

In diesem Moment war er mit dem ‚Juden‘-Vater zusammen und es gab keinen Zweifel, dass er sich mit dieser Seite seiner Familie verband, was ebenso für die Mutter galt, die obwohl sie nicht von den Nationalsozialisten gefährdet war, bei ihrem Mann und Sohn blieb und schließlich mit nach Shanghai ging.

Die Familie wird von Alfred Federer für diesen Zeitpunkt seines Lebens als Einheit dargestellt, die das Schicksal, nämlich dass der Vater Jude war, gemeinsam trug. Was Alfred Federer neben der ‚Emigrationsgeschichte‘ hervorbringt, ist die Skizze einer harmonischen Familie. In der Familie, die er als Kind in Deutschland erlebte, war die Kluft zwischen ‚jüdisch‘ / ‚nicht-jüdisch‘ geschlossen. Entsprechend galt für Alfred, dass er sich in einem sicheren und ihn anerkennenden Rahmen befunden hat. Denn: ‚trotz‘ der von außen erfolgenden Bedrohung, konnte er sich gewiss sein, dass seine Eltern als Einheit funktionierten. Das bestätigt die vielfache Verwendung von ‚they‘ und ‚them‘, mit denen er seine Eltern als Einheit charakterisiert.

Die Ereignisse in der Kristallnacht und danach führten für die Familie Federer direkt in die Flucht. Ausschlaggebend war die Verhaftung von Onkel Ludwig (Pseudonym), dem Bruder des Vaters in der Reichskristallnacht und dessen Aufenthalt im Konzentrationslager Sachsenhausen.³⁰ In seinem Bemühen, für den Bruder eine Mög-

²⁹ In den Lebenserinnerungen von Evelyn Pike Rubin findet sich ebenfalls eine Darstellung über die Vorgänge in Breslau am Morgen des 10. Novembers. Auch sie berichtet von dem Rauch und den Verhaftungen in den Strassen. Vgl. Pike Rubin, 1993, 51ff.

³⁰ Inhaftierte wurden mit Ausreisetickeet entlassen. Diese Taktik gehörte zu der mit diesem Zeitpunkt einsetzenden Vertreibungs politik der Nationalsozialisten, die später zur Vernichtungspolitik wurde vgl. Enzyklopädie des Nationalsozialismus, 679.

lichkeit der Ausreise zu finden, erfuhr der Vater davon, dass man ohne Visum nach Shanghai gelangen konnte. Er kaufte dem Bruder ein rettendes Ticket.³¹ Alfred Federer konnte den Onkel sehen, als er nach seiner Verhaftung zu Besuch kam:

I certainly remember the day that Uncle Ludwig came to see us and he looked like a totally different person because his hair was shorn and I'd never seen a man without, well, other than being bald. He was a very different looking man. He told his story only to my parents behind closed doors. (4)

Die ‚Geschichte‘ um Onkel Ludwig verdeutlicht, dass Alfred Federer als Kind die bedrohlichen Ereignisse unter den Nationalsozialisten als etwas verfolgte, was von ihm fern gehalten wurde. Die Eltern schützten ihn, was sehr für eine fürsorgliche Atmosphäre in der Familie spricht, wie schon zuvor erwähnt. Dennoch merkte Alfred Federer ebenfalls, dass etwas ‚Unheimliches‘ vor sich ging, was Menschen, wie seinen Onkel Ludwig, veränderte.

Im April 1939 gelang der Familie Federer endgültig die Ausreise. Die zuvor herausgearbeitete familiäre Situation bot für Alfred Federer nach wie vor enorme Sicherheit und Halt. Obwohl er von Verfolgung direkt betroffen gewesen war und deren Konsequenzen kannte, konnte er sich dennoch in kindlicher Weise geborgen fühlen. So bricht die kindliche Perspektive an die Oberfläche der Erzählung, indem er die Reise nach Shanghai als *das* große Abenteuer darstellt. Allerdings unterscheidet Alfred Federer in seiner Erzählung zwischen seiner und der Perspektive seiner Eltern:

So we left in April. We went from Breslau by train to Trieste via Vienna. We arrived in Vienna during evening and had to move from one station to the south station where, the train to transfer. [...] I must confess to me it was one great adventure. I couldn't wait to go, to leave, it was all fascinating. [...] and to me it was a great adventure. We took taxis to the railroad station in Breslau and took off. And my father said that at the railroad station, as we were leaving, some railroad personnel were waving and saying 'auf Nimmerwiedersehen', you know people were saying 'auf Wiedersehen' and they were saying auf 'Nimmerwiedersehen' which rankled him. They were his people. (6)

Seine gewählte Formulierung ‚I must confess...‘ verweist darauf, dass ihm im Interview bewusst ist, dass er – aus der Perspektive des Erwachsenen heraus – anders hätte empfinden sollen, aber seine Erinnerungen tragen ihn zurück zu dem Gefühl der Aufregung und Faszination der Reise. Gleichzeitig versucht er das Bild der Abreise abzurunden, indem er zumindest andeutet, wie sein Vater empfunden hat, als sie Deutschland verließen.

2. Shanghai

Nach ihrer Ankunft in Shanghai wurden die Federers in einem der Emigrantenheime untergebracht:

³¹ Auf diese Weise gelangten viel Juden nach Shanghai, tatsächlich in ‚letzter Minute‘. Onkel Ludwig starb ein Jahr später in Shanghai.

The fence, a wall actually around it, administrative buildings and dorm buildings, and all the brick buildings were leveled ruins and they had quickly repaired some of the other, some other buildings and everyone got stuffed into that camp, what people later called Heim, or German for camp, and that's where we were. And this was known as Chaoufoong Road and it was rough. (7)

Das Heim bot den Flüchtlingen ein Bett und das sprichwörtliche Dach über dem Kopf. Mehrere Familien lebten in großen Schlafsälen zusammen. Alfred Federer berichtet davon, dass er in einem Schlafsaal mit anderen Jungen seines Alters zusammen untergebracht war:

I had a good time. There was no school at that point, although to my chagrin, Germans started organizing things right away. (8)

Er nimmt wiederum eine Teilung der Perspektiven vor, indem er einerseits von seinem Spiel mit anderen Jungen berichtet und andererseits aufzeigt, dass die Lebenssituation im Heim für die Erwachsenen schwierig gewesen ist. Die Erzählung weist das Bemühen auf, ein umfassendes Bild zu liefern, das über seine kindliche Erlebnisperspektive hinausgeht. Die Darstellungen über die schwierigen Umstände für die Erwachsenen erfüllen aber im Verlauf der weiteren Erzählung, die auf die Trennung der Eltern hinausläuft, zusätzlich den Zweck, diese für den Zuhörer verständlich zu machen:

It was hot like hell, and couldn't drink the water and there was tropical diseases immediately started flourishing. Cholera. [...] The heat was, humid heat was a wholly different, wholly new experience for people. [...] And the tension and the tremendous tension of living in conditions where each room had bunk beds and there would be one, two, three, four, five, there would be a small room would be five double bunks and five different couples would be there. The children had their own dorm. [...] So, I took to life quite nimbly out at Chaoufoong Road. But the adults did not. [...] I would observe, and this is first hand observation, people having a nervous breakdown. (9)

Für den Jungen Alfred dagegen gestaltete sich das Leben leichter – und führt man sich vor Augen, mit welchem Halt und welcher familiären Sicherheit er in Shanghai angekommen ist, mit der Neugier eines elfjährigen Kindes, das in der Faszination eines Abenteurers gefangen war, so ist diese Leichtigkeit nachvollziehbar.

I found plenty of time to organize a group of boys and we would go into the ruins and we would pick lattice, make them – shape them into Roman swords and develop two sides and one would, one would defend and the other, the castle, the other would storm the castle, and we had great times. I practically said hi to my parents once a day or so and, because they, they considered that I was probably going to the dogs. But, you know, they lost control of me and I had a good time. Heat or no heat, didn't make any difference. Then school started and we had kind of buckle down every day for a few hours. (9)

Das Leben in Shanghai war für Alfred Federer zunächst unproblematisch. Bis zu diesem Zeitpunkt weisen die erlebte und die erzählte Lebensgeschichte keine großartigen Differenzen auf. Das zuvor skizzierte harmonische Familienbild trägt die Biografie strukturell ebenso wie die Erzählung des Biografen. Gleichzeitig trug dieses Bild auch durch die Erfahrungen unter den Nationalsozialisten und damit verbunden auch der Flucht aus Deutschland.

Nachdem die Federers einige Monate in Shanghai waren, trennten sich die Eltern – dieses Ereignis traf Alfred Federer in besonderem Maße, insbesondere auf dem Hintergrund der Tatsache, dass die Beziehung der Eltern sich als sehr tragfähig dargestellt hatte.

Der Kontrast – sowohl von der Analyse der biografischen Daten her, als auch innerhalb der Erzählung Alfred Federers – könnte kaum größer sein. Nachdem die Familie als Einheit verstanden wurde, war eine Trennung nicht erwartbar – weder faktisch noch für den Erzähler Alfred Federer. Die Trennung hatte zur Folge, dass Alfred Federer mit seiner Mutter aus dem Heim wegzog – in die katholische Gemeinde.

Wenn ich vorher geschrieben habe, dass die Kluft zwischen ‚jüdisch‘ – ‚nicht-jüdisch‘ geschlossen war, so sprang sie mit dem Wegzug der Mutter aus dem Heim in die katholische Gemeinde umso unvermittelter auf. In der Erzählung zeigt sich dies durch lange Erzählsequenzen über das Leben in der katholischen Gemeinde.

Die Polarität der beiden Elternteile wurde verstärkt auf den Jungen Alfred übertragen, der zunächst aufgrund der Verfolgung durch Nationalsozialisten ‚jüdisch‘ und nun, aufgrund der Entscheidung der Mutter, sich der katholischen Gemeinde anzuschließen, ‚katholisch‘ prozessiert wurde. Während er nie jüdisch-religiös geschult wurde, so erfuhr er innerhalb der katholischen Gemeinde, also: der Schule, den Kirchgängen und der Jugendgruppe religiöse Unterweisung und Eingebundensein.

In zwei separaten Teilen berichtet Alfred Federer von der Trennung. Der erste gibt seine reflektierende Erwachsenenperspektive wieder und der zweite, nach einer ausholenden Darstellung 1) über die Berufstätigkeit und Ungebundenheit der Mutter vor ihrer Verheiratung und 2) über ihre Möglichkeiten zum Arbeiten als Friseurin in Shanghai, seine Situation als Kind. Zunächst fasst er zusammen:

Had they continued on, ..., in, really in hindsight as an adult, I can evaluating how my mother dealt with situations and my father dealt with situations, now that I'm, that I can look back on that, I would have predicted that if everything had gone on in Germany, they would have stayed, you know, if they had stayed and if the whole Hitler thing hadn't happened, they would have just continued on the way it was. (8-9)

Dagegen zeigt der zweite Teil der ‚Trennungsgeschichte‘ seine Beobachtungen als Kind:

It was difficult, they were living in this one room with maybe four, at least four other couples and there were, and there was no place to go to have a discussion in private other than walk around in the evening or night. They walked around and screamed at each other, and it was, I listened to that and was concerned and I was afraid. (9)

Die ausführlichen Darstellungen über die Mutter zwischen diesen beiden ‚Trennungsgeschichten‘ dienten dem Erzähler dazu, eine zusätzliche Begründung zu liefern, die er in der beruflichen Unabhängigkeit der Mutter gesehen hat. Ferner näherte er sich beschreibend dem Erleben in der Erinnerung, so dass er zusammenfassend sagen konnte: „It was hard. It was traumatic“ (9).

Im Zusammenhang der Frage nach seiner Identität als Jude bzw. Nicht-Jude sind diese Aspekte bedeutsam, schließlich hat die Trennung dazu geführt, dass die Mutter ihn in die katholische Gemeinde eingeführt hat, womit er von der jüdischen Emigrantengemeinde getrennt war, zu der sein Vater, der nach wie vor im Heim lebte, gehörte. Hat sich angesichts der Phase vor der Flucht nach Shanghai gezeigt, dass es eine allgemeine Familiensolidarität mit dem Vater gab und das ‚Schicksal‘ der Familie, verfolgt zu sein, als ein gemeinsames akzeptiert wurde, so hat sich dieser Schulterschluss schlagartig aufgelöst und für Alfred Federer zu einer Polarisierung umgewandelt, die weder im Leben noch in der Erzählung Raum für den Vater hatte.

Der Wegzug aus dem Heim hatte zusätzlich zur Folge, dass er sich aus der deutsch-jüdischen Emigrantengemeinde hinaus begab, wodurch die Tatsache, dass er als Flüchtling in Shanghai war, im Lebenszusammenhang relevant wurde. In der katholischen Gemeinde hatte er wenig Kontakt mit den jüdischen Flüchtlingen, da er auf die katholische Schule und nicht auf die Flüchtlingsschule ging.³² Das Leben begann wieder, in geregelten Bahnen zu verlaufen – sofern dies unter den Lebensumständen in Shanghai möglich war.

Berücksichtigt man die Tatsache, dass Juden in Shanghai ihr Leben dort auf eine unbestimmte Zeitdauer hin einrichteten, mit der Perspektive, dass sie dort nicht bleiben würden, (das zwangsweise initiierte biographische Time Off), so ist es besonders relevant, durch Alfred Federer zu verstehen, wie sich Emigranten trotzdem ein von Arbeit, bzw. für ihn Schule, geprägten Alltag gestalteten. In Alfred Federers Interview stellt sich dies wie folgt dar:

And life was, became sort of an organized business where my mother would take off for work and I would start walking down, we lived in Seward Road and it was, the walk to the school was considerable [...] She and I went to live in a newly renovated, newly rebuilt lane. [...] And we moved in there and she got out her tools and started working. And she would go to people's houses. She had two heavy bags, two big heavy canvas bags, that she had all her tools, all her stuff, and that she would go, and she would go on public transport- she would take the tram. And it was word-of-mouth. Her customers mainly in the city, in the international settlement or the French concession, and she would go into these apartments and rather very posh apartments and these people, these women were so happy to have a European woman come and do their hair in their own home. [...] But it was hard work. I mean, there she was, on foot, taking street cars, and she made a living for us. (S.10-11)

32 Die Kadoori-Schule.

Während seine Mutter arbeiten ging, besuchte Alfred Federer die St. Francis Xavier School, eine katholische Schule, in der Ordensmitglieder unterrichteten. Die Schule war Teil einer Alltagsroutine, die sich nach und nach einspielte.

And every Sunday, you know, went to mass. I started being alter boy, and I think I messed up the very first time with all the bells. I couldn't get that straight so somebody else did that and I, but I served as alter boy all the time for those years. And so, church in the morning on Sundays and then everybody gathered around outside and, the usual kind of social, then we'd walk back home. (11-12)

Der Wechsel von seinem Leben im Heim zum Leben innerhalb der katholischen Gemeinde war also nicht lediglich praktischer Natur, sondern hatte tief greifenden und einflussreichen Charakter. Während er zuvor durch die Nationalsozialisten programmatisch zum Juden gemacht wurde – als Rassenkonstrukt einerseits und als Familienidentität (Verfolgte) andererseits – wurde er hier zum Katholiken. Im Zuge der Analyse der biografischen Daten wurde dieser Punkt als schwerer Einschnitt in die Biografie gesehen, der nachhaltig Alfred Federers Selbstbild beeinflusst hat. Denn: er war als Verfolgter nach Shanghai gekommen, als Teil der verfolgten Juden, zu denen er noch im Heim gehörte. Nach dem Auszug wurde er Teil einer anderen Emigrantengruppe und teilweise einer Gruppe, die keine Emigranten waren. Die Erzählung bringt aber überhaupt keine Problematik diesbezüglich zum Tragen. Er zeigt vielmehr, dass er sich nahtlos in die neue Umgebung eingliederte, am Gemeindeleben teilnahm, als Messdiener tätig war, später die Kommunion erhielt und an einer katholischen Jugendgruppe teilnahm. Er präsentiert den Übergang unproblematisch in Bezug auf seine religiöse Eingliederung, dass er einen jüdischen Vater hatte, spielte zu diesem Zeitpunkt innerhalb der Erzählung keine Rolle. Was dagegen wesentlich präsenter ist, ist seine Stellung als Flüchtling (Refugee), als ausgegrenzter Deutscher. Daran zeigt sich auch, dass die Frage, inwiefern er eine jüdische Identität hatte vollkommen verfehlt ist, denn das Jüdische ist für ihn überhaupt kein Thema, weshalb die Eingliederung in die Katholische Gemeinde auch so unproblematisch verlaufen konnte. Er berichtet:

As a consequence of being at SFX, as the school was called, I really had almost no contact with the rest of the refugee community. I mean, we were our own community. I didn't know most of the kids my age that I normally would have been with had I gone to the other school, with one or two exceptions. I did know some friends, but that was of no concern. I mean, it was not a problem, it was not seen as a problem. We were still part, we were a small close community but we were still very much a part of the larger refugee community and the flavor of being a refugee clung to us. And that's a big deal for me and this is something that I have always objected and I have suffered about being a refugee and fought it, fought the image, fought the concept of refugee and, you know, basically really don't accept the fact that someone said you are no longer a part of German, or you are no longer a part of this community. I don't accept that for myself. It was identity problem, an identity problem, and this is a problem for me at this point still. (12)

Hier schließt sich die Frage an, wie er die erfahrene Aberkennung – er durfte kein Deutscher sein - biografisch verarbeitete. Für diesen Prozess ist es relevant, dass er in Shanghai tatsächlich in ein so genanntes biografisches ‚Time Off‘ versetzt wurde, welches jegliches Entfaltungspotential beschränkte. Unter anderem bestand eine biografisch relevante Restriktion in der Erfahrung von Herabsetzung als Refugee – in der Schule individuell und als Teil der größeren Emigrantengemeinde kollektiv.

Die Emigrationsgeschichte

Einer der herausragenden Sätze im Interview von Alfred Federer fasst seine Selbstauffassung als Flüchtling zusammen, die sich in Bezug auf sein Heranwachsen und sein späteres Leben in Amerika als tragfähiger Subtext seiner Biografie herauskristallisiert:

Again, we were refugees. Faceless, nameless, stateless, and that's a terrible situation to be in. (13)

Diese Auffassung war für Alfred Federer in mehreren Momenten seines Lebens relevant:

- in der katholischen Schule, die er als einziger deutscher Jude besuchte (1940-1942)
- in der Lehre zum Zahntechniker nachdem er ins Hongkewer ‚Ghetto‘ gezogen war (1943)
- bei seinen Bemühungen um ein Visum für Amerika (zw. 1945 und 1950)
- als Displaced Person in Deutschland (1950)
- als Amerikaner, der kein Deutscher mehr ist (1951 bis heute).

Sowohl in der Erzählung als auch in der Aufschichtung der biografischen Daten konnte gezeigt werden, dass Alfred Federer in Bezug auf die Gestaltung seines Lebens bis zu seiner endgültigen Emigration in die USA von den Ereignissen innerhalb seiner Familie und der Geschichte bestimmt wurde. Da sich seine Stellung als Emigrant in Shanghai vornehmlich an seine Familiensituation knüpft, komme ich zu dem Schluss, dass für Alfred Federer beides untrennbar miteinander verbunden war – sowohl während des Erlebens als auch in der Erinnerung. Er kann z.B. seine Erlebnisse in Shanghai nicht berichten, ohne die gesamte Trennungsgeschichte seiner Eltern zu unterbreiten. Diese war derart folgenreich für ihn, dass sie sich an die Oberfläche der Erzählung spielt ohne dass dies von ihm intendiert gewesen ist.

In ähnlicher Weise zeigt sich, dass sein Status als Flüchtling ihn ebenso ‚in Position‘ setzte. Für die Schule beschreibt er es folgendermaßen, nachdem ihn der Interviewer fragt, ob er auch in der Zeit in Shanghai die Stigmatisierung ‚Flüchtling‘ erlebt habe: „Yeah, I felt it because it was thrown up to me in school. We had some rather uncouth Russian students and they would do that, they would say that and use it as a pejorative term.“ (12)³³ Seine Situation war besonders, schließlich konnte er sich nicht im alltäglichen Leben zu der großen Masse der jüdischen Flüchtlinge zählen.

³³ Gemeint ist das Wort ‚Refugee‘.

Für die Zeit, als er in der Lehre war, wurde die Thematik anhand seines Umzuges nach Hongkew relevant. Nachdem die Japaner die Einrichtung des Ghettos proklamiert hatten, mussten Alfred und seine Mutter in die sogenannte ‚Designated Zone‘ umsiedeln. Damit begann für Alfred Federer ein Abstieg in seiner Lebensqualität:

My mother rented a room in the district and she even worked out of that. She rented another little room where she did her hair, but at first the pressure was on, we gotta get out, I mean, you had to get out. And I think we wound up in an awful hovel that had been set up sort of as a last possible resort by some organization. They'd built these little row hovels out of more mud than cement and the floor was just like a dirt floor and it was way out in the, behind the last tram. It was pretty awful. (18)

Seine Selbstklassifizierung als Flüchtling bindet er an die Herabsetzung durch die Lebensumstände. An anderer Stelle nimmt er darauf nochmals Bezug, als er darstellt, wie er als Jugendlicher andere Häuser besuchte und sah, wie schön andere lebten im Vergleich zu ihm, who „wasn't worthy of living in any other circumstances“ (20). Neben der Tastache also, dass er von anderen eine Herabsetzung erfahren hatte, besaß er selbst ein Bewusstsein dafür dass er herabgesetzt war, wie er es ausdrückt: „I always lived in unfinished, half done kind of places [...] It was a reflection of who I was“ (20).

So hat also die Aberkennung seiner Würde als Mensch durch die Nationalsozialisten in Deutschland eine Kette von Aberkennungserfahrungen zur Folge, die sich in dem Umzug nach Hongkew zuspitzten, so dass er als Jugendlicher die Realität seiner Lebensumstände auf seine Person bezog. Ich charakterisiere diesen Verlauf als eine kontinuierlich sich latently vollziehende Devaluation seiner Person, die er im Leben in einem ‚Hovel‘ repräsentiert findet.³⁴

In dieser Zeit konnte er dennoch seine Arbeit als Zahntechniker fortsetzen. Mit dem Umzug ins Ghetto benötigte er allerdings einen Passierpass für die Brücke, da sein Arbeitsplatz außerhalb des Ghettos lag. In den Interviews meines Projektes berichten ausnahmslos alle über den japanischen Offizier mit dem Namen Ghoya,³⁵ der die Passierpässe ausstellte. Für Alfred Federer wurde damit die Situation, als Flüchtling in Shanghai zu sein, zum ersten Mal unabhängig von seiner familiären Situation für ihn persönlich herausfordernd. Seine Mutter arbeitete derweil im Ghetto und brauchte keinen Passierpass, so dass er diesen Prozess alleine durchlief. Zu diesem Zeitpunkt war Alfred Federer 15 Jahre alt.

You heard about this fella Ghoya, and I was in mortal fear of him, although there was no history that he'd done anything to children, but he would slap people, and it was, as far as I was concerned, it was a matter of life and death if you went there. (18)

³⁴ Hovel wird mit Bruchbude, Schuppen oder armseliger Wohnung übersetzt.

³⁵ Ghoya war durch seine Brutalität bekannt. Er stellte Passierpässe teilweise willkürlich aus. Die Flüchtlinge waren machtlos und auf die Pässe angewiesen, da sie sonst ihren Tätigkeiten außerhalb des Ghettos nicht nachgehen konnten. Vgl. Hochstadt 1997.

Innerhalb der Erzählung hat die Darstellung über Ghoya die Funktion, sein Leben als bedrohte und von Willkür gezeichnete Lebenssituation auf den Punkt zu bringen. Obwohl sich das Leben mit seiner Mutter zu einem ‚normalen‘ Alltagsleben entwickelt hatte, gab es die Fremdbestimmung durch die Kriegereignisse, durch die Lebensumstände in Shanghai im Besonderen und durch einzelne Ereignisse ganz konkret. Im Grunde, so kann man zusammenfassen, fehlte es Alfred Federer in diesen Jahren an einer Sicherheit gebenden Basis für die Herausbildung einer Zukunftsperspektive.

Mit dem Kriegsende in Europa und schließlich im Pazifik³⁶ veränderte sich das Leben in Shanghai für die Flüchtlinge abermals. Während die Japaner abzogen, kam das amerikanische Militär nach Shanghai und übernahm die Stadt mit einer neuen Verwaltungs- und Versorgungsstruktur, z.B. Carepakete, die von UNRRA³⁷ verteilt wurden. Alfred Federer erinnert sich im Interview an sein erstes Stück Schokolade nach fünf Jahren. Mit dem Kriegsende begannen die jüdischen Flüchtlinge abzureisen. Shanghai leerte sich allerdings nicht von einem Moment auf den anderen. Die Erteilung der Visa z.B. in die USA, ging weiterhin nach Quoten und viele mussten nach wie vor auf ‚ihre‘ Quote warten. So war nach Kriegsende die Perspektive der Shanghai-Flüchtlinge zum ersten Mal seit Jahren auf die Weiterreise gerichtet, das biografische ‚Time Off‘ löste sich sukzessive auf. Jedoch nicht für Alfred Federer: Aufgrund seiner Tuberkulose-Erkrankung wurde ihm kein Visum für die USA erteilt.³⁸ Daran manifestierte sich abermals seine Selbstauffassung als Flüchtling. Sein ‚Time Off‘, sein ‚Leben im Wartesaal‘, zog sich aufgrund seiner körperlichen Schwäche in die Länge. In dieser Situation zeigte sich aber gleichsam kristallklar sein biografisches Handlungspotential: seine Fähigkeit, zu handeln und sich nicht von der Situation überformen zu lassen.

Er konnte nichts anderes tun, als auf sein Visum zu warten. Währenddessen, begann er bei der UNRRA zu arbeiten und „that was the first time I made an income“ (24). Derweil blieb seine Mutter bei ihm und reiste nicht, wie der Vater 1948, schon eher aus Shanghai ab.

Bildung

Bisher zeigte sich, dass sein Leben von den zwei Faktoren ‚Familie‘ und ‚Geschichte‘ (also Flucht) fremdbestimmt wurde. In Bezug auf seinen Bildungsweg soll dies kurz vertieft werden, da der Abbruch der Schule und damit verbunden der Beginn der Lehre – etwas Praktisches – in seiner Erzählung wiederholt herausgestellt wird.

Both of my parents did not, as much as they believed in education, it was a very high value for them and they admired people with degrees, they couldn't

³⁶ Japan ergab sich, nachdem Hiroshima (6.8.1945) und Nagasaki (9.8.1945) von den Atombomben getroffen worden waren, am 14. August 1945.

³⁷ Die United Nation Relief and Rehabilitation Administration verwaltete schon während des Krieges enorme Summen, um Flüchtlingen in China zu helfen Vgl. <http://www.nobelproze.org/peace/laureates/71954/press.html>.

³⁸ Das galt natürlich auch für andere Flüchtlinge, die aufgrund von Alter, Krankheit oder ähnlichem keine Visa erhielten.

possibly believe that their son might be inclined that way. And I had to do my own, literally against anybody's judgment. (17).

Dafür war sowohl seine Herkunft aus dem kleinbürgerlichen, wenig aufstiegsorientierten Milieu verantwortlich, als auch die schwierige Situation in Shanghai, in der es besonders für den Vater offensichtlich war, dass man etwas Praktisches lernen sollte:

My parents, especially my father, urged me to pick up a career, do something practical. (29)³⁹

Wie problematisch es für ihn – auch aus der Perspektive heute – gewesen ist, dass die Eltern ihn ein Handwerk lernen ließen, zeigt sich an dem folgenden Zitat, das sich direkt an dem obigen anschließt:

[...] and I was not particularly of that mind. And partially, I'm sure it's due to the high regard that my parents, both of them, had for education and culture. Academic education. But they didn't think that I would fit into that. So I had to find my own way and I did enter an academic career eventually. (29)

In den USA konnte Alfred Federer dann eine akademische Ausbildung beginnen und zum Ende bringen. Er hat seinen ‚eigenen Weg‘ gefunden, sein Leben in die Hand genommen, als er die Möglichkeiten dazu hatte. Befreit von seiner Familie, von den Erwartungen der Eltern und befreit von den Lebensumständen als Flüchtling konnte er selbstbestimmt in den USA über Abendschule seinen High School Abschluss erlangen, sowie College und Graduate School abschließen. Anhand seiner Bildungsgeschichte verdeutlicht er m. E., dass Shanghai in der Tat eine Warteschleife für ihn gewesen ist. Allerdings – und hier schließt sich der Kreis seiner Biografie – war das ‚Warten‘ nicht allein aufgrund seiner Flucht aus Deutschland gegeben, sondern blieb gepaart mit seiner Familiengeschichte, besonders mit dem Herkunftsmilieu und den Erwartungen der Eltern.

In die USA gelangte Alfred Federer über zwei weitere Stationen erst im Jahre 1951. Sein Weg führte ihn über San Francisco nach Ellis Island und schließlich nach Bremen in ein Lager für Displaced Persons.⁴⁰ Dort war er wieder Flüchtling. Aber mittlerweile ging er mit diesem Status anders um.

I got myself a job. Again, I asked Charlie after a while, look, I can't hang around here like some camp person, I gotta do some work. And I got a job in the legal department⁴¹ in a displaced person camp. (28)

Er grenzte sich strategisch von den ‚normalen‘ Lagerbewohnern ab, indem er arbeitete. Wie schon in Shanghai, überbrückte er die Wartezeit aktiv und ließ sich nicht von

³⁹ Die Ansicht des Vaters resultierte offensichtlich daher, dass es ihm fast unmöglich war, in Shanghai beruflich Fuß zu fassen.

⁴⁰ Die Alliierten führten mehrere Lager für Personen, die nach dem Krieg noch keinen neuen Bestimmungsort gefunden hatten.

⁴¹ Er arbeitete für die Rechtsabteilung im Displaced Person-Lager und vertrat polnische Männer vor Gericht, die in Deutschland bleiben wollten.

der Situation bestimmen, die er sowieso nicht ändern konnte. Es zeigt sich besonders deutlich, dass Alfred Federer die Position, in Aberkennung zu leben, mit Aktivitäten kompensierte, die ihm Anerkennung gaben, z.B. in Shanghai für UNRRA, wenn er sich um andere Flüchtlinge kümmerte, oder in Bremen, wenn er für die Anerkennung anderer ‚Displaced Persons‘ im Gericht etwas erreichte. Mit dieser Tätigkeit unterschied er sich von der namenlosen und farblosen Masse der Flüchtlinge, wie er es im Interview skizziert.

In Bezug auf die Thematik der Aberkennung kann man sehen, dass sich erfahrene Aberkennung zu einem Handlungsprozess umkehrt, der die sukzessive Anerkennung intendiert. Und letztlich war Alfred Federer erst wieder gänzlich frei in seinem Handeln als er die Einreise in die USA erreichte und sich sein Status als Flüchtling nach und nach abstreifen ließ, nämlich in dem Maße, wie er zunehmend amerikanischer Staatsbürger wurde – über die funktionelle Handlungsstrategie der Bildung. Im Interview zeigt Alfred Federer anhand der Darstellung der Ereignisse, wie wichtig Bildung für ihn als ‚Schlüssel‘ funktionierte, sowohl zum Öffnen der Tür zu einem neuen Leben in Amerika als auch zum Schließen der Tür der elterlichen Erwartung, dass er etwas ‚Praktisches‘ tue.

Ausblick – oder wohin kann eine Fallanalyse führen?

Was sich in der Analyse der Biografie und des Interviews von Alfred Federer gezeigt hat, ist, dass man bei einer so genannten ‚Emigrationsgeschichte‘ davon ausgehen muss, dass die biografischen Ressourcen das Erleben während der Emigration beeinflussen. Ferner zeigte sich, dass die Stagnation in Shanghai durchaus die Herausbildung besonderer Handlungsstrategien zu deren Überwindung erforderte, was z.B. dem Vater von Alfred Federer nicht gelang. Das biografische ‚Time Off‘ konnte sich über 8-10 Jahre für die dort lebenden Flüchtlinge hinziehen, ohne dass sich die Lebensumstände verbesserten, wenn sie z.B. nicht aus dem Heim herauskamen, wie Alfred Federers Vater. Für Alfred Federer und seine Mutter hat sich recht früh abgezeichnet, dass sie in der Lage waren, sich unabhängig von jüdischen Hilfsorganisationen ein Leben zu ermöglichen. Gleichzeitig bedeutete dies nicht unbedingt eine Vorwärtsentwicklung im Sinne des Aufbaus einer Karriere, sondern lediglich, das tägliche Überleben zu sichern.

Dass sich seine Emigrationsgeschichte – oder Fluchtgeschichte – ebenfalls als signifikante Familiengeschichte darstellte, verweist darauf, dass man davon ausgehen kann, dass emotional relevante Erlebnisse die Darstellung der Flucht beeinflussen und man in keinem Fall von einem Stereotyp ‚Flüchtling‘, ‚Shanghailänder‘ oder ‚Emigrant‘ ausgehen kann, der sich an den Ereignissen in Shanghai ausrichtet. Die biografische Perspektive, der Einbezug von biografischen Grundvoraussetzungen einerseits und signifikanter Ereignisse vor und während der Flucht, bestimmen ganz offensichtlich deren Verlaufs- und Verarbeitungsstruktur. Mit der Entfaltung von Alfred Federers Biografie, die im wesentlichen auf die besondere familiäre Situation vor und nach der Flucht hin ausgerichtet ist, sind die Weichen gelegt für die Herausformung einer These, die es erlaubt zu fragen, ob es denn verschiedene Typen der Shanghai-Flüchtlinge gibt, die unterschiedlich oder ganz ähnliche Grundvoraussetzungen für ein Leben in Shanghai mitbrachten und entsprechende (Über-)Lebensstrategien entwickelten. Sicherlich gehört Alfred Federer zu einer Generation, die, wie er es ausdrückt,

besonders ‚glücklich‘ war, da sie noch die Möglichkeiten hatte, neu anzufangen. Dennoch zeigt sich auch hier, dass das ‚Glück‘ quasi lediglich auf der Seite des ‚handelnden‘ Lebens ist – auf der emotionalen Seite zeigt auch Alfred Federer eine Orientierungslosigkeit, die ihn ‚dazwischen‘ stehen lässt: als Amerikaner fühlt er sich kulturell nach wie vor als Deutscher.

Das große Abenteuer ‚Shanghai‘ hatte sich für Alfred Federer zu einer tief greifenden Fluchterfahrung gewandelt, als er emotional den entscheidenden Verlust der Eltern als Einheit erfahren musste. Erst als er in Shanghai lebte, erfuhr er Aberkennung als Flüchtling, die erstere Aberkennung, nämlich die ‚Entmenschlichung‘ der Juden (vgl. Straub 1999) durch den NS-Staat, hat er als Kind nicht erlebt – wohl bei seinem Vater beobachtet, aber nicht selbst erfahren. Diese Aberkennung vertiefte sich erst im Zuge seines Heranwachsens als ‚Refugee‘, als staatenloser Flüchtling in Shanghai. Als jener merkte er, was ihm genommen wurde, als die Nazis das Rassenkonstrukt entwarfen und ihn mit seiner Familie aus dem Land trieben.

Die Analyse konnte zeigen, dass die Prozesse der Biografisierung in einem Interview die Fokussierung von historischen Ereignissen biografisch unterwandern können. Insofern zeigt sich auch, dass die biografische Perspektive in vergleichender qualitativer Forschung in der Lage sein wird, die Flucht nach Shanghai vielfältig und vor allem relevant darzustellen – relevant in dem Sinne, dass es möglich ist, die für die einzelnen Biografen relevanten Erlebnisebenen herauszuarbeiten auf deren Grundlage sich schließlich die Handlungsstrategien entwickeln konnten, die der erfahrenen Aberkennung entgegenwirkten – oder eben nicht. Das, so denke ich, wäre zumindest ein wünschenswertes Ziel. Aber, wer weiß, wohin die Biografien weisen? Diese Offenheit wird dem Gesamtprojekt erhalten bleiben. Alfred Federer jedenfalls zeigte, dass es möglich ist, Aberkennung zu überwinden und biografisch gebunden einen ‚eigenen Weg‘ zu finden.

LITERATUR:

- Armbrüster, Georg, Michael Kohlstruck und Sonja Mühlberger (Hg.) 2000: Exil Shanghai 1938-1947. Jüdisches Leben in der Emigration. Berlin.
- Benz, Wolfgang (Hg.) 1994: Das Exil der kleinen Leute. Alltagserfahrungen deutscher Juden in der Emigration. Frankfurt a.M.
- Berger, Peter L. und Thomas Luckmann 1980: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt a. M.
- Bertaux, Daniel 1981: Biography and Society. The Life History Approach in the Social Sciences. International Sociological Association/ISA. California.
- Bickers, Robert 1999: Britain in China. Manchester.
- Blömer, Ursula 2004: „Im übrigen wurde es still um mich“. Aberkennungsprozesse im nationalsozialistischen Deutschland. Oldenburg.
- Bohnsack, Ralf 1999: Dokumentarische Methode und die Analyse kollektiver Biografien. In: Gerd Jüttemann und Hans Thomae (Hg.): Biografische Methoden in den Humanwissenschaften. Weinheim und Basel, 213-230.
- Bohnsack, Ralf 2003: Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden. 5. Aufl. Opladen.
- Brumlik, Micha 1992: Trauerrituale und politische Kultur nach der Shoah in der Bundesrepublik. In: Hanno Loewy (Hg.): Holocaust: Die Grenzen des Verstehens. Eine Debatte über die Besetzung der Geschichte. Reinbek b. Hamburg, 191-212.

- Bruner, Jerome S. 1998: Vergangenheit und Gegenwart als narrative Konstruktionen. Was ist gewonnen und was verloren, wenn Menschen auf narrative Weise Sinn bilden. In: Straub, Jürgen: *Erzählung, Identität und historisches Bewußtsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte. Erinnerung, Geschichte, Identität 1*. Frankfurt a.M., 46-80.
- Burkhard, Hugo 1963: *Tanz mal Jude! Von Dachau bis Shanghai. Meine Erlebnisse in den Konzentrationslagern Dachau, Buchenwald, Getto Shanghai, 1933-1948*. Nürnberg.
- Chang, Iris 1997: *The rape of Nanking: The forgotten holocaust of World War II*. New York
- Cook, Haruko Taya 1992: *Japan at war: an oral history*. New York.
- Denzin, Norman and Yvonna Lincoln (Eds.) 1998: *Strategies of Qualitative Inquiry*. Sage Publications, London/Thousand Oaks/New Delhi.
- Enzyklopädie des Nationalsozialismus 1997: Hg. von Wolfgang Benz, Hermann Graml und Hermann Weiß. Stuttgart.
- Fischer-Defoy, Christine 1997: Vorwort. In: Amnon Barzel (Hg.): *Leben im Wartesaal. Exil in Shanghai 1938-1947. Schriften des Jüdischen Museums*. Berlin, 8-10.
- Fischer-Rosenthal, Wolfram und Gabriele Rosenthal 2000: *Analyse narrative-biographischer Interviews*. In: Uwe Flick, Ernst v. Kardorff und Ines Steinke (Hg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Reinbeck bei Hamburg, 456-467.
- Fischer-Rosenthal, Wolfram und Gabriele Rosenthal 1997: *Narrationsanalyse biographischer Selbstpräsentation*. In: Ronald Hitzler und Anne Honer (Hg.): *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik*. Opladen, 133-164.
- Garz, Detlef und Klaus Kraimer (Hg.) 1991: *Qualitativ-empirische Sozialforschung*. Opladen.
- Garz, Detlef und Klaus Kraimer (Hg.) 1994: *Die Welt als Text*. Frankfurt a.M.
- Garz, Detlef 2000: *Biographische Erziehungswissenschaft. Lebenslauf, Entwicklung und Erziehung. Eine Hinführung*. Opladen.
- Geldermann, B. 1999: 'Jewish Refugees should be welcome and assisted here!' Shanghai: Exile and Return. In: *Yearbook Leo Baeck XLIV*, 227-243.
- Heppner, Ernest G. 1998: *Fluchtort Shanghai. Erinnerungen 1938-1948*. Bonn.
- Hitzler, Ronald und Anne Honer (Hg.) 1997: *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik*. Opladen.
- Hochstadt, Steve: *Flucht ins Ungewisse 2000: Die jüdische Emigration nach Shanghai*. In: Georg Armbrüster, Michael Kohlstruck und Sonja Mühlberger (Hg.): *Exil Shanghai 1938-1947. Jüdisches Leben in der Emigration*. Berlin, 27-33.
- Hochstadt, Steve 1997: *The Social History of Jews in the Holocaust: The Necessity of Interviewing Survivors*. *Historical Social Research – Historische Sozialforschung* 22, 254-274.
- Hochstadt, Steve 1999: *Vertreibung aus Deutschland und Ueberleben in Shanghai: juedische NS-Vertriebene in China*. In: *IMIS-Beitraege*, 12, 51-67.
- Honneth, Axel 1992: *Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte*. Frankfurt a.M.
- Jahn, Hajo (Hg.) 1998: *Zwischen Theben und Shanghai. Jüdische Exilanten in China – Chinesische Exilanten in Europa*. Chemnitz, Berlin, St. Petersburg.
- Jureit, Ulrike 1997: *Überlebensdiskurse. Zur Methodik wissenschaftlicher Analyse von Interviews mit Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager*. Hamburg.
- Kühnel, Horst (Hg.) 1993: *Juden in Breslau 1850-1945. Beiträge zu einer Ausstellung*. München.
- Kneucker, Alfred W. 1984: *Zuflucht Shanghai. Aus den Erlebnissen eines österreichischen Arztes in der Emigration 1938-1945*. Wien, Graz.
- Kraimer, Klaus (Hg.) 2000: *Die Fallekonstruktion. Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung*. Frankfurt a.M.
- Krüger, Heinz-Hermann und Winfried Marotzki (Hg.) 1999: *Handbuch erziehungswissenschaftlicher Biographieforschung*. Opladen.

- Lawrence-Lightfoot, Sarah und Jessica Hoffmann Davis 1997: *The Art and Science of Portraiture*. San Francisco.
- Löber, Petra 1997: *Leben im Wartesaal*. In: Amnon Barzel (Hg.): *Leben im Wartesaal. Exil in Shanghai 1938-1947*. Schriften des Jüdischen Museums. Berlin, 10-41.
- Lohfeld, Wiebke 1998: *Es waren die dunkelsten Tage in meinem Leben. Krisenprozess und moralische Entwicklung. Eine qualitative Biographieanalyse*. Frankfurt a.M.
- Lohfeld, Wiebke 2003: *Im Dazwischen. Portrait der deutschen und jüdischen Ärztin Paula Tobias*. Eine qualitative Einzelfallstudie. Opladen.
- Lohfeld, Wiebke 2004: „Aberkennung als Kategorie sozio-historischer Forschung“ (Über)Lebensstrategien von jüdischen Emigranten in Shanghai. Eine qualitative Biografiestudie. In: BIOS, Jg. 17, 280-284.
- Marotzki, Winfried 1991: *Sinnkrise und biographische Entwicklung*. In: Garz, D. und K. Kraimer: *Qualitativ-empirische Sozialforschung*, Opladen, 409-439.
- Marotzki, Winfried 1999: *Forschungsmethoden und -methodologie der Erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung*. In: Heinz-Hermann Krüger und Winfried Marotzki (Hg.): *Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung*. Opladen, 109-134.
- Marotzki, Winfried 2000: *Qualitative Biografieforschung*. In: Uwe Flick, Ernst v. Kardorff und Ines Steinke (Hg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Reinbek bei Hamburg, 175-186.
- Meyer, Michael A. 1992: *Jüdische Identität in der Moderne*. Frankfurt.
- Oevermann, Ulrich 2000: *Die Methode der Fallrekonstruktion in der Grundlagenforschung sowie der klinischen und pädagogischen Praxis*. In: Kraimer, Klaus: *Die Fallrekonstruktion. Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung*. Frankfurt a.M., 58-156.
- Pike Rubin, Evelyn 1993: *Ghetto Shanghai*. New York.
- Plato, Alexander v. 1999: *Erfahrungsgeschichte. Von der Etablierung der Oral History*. In: Gerd Jüttemann und Hans Thomae (Hg.): *Biographische Methoden in den Humanwissenschaften*, Weinheim und Basel, 60-74.
- Plato, Alexander v. 2000: *Zeitzeugen und die historische Zunft*. In: BIOS, Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 13. Jg., 5-29.
- Rosenthal, Gabriele (Hg.) 1990: *„Als der Krieg kam, hatte ich mit Hitler nichts mehr zu tun.“ Zur Gegenwärtigkeit des ‚Dritten Reiches‘ in Biographien*. Opladen.
- Rosenthal, Gabriele 1995: *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte*, Frankfurt a. M.
- Schütze, Fritz: *Prozessstrukturen des Lebenslaufs*. In: J. Matthes, J., A. Pfeifenberger und M. Stosberg (Hg.) 1981: *Forschungsvereinigung Nürnberg*, 67-156.
- Siep, Ludwig 1979: *Anerkennung als Prinzip der praktischen Philosophie. Untersuchungen zu Hegels Philosophie des Geistes*. München.
- Straub, Jürgen 1998: *Erzählung, Identität und historisches Bewußtsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte. Erinnerung, Geschichte, Identität 1*. Frankfurt a.M.
- Straub, Jürgen 1999a: *Handlung, Interpretation und Kritik. Grundzüge einer textwissenschaftlichen Handlungs- und Kulturpsychologie*. Berlin, New York.
- Straub, Jürgen 1999b: *Verstehen, Kritik, Anerkennung. Das Eigene und das Fremde in der Erkenntnisbildung interpretativer Wissenschaften*. Göttingen.
- Tausig, Franziska 1987: *Shanghai-Passage: Flucht und Exil einer Wienerin*. Wien.
- Taylor, Charles 1993: *Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung*. Frankfurt a.M.
- Taylor, Charles 1996: *Quellen des Selbst. Die Entstehung der neuzeitlichen Identität*. Frankfurt/M.
- Wasserstein, B. 1999: *Secret War in Shanghai*. Boston.
- Welzer, Harald 2001: *Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung*. Hamburg.
- Welzer, Harald 2002: *Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung*. München.
- Zimmermann, Moshe 1997: *Die deutschen Juden 1914-1945. Enzyklopädie Deutscher Geschichte*, Bd. 43, München.

Katholische Priester im Nationalsozialismus

Forschungsbericht zu einem Oral-History-Projekt

Thomas Forstner und Michael Volpert

1. Methodischer Ansatz und Genese des Projekts

Im Zusammenhang mit Forschungen über den Klerus der Erzdiözese München und Freising und die kirchliche Schulpolitik in der Zeit des Nationalsozialismus¹ entstand im Herbst 2002 das Vorhaben, sämtliche noch lebenden katholischen Priester der Erzdiözese München und Freising, die vor oder während der nationalsozialistischen Zeit geweiht worden waren, oder zumindest noch den größeren Teil der Ausbildung in der NS-Zeit absolviert hatten und dann kurz nach dem Krieg geweiht wurden, systematisch zu befragen.

Die Erzdiözese München und Freising – räumlich annähernd deckungsgleich mit dem Gebiet des Regierungsbezirks Oberbayern – gehörte mit einer Anzahl von 1,47 Mio. Katholiken (1940) auch während der NS-Zeit zu den bedeutendsten deutschen Diözesen.² An ihrer Spitze stand mit Erzbischof Kardinal Michael von Faulhaber von 1917 bis 1952 einer der profiliertesten Vertreter des deutschen Episkopats (vgl. Faulhaber-Katalog 2002). Die Reibungsflächen zwischen Katholischer Kirche und NS-Staat waren in der traditionell durch eine starke Präsenz des Katholischen geprägten oberbayerischen Region relativ stark ausgeprägt. Auf kirchlicher Seite meist unmittelbar betroffen waren die Priester. Der Klerus der Erzdiözese München und Freising umfasste im letzten Friedensjahr 1939 annähernd 1500 Weltpriester.³ Er rekrutierte sich überwiegend aus dem unteren Mittelstand, wobei der landwirtschaftliche Sektor

1 Aufgrund zweier von Erzbischof Friedrich Kardinal Wetter im November des Jahres 2000 ausgelobter Stipendienplätze werden seit Oktober 2001 bzw. September 2002 von den Verfassern Forschungen über den Klerus der Erzdiözese München und Freising und die katholische Schulpolitik in der nationalsozialistischen Zeit angestellt.

2 Die 24 deutschen Diözesen wichen bezüglich Größe, Katholikenzahl und kirchenpolitischer Bedeutung stark voneinander ab; katholikenreichstes Bistum war das Erzbistum Köln mit 2,47 Mio., München lag nach Köln, Breslau (2,32 Mio.), Münster (1,82 Mio.), Paderborn (1,72 Mio.), Trier (1,54 Mio) und Freiburg (1,53 Mio.) an siebter Stelle, jedoch war es von den größeren Bistümern dasjenige, mit dem höchsten Katholikenanteil an der Gesamtbevölkerung des Bistumsgebiets (87,6%, dagegen Köln nur 57,6%, Breslau nur 39,5%). Alle Zahlen für das Jahr 1940, siehe Kirchliches Handbuch 1962, 512 (Tabelle 3).

3 Der Schematismus des Erzbistums München und Freising für das Jahr 1939 weist mit Stand 1.2.1939 1479 Priester aus, die der Erzdiözese angehörten. Hinzu kamen 123 Geistliche aus anderen Diözesen sowie 424 Ordensgeistliche, die in Pfarreien der Erzdiözese seelsorgliche Aufgaben wahrnahmen, ihr kirchenrechtlich aber nicht angehörten. Für die Seelsorge standen somit insgesamt etwa 2000 Geistliche zur Verfügung. Diese Zahl nahm im Verlauf des Zweiten Weltkrieges durch Einberufung von Geistlichen zum Sanitätsdienst, Sterbefälle und Ausbleiben des Nachwuchses um mindestens 25-30% ab. Im vorliegenden Forschungsprojekt wurden nur die Weltpriester, nicht jedoch die Ordensgeistlichen berücksichtigt.

als Erwerbsquelle in den Herkunftsfamilien entsprechend der grundsätzlichen starken agrarischen Prägung Bayerns eine große Rolle spielte (vgl. Schauer 1936, 12; vgl. allgemein Gatz 1995).

Bei der im Verlauf des Jahres 2003 unternommenen Befragung der Priester sollten inhaltlich einerseits die persönlichen Erlebnisse und Erfahrungen der Betroffenen in der NS-Zeit und ihre heutige Sichtweise auf diese Vorgänge im Vordergrund stehen, andererseits aber auch ein Schwerpunkt auf die allgemeine soziale und lebensweltliche Situation des Klerikerstandes im untersuchten Zeitraum gelegt werden. Die Besonderheiten, die ein wissenschaftlich geführtes Zeitzeugeninterview bedingt, waren ebenso zu bedenken und in entsprechender Vorbereitungsarbeit zu berücksichtigen, wie das außergewöhnlich hohe Alter der Befragten (im Durchschnitt 89 Jahre), das mitunter besondere Rücksichten erforderte. Im Folgenden sollen die mit dem Projekt verknüpften methodischen Bemerkungen zur Vorbereitung, zum formalen Ablauf und zur psychosozialen Bewertung der Gespräche referiert und einige inhaltliche Ergebnisse in Grundzügen vorgestellt werden.

1.1 Vorbereitung und formaler Ablauf der Gespräche

Zur Vorbereitung der Gespräche wurde anhand der Auflistungen der Ordinationsjahre in den Schematismen (Diensthandbüchern) der Erzdiözese München und Freising der zu befragende Personenkreis ermittelt, der grundsätzlich sämtliche bei Start des Projekts im Herbst 2002 noch lebenden diözesanen Weltgeistlichen der Weihejahrgänge 1929 bis 1947⁴ umfasste. Die auf diese Weise ermittelten Priester wurden mittels eines ausführlichen Anschreibens durch den Direktor des Münchner Diözesanarchivs kontaktiert, der als Mittelsmann fungierte und den zu befragenden Personen Hintergrund, Ziel und Ablaufmodus des erbetenen Gesprächs mitteilte. Nach dieser ersten schriftlichen Information wurde ein telefonischer Kontakt zwischen den Interviewern und den zu Befragenden angebahnt, bei dem entweder sogleich ein Gesprächstermin vereinbart werden konnte oder deutlich wurde, dass ein Gespräch nicht möglich sein würde.

Von den ursprünglich avisierten 44 Klerikern konnten im Laufe des Jahres 2003 noch 20 befragt werden. 11 Priester der ursprünglichen Zielgruppe verstarben während der Laufzeit des Projektes, noch bevor ein Gespräch durchgeführt werden konnte. Bei 10 weiteren Herren war ein Interview aufgrund des Gesundheitszustands nicht mehr möglich. Nur drei Priester waren nicht zu einer Teilnahme zu bewegen, sie lehnten ein Gespräch aus grundsätzlichen Erwägungen ab. Die Befragten, die den Geburtsjahrgängen 1905 bis 1920 angehörten, hatten zum Zeitpunkt der Befragung ein Alter zwischen 83 und 98 Jahren, das Durchschnittsalter betrug 89 Jahre und 8 Monate. Das hierarchische Spektrum war sehr breit und reichte von Gemeindepriestern über Mitarbeiter der Ordinariatsverwaltung und Universitätsprofessoren bis hin zum Kardinal.

Die einzelnen Gespräche dauerten zwischen 45 und 180 Minuten und wurden von den Verfassern jeweils bei den Interviewten zuhause durchgeführt.⁵ Alle Gespräche

4 Das Schlußjahr 1947 ergab sich aus der Überlegung, dass diese Kleriker den Hauptteil ihrer Ausbildung noch in den Jahren der NS-Zeit absolviert haben dürften.

5 Eine Ausnahme bildeten lediglich zwei Gespräche, die auf Wunsch der interviewten Personen in den Diensträumen des Archivs des Erzbistums München und Freising in München durchgeführt wurden.

wurden mittels eines portablen Mini-Disc-Recorders jeweils vollständig in digitaler Form erfasst. Bis auf vier Interviews wurden die Gespräche von den Verfassern gemeinsam geführt, wobei jeweils einer das Gespräch führte, während der andere sich im Hintergrund hielt und die Aufzeichnungstechnik steuerte und überwachte.

Nach den Gesprächen wurde eine Abschrift des Wortlauts gefertigt. Hierbei wurden nur minimale Eingriffe in die Sprachgestalt unternommen, soweit dies für eine flüssige Lesbarkeit erforderlich war. Auf Wunsch wurde den Interviewten diese Abschrift zur Korrektur noch einmal übersandt, wobei jedoch stets die Ursprungsfassung maßgeblich blieb, gegebenenfalls wurden beide Fassungen archiviert. Über den jeweiligen Verlauf der Gespräche wurden von den Interviewern anschließend Eindrucksprotokolle gefertigt, die den archivierten Gesprächsdokumentationen beigelegt wurden. In diesen sind die Umstände des Gesprächs, der persönliche Eindruck, den sie von dem Interviewten und vom Verlauf des Gesprächs gewannen, eine umrisshafte Beschreibung seines Auftretens und seiner Umgebung und ähnliche Hinweise enthalten, die einem späteren Bearbeiter dienlich sein könnten.

Die Gespräche sollten nicht an einem zu starren Fragenkorsett ausgerichtet sein, sondern waren am Modell des narrativen Interviews orientiert. Es wurde Wert darauf gelegt, gerade angesichts des Alters der Befragten Zeit zum Nachdenken zu geben, den Fluss der persönlichen Erinnerungen nicht zu unterbrechen und den vielfältigen, oft erst im Verlauf des Gesprächs aufkommenden Assoziationen Raum zu geben, so dass im Idealfall kein Frage- und Antwortdialog, sondern gewissermaßen eine Lebenserzählung der Betroffenen zustande kam, die durch wenige Zwischenfragen auf einer bestimmten Bahn gehalten wurde. Entsprechend des chronologischen Schwerpunkts der Befragung auf der Zeit des Nationalsozialismus – die bei der Mehrzahl der Befragten mit ihrer akademischen Ausbildung zusammenfiel – konnten die meisten Erkenntnisse über den Lebensabschnitt der Ausbildungs- und Studienzeit gewonnen werden.

Die Gespräche waren durch eine Verschränkung von Chronologie und Systematik strukturiert und bewegten sich dabei grob im Rahmen folgender, von den Interviewern vorgegebener Themenbereiche, wobei jedoch individuell auch andere Bereiche zusätzlich⁶, mehrfach auch manche der Gelisteten wiederum gar nicht angesprochen wurden:

- Berufung und Ausbildung
(Familienverhältnisse, Elternhaus, Herkunftsmilieu, Schullaufbahn, religiöse Mentoren, Vorbilder, Berufung, Verhältnisse in den Seminarien, an den Philosophisch-Theologischen Hochschulen, Gang der Ausbildung, Einschätzung der Professoren, Kooperationen und Verbindungen, Priesterweihe)
- Arbeitsdienst- und Wehrdienstverhältnis bzw. Kriegsdienstzeit
(Alltag und Aufgaben im Reichsarbeitsdienst [RAD], Verhältnis zu Kameraden und Vorgesetzten bei RAD und Wehrmacht, Kriegs- bzw. Sanitätsdienst, Kriegserlebnisse, Beobachtung von Kriegsverbrechen, Wahrnehmung des Kriegsendes)
- Berufliche Tätigkeit/ Religiöser Alltag

6 So kam etwa ein Priester von sich aus auf mit dem Zölibat zusammenhängende Problemkreise in der persönlichen Lebenssituation zu sprechen, ein anderer brachte sehr pointierte Einschätzungen zu seiner Sicht auf die gegenwärtige Situation des Klerikernachwuchses.

- (Pastorale Aufgaben, Seelsorgliche Praxis, Jugendarbeit, Schuldienst, Behinderung seelsorglicher Aktivität durch NS-Stellen, Widerstand in der Seelsorge)
- Privater Alltag
(Bevorzugte Lektüre, Freizeitbeschäftigungen, Sport, Freundeskreise, Reisen, Tätigkeit in und für diverse Vereinigungen und Verbände)
- Verhältnis zum Nationalsozialismus und zur Bevölkerung
(Aufnahme des Priesters in der Bevölkerung, Konfrontation mit dem Nationalsozialismus, Auftreten von Exponenten des NS-Regimes gegenüber dem Theologen, Sanktionen und Strafmaßnahmen, Sicht auf die Zeitumstände)
- Vorgesetzte und Oberbehörde
(Vita Communis, Verhältnis zu Mitbrüdern, zu dienstlichen Vorgesetzten und zur kirchlichen Oberbehörde, Sicht auf die zeitgenössischen Exponenten der Diözesanleitung, besonders auf Erzbischof Kardinal Faulhaber)
- Beurteilung des persönlichen Lebensentwurfs/Bilanz

Als Bereicherung und zusätzliche Anregung des Gesprächsflusses erwies es sich darüber hinaus, wenn von den Befragten zusätzlich Materialien und persönliche Erinnerungsstücke, wie etwa autobiographische Aufzeichnungen, Fotografien oder – in einem Fall – sogar Tagebücher bereitgehalten wurden. Das gemeinsame Betrachten von Fotos brachte den Interviewten oft nicht mehr aktuell Präsenes in das Gedächtnis zurück und löste in der Regel einen zusätzlichen Erzählimpuls aus. Teilweise wurden den Bearbeitern die Materialien auch ausgehändigt und für weitere eingehende Auswertungen zur Verfügung gestellt. Von den Fotografien konnten teilweise digitale Reproduktionen angefertigt werden, die dann den archivierten Interviews zugeordnet wurden.

Sowohl die digitale Tonaufzeichnung als auch die Abschrift des Gesprächs wurden zusammen mit dem Eindruckszeugnis, einem Übersichtsbogen mit einem Biogramm des Befragten und evtl. weiteren Dokumenten nach der Auswertung durch die Bearbeiter dem Erzbischöflichen Archiv München (EAM) übergeben. Hier werden die Dokumente entsprechend den Maßgaben des kirchlichen Archivgesetzes verwahrt.⁷

1.2 Psychosoziale Beurteilung der Interviews

Die Interviews waren von dem zunächst für beide Seiten gewöhnungsbedürftigen Umstand geprägt, dass zwischen Interviewern und Interviewten zwischen 50 und 60, im Extremfall sogar bis zu 70 Lebensjahre Altersunterschied lagen. Die große Differenz an Lebensalter erforderte ein großes Maß an gegenseitigem sich Einlassen auf das Tempo, den Rhythmus sowie die hypostasierten Einstellungen und Wertvorstellungen des Gegenübers.⁸ Dabei war es für das Zustandekommen einer vertrauensvollen Gesprächsatmosphäre in den meisten Fällen wesentlich, dass die Interviewer selbst der Institution Kirche angehörten. So entstand trotz anfänglicher Distanz rasch Vertrauen durch die doppelte Bindung von Befragern und Befragten an dieselbe, bei

7 Anordnung über die Sicherung und Nutzung der Archive der Katholischen Kirche, in: Amtsblatt des Erzbistums München und Freising Nr. 6 vom 13. Februar 1989, S. 126-130.

8 Zum Problemkreis aus Sicht der Sozialwissenschaften siehe auch: Schlegelmilch 1994; Blimlinger/ Ertl 1996; Osborn 1997.

den Befragten hohe Wertschätzung genießende Institution. Teilweise ergab sich im Laufe des Erzählflusses eine quasi-familiäre Situation, was auch darauf zurückzuführen sein dürfte, dass – wie bei biographischer Arbeit mit alten Menschen häufig zu beobachten – die Interviewer vielfach seit sehr langer Zeit die ersten gewesen sein dürften, die tiefer gehendes Interesse an biographischen Einzelheiten, Auffassungen und Wertvorstellungen der Interviewten zeigten, ohne dieses Interesse zugleich mit einem Werturteil zu verbinden.⁹ So war das anfänglich gelegentlich zu beobachtende „Eis“ in der Regel schnell gebrochen. Ein Großteil der Interviewten wollte zunächst etwas über die Person der Interviewer wissen: Woher Sie kämen, welche Ausbildung sie genossen hätten und ähnliches. Erst daraufhin wurde zumeist explizit die Erlaubnis zum Einschalten des Aufzeichnungsgerätes erteilt, dessen – anfänglich den Erzählfluss hemmendes – Vorhandensein jedoch rasch vergessen wurde.

Im Verlauf der Gespräche erschien zunächst überraschend, dass ein Großteil der Gesprächspartner sich durch ein angesichts ihres Alters hohes Maß an geistiger Präsenz auszeichnete und zugleich über ein ausgeprägtes Reflexionsvermögen verfügte. Dies mag damit zusammenhängen, dass es sich bei Klerikern generell um eine Bildungselite handelt, deren intellektuelle Aktivität und damit verbundene geistige Kapazität bis in das hohe Alter hinein oftmals fast ungebrochen ist. Zudem waren Geistliche mit besonders hohem Bildungsgrad (Hochschulprofessoren, Inhaber von Führungspositionen in der Diözesanleitung etc.) in der Untersuchungsgruppe überrepräsentiert. Dabei darf aber nicht übersehen werden, dass diejenigen, deren Gesundheitszustand ein Gespräch nicht mehr zuließ, nicht in diese Betrachtung einbezogen werden konnten. Sehr unterschiedlich ausgeprägt waren der Erzählfluss und die Erzählbereitschaft. Altersbedingte Schwerhörigkeit bildete oft eine zusätzliche Hürde.

Da die Befragten Angehörige einer relativ homogenen sozialen Gruppe sind, war es kaum verwunderlich, dass analoge Erlebnisse und Sichtweisen häufiger wiederkehrten. Konrad Jarusch hat darauf hingewiesen, dass sich zudem im kommunikativen Prozess einer Gruppe mit der Zeit sukzessive Muster kollektiver Erinnerung herausbilden (Jarusch 2002, 14). Selbst Erlebtes und durch andere nur Berichtetes, bisweilen auch später etwa durch Lektüre Angeeignetes verdichten sich zu einer Form angeeigneter Geschichte. Dieses Phänomen wurde in der vorliegenden Befragung dahingehend deutlich, dass stereotype Beschreibungen derselben prägenden Ereignisse vielfach wiederkehrten, obwohl sie von den Betroffenen nur zum geringen Teil selbst erlebt worden waren. Exemplarisch kann dies etwa am so genannten Fall Roßberger-Hartl deutlich gemacht werden. Ende 1933 war der Direktor des Freisinger Knabenseminars, Josef Roßberger, wegen kritischer Äußerungen über den Reichstagsbrandprozess durch den pronationalsozialistischen Seminarpräfekten Albert Hartl bei der Gestapo denunziert, daraufhin verhaftet und schließlich auch zu einer Gefängnisstrafe verurteilt worden.¹⁰ Dieses Ereignis, das in den Erzählungen fast aller Priester auf irgendeine Weise präsent war, kann ohne Zweifel als höchst einschneidendes

9 Nur am Rande sei das Kuriosum erwähnt, dass ein Teil der Interviewten die Auffassung vertrat und davon auch durch Gegenrede nicht abzubringen war, die Bearbeiter – beide Laien und Nichttheologen – seien wie sie selbst ebenfalls katholische Priester.

10 Das Ereignis ist in der historischen Literatur vielfach dokumentiert, bis heute findet es zudem immer wieder Eingang in populäre Darstellungen und Erinnerungen zur NS-Zeit von kirchlicher Seite, vgl. für die Fachwissenschaft zuletzt mit dem aktuellen Forschungsstand Bleistein 1996, 92-95 und Dierker 2002, 99-102.

Moment für die Gruppe der Befragten gelten, gleichgültig ob sie es persönlich miterlebt hatten oder nicht. Die Aneignung der Erinnerung an den im Seminar gewiss viel diskutierte spektakuläre Fall Roßberger-Hartl – noch heute ein gern angeführtes Paradebeispiel für die Situation der „Priester unter Hitlers Terror“¹¹ – trat an die Stelle eigenen Erlebens bzw. überlagerte dieses. Das fortwährende, bis heute andauernde kollektive Erinnern an dieses Schlüsselereignis diente dabei, zumindest solange die latente Bedrohung durch das feindliche NS-Regime bestand, auch der Homogenitätserzwingung: Das Gegenwärtighalten des Ereignisses hielt die fortwährende Gefahr, die aus abweichendem Verhalten resultieren konnte, im Bewusstsein wach und mahnte die Seminaristen, mit politischen Äußerungen vorsichtig umzugehen.

Bereits bei der Anbahnung der Gespräche erwies sich die Selbsteinschätzung der Betroffenen als „Normalfall“ vielfach als Hürde, die es zu überwinden galt. „Ich habe nichts erlebt“, war eine stereotype Aussage, mit der eine Mehrzahl zunächst ein Gespräch entweder ablehnte oder zum Ausdruck brachte, man sei zwar zu einem Gespräch grundsätzlich bereit und die Interviewer könnten gerne kommen, sollten sich aber nicht zuviel erwarten. Dahinter verbarg sich keine retrospektive Geringschätzung des eigenen Lebensentwurfes, sondern vermutlich vor allem der Topos, Geschichte sei nur die Geschichte herausragender Ereignisse oder Einzelgestalten, angesichts derer die eigene Existenz bedeutungslos sei.¹² Dass das wissenschaftliche Interesse bei dieser Untersuchung gerade auf den „Normalfall“ gerichtet war, konnte der Mehrzahl der Interviewpartner nur ansatzweise hinreichend deutlich gemacht werden. Dies wurde auch dadurch spürbar, dass die Fragen zur persönlichen Lebenssituation – gerade wenn sie scheinbar völlig banale Bereiche berührten wie die nach Aktivitäten in der Freizeit – weitgehend auf Unverständnis stießen und entweder gar nicht oder nur mit pauschalen Wendungen beantwortet wurden.

Von zwei Ausnahmen abgesehen brachten alle Gesprächspartner nach dem Interview entweder direkt verbal oder durch ihr Verhalten zum Ausdruck, dass sie das Gespräch und die damit verbundene Selbstreflexion als Bereicherung empfunden hatten. Einer bekundete direkt, das, was er in diesem Interview alles berichtet habe, hätte er selbst eigentlich noch nie auf diese Weise konzentriert wahrgenommen. „Jetzt im Alter, rückblickend, kann man ja manches erklären, was man nicht weiß, wenn man es tut“, erklärte ein weiterer Priester, der dann am Ende des Gesprächs seine Empfindung angesichts dieses resümierenden Lebensrückblicks auf die prägnante Formel brachte: „Es war sehr schön!“ (EAM, Priesterbefragung 2003, Interview 10).

2. Inhaltliche Grundlinien der Gespräche

Wenn im Folgenden einige inhaltliche Ergebnisse der Interviews referiert werden, so können diese in aller Kürze nur Schlaglichter auf die priesterliche Existenz in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts werfen. Auf die oft detailreichen Ausführungen der

11 So der etwas plakative Titel des von Ulrich von Hehl und Christoph Kösters bearbeiteten und von der Kommission für Zeitgeschichte herausgegebenen Nachschlagewerks (von Hehl/Kösters 1998), das alle denkbaren Formen von Konfliktsituationen zwischen Klerikern und Exponenten des NS-Regimes zu verzeichnen bestrebt war.

12 So auch die Einschätzung bei Blimlinger/ Ertl 1996, 12f. Die Erklärung, dabei handle es sich um einen genderspezifischen, d.h. hier typisch weiblichen Topos – so die Berichterstatteerin eines nur mit Frauen durchgeführten Oral-History-Projektes – ist dagegen zurückzuweisen, da dieser Topos bei unserer nur mit Männern geführten Untersuchung ebenso ausgeprägt war, vgl. Merbeck 1991, 6.

Befragten kann hier im Einzelnen nicht eingegangen werden. Zudem ist bei den inhaltlichen Aspekten einerseits zu beachten, dass es sich um eine Auswertung auf schmaler Quellenbasis handelt, andererseits, dass hier bewusst der Charakter eines Werkstattberichts gewählt wurde.

2.1 Herkunft und Berufung

Aufgrund der quantitativ schmalen Basis sind Aussagen etwa über das Stadt-Land-Verhältnis bei den Priesterberufungen nicht möglich bzw. nicht aussagekräftig, hierzu sind weiterhin die bekannten Quellen (vor allem Personalakten) einschlägig. Was man dort jedoch nicht ablesen kann, ist der Weg, den der einzelne zum Priestertum genommen hat, d.h. die Berufungsgeschichte. Diese Umstände erfährt man – neben veröffentlichten autobiographischen Erinnerungen¹³ – nur aus Gesprächen.

Die von den Bearbeitern erwartete Herkunft der Interviewten aus stark kirchlich geprägtem, überwiegend ländlichem Mittelstand trifft zwar auf die Mehrheit der Interviewten zu, dennoch ergeben sich auch überraschende Abweichungen. So entstammt ein Teil der Befragten Arbeiterfamilien (Interviews 14 und 17), großstädtischer Mittelschicht (Interview 2) oder gut situierten, großbürgerlich zu nennenden Münchener Kreisen (Interview 18), die nicht gerade als klassische Exponenten des altbayerischen katholischen Milieus anzusehen sind. Auch die Herkunft aus einer gemischt konfessionellen Ehe (Mutter katholisch, Vater evangelisch) im bayerischen Oberland (Interview 13) erscheint hierbei eher ungewöhnlich.

Neben der sozialen Herkunft bieten auch die unmittelbaren familiären Verhältnisse ein breites Spektrum an Möglichkeiten, das von der Kleinfamilie mit zwei bis drei Kindern bis hin zur Großfamilie mit 9 oder auch 12 Kindern reicht. Die ausschlaggebende religiöse Prägung erfuhren alle Befragten über ein religiöses Elternhaus¹⁴ weitgehend unabhängig vom übrigen sozialen Umfeld. Erst im weiteren Verlauf, durch das Hineinwachsen in kirchliche Gemeinden und Vereine, konnte sich das Umfeld zum katholischen Milieu verdichten, aus dem heraus sich die Berufungen zum Priesterberuf rekrutierten. Die katholische Gesinnung im Elternhaus war nach Bekunden der Befragten ausnahmslos vorhanden, wengleich in unterschiedlich starken Ausprägungen. Jedoch bildete sie nur das Fundament, gewissermaßen die atmosphärische Voraussetzung, in der das mit dem Begriff der „Berufung“ Umschriebene überhaupt erst wurzeln konnte.

Da das pfarrliche Leben der Zeit stark von katholischen Vereinen und Verbänden geprägt war, verwundert es kaum, dass der entscheidende Impuls zur priesterlichen Berufung oft aus dem Geist der Jugendbewegung und der konkreten Mitarbeit in den Jugendverbänden vor Ort kam¹⁵. Auch die liturgische Bewegung¹⁶, die in engem

13 Als Beispiele für Priestererinnerungen aus dem territorialen Bereich der vorliegenden Untersuchung seien exemplarisch angeführt: Huber 1990; Ratzinger 1998; Läßle 2000; Urzinger 2003.

14 V.a. die Rolle der Mutter wird dabei – wenn darüber berichtet wird – gerne hervorgehoben (etwa Interviews 13 und 17).

15 Z.B. Interviews 7, 8, 10, 13, 18, 19 und 20. Die Aktivität der Befragten in den Jugendverbänden reichte von der einfachen Mitgliedschaft vor Ort und der Teilnahme an Veranstaltungen auf Burg Rothenfels, dem Zentrum der katholischen Jugendbewegung, bis hin zu leitenden Funktionen, etwa zum Gauführer der Sturmschar des Katholischen Männerverbandes. Zur katholischen Jugendbewegung allgemein vgl. Heinrich 1968.

Zusammenhang mit der Jugendbewegung stand, konnte den Ausschlag zugunsten des Priesterberufs geben, wie dies bei einem Interviewten der Fall war, der aus der Münchener Pfarrei St. Paul stammt, damals einem Zentrum der liturgischen Bewegung (Interview 2).

Neben den allgemeinen geistlichen Strömungen der Zeit und ihrer jeweiligen Umsetzung vor Ort dürften es aber vor allem konkrete Identifikationsfiguren gewesen sein, die an der Entstehung des Wunsches zum Priestertum maßgeblichen Anteil hatten. In erster Linie handelte es sich dabei um die mit der Jugendarbeit in den Pfarreien betrauten Kapläne und Kooperatoren, in einem Fall auch um den Religionslehrer am Gymnasium, ebenfalls einen Geistlichen. Aufgrund ihres Lebensstils, ihres offenen und unkonventionellen Auftretens und der Impulse, die sie vermittelten, verstanden sie es, die Jugend für den Priesterberuf zu begeistern¹⁷, wobei sie auch durchaus offensiv Anfragen an die Knaben richteten, ob diese nicht „studieren“ möchten, was in den Herkunftsmilieus, in dem akademische Berufe unüblich waren, identisch war mit dem Weg zum Priestertum.

Der endgültige Entschluss, den Weg zum Priestertum einzuschlagen, fiel sodann entsprechend der Bandbreite von Herkunft und Berufung ebenso vielschichtig aus. Sowohl eine bewusste Entscheidung aufgrund der bisherigen Erfahrungen mit Kirche und Glaube¹⁸, nochmals verstärkt durch den Einstieg als Spätberufener (Interview 2), als auch ein langsames Hineinwachsen sogar gegen innere Widerstände (etwa Interviews 1, 7 und 8) wurden von den Befragten hierbei angegeben. Ein Priester bekannte hingegen offen, „mehr oder weniger geschoben“ worden zu sein (Interview 12). Der Heimatgeistliche habe ihm das Studium nahe gelegt, „was fast genauso viel hieß, als wollte man Priester werden“, und erteilte ihm Vorunterricht, der den Einstieg in das Knabenseminar in Freising erleichtern sollte. Seine persönliche Entscheidung war in der Folge gar nicht mehr gefragt. Über das Knabenseminar sei er dann fast unweigerlich auf den priesterlichen Weg eingeschwenkt und absolvierte schließlich sogar eine ansehnliche kirchliche Karriere.

Nicht alle Befragten wollten auf die Frage ihrer Berufung bzw. Entscheidung zum Priestertum auch antworten; die mehrmalige Wiederholung des eben geschilderten äußeren Vorgangs, über Vorunterricht bzw. katholische Internatserziehung auf höhere Schulen, bevorzugt die Knabenseminare der Erzdiözese München und Freising in Scheyern, Freising und Traunstein gekommen zu sein, lassen jedoch die Frage aufkommen, ob ein gewisses Hineindrängen der Knaben in den ihnen zgedachten Weg nicht möglicherweise öfter vorgekommen sein dürfte, als dies offen kommuniziert

16 Die liturgische Bewegung ist eine im 19. Jahrhundert einsetzende Strömung innerhalb der katholischen Kirche, die eine tätige Teilnahme der Gläubigen am Gottesdienst (*actuosa communicatio*) anstrebte. Der Theologe Romano Guardini (1885-1968) legte ihre wesentlichen Inhalte in seiner 1918 erschienenen Schrift „Vom Geist der Liturgie“ dar, die weit reichenden Einfluss gewann. Die liturgische Bewegung gilt als Wegbereiterin für die Liturgiereformen des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962-1965), die in der 1963 verabschiedeten Liturgiekonstitution *Sacrosanctum Concilium* und der Liturgiereform 1969/70 ihren Abschluss fanden (u.a. Einführung der Volkssprache, *missa versus populum*). Spätestens mit Umsetzung der Reformen hörte die liturgische Bewegung auf zu existieren, vgl. Maas-Ewerd 1981.

17 So konkret benannt in Interview 1, 8 und 14.

18 Etwa Interviews 17 und 18. Hierbei konnte es sogar zur gleichen Entscheidung zweier Brüder kommen (Interview 3) vgl. auch Ratzinger 1998, der ebenfalls gemeinsam mit dem Bruder studierte.

wurde¹⁹. Dabei ist zugleich zu berücksichtigen, dass die Freiheit der Berufswahl bei Jugendlichen um die Mitte des 20. Jahrhunderts generell noch stark eingeschränkt war und das Berufsziel in der Regel stets von verschiedenen äußeren Faktoren abhängig war.

Die Reaktionen des Umfelds auf das Berufsziel Priester waren nach Auskunft der Interviewten zumeist positiv (etwa Interviews 7, 13 und 20), gelegentlich nur verbunden mit der Bitte, sich den Entschluss gut zu überlegen, speziell als sich der so genannte Kirchenkampf im Nationalsozialismus abzuzeichnen begann. Von einer direkten Ablehnung seitens der Eltern wusste keiner der Befragten zu berichten.

2.2 Schulische Ausbildung und Studium

Die als klassisch geltende Ausbildungslaufbahn war durch den Besuch eines staatlichen Gymnasiums mit gleichzeitigem Aufenthalt in einem der erzbischöflichen Knabenseminare und anschließendem Wechsel an das Priesterseminar und Studium an der Philosophisch-theologischen Hochschule in Freising geprägt. Diesen Weg gingen im Durchschnitt etwa vier Fünftel der Diözesanpriester.²⁰ Ein Teil der Untersuchungsgruppe fand über mehr oder weniger stark abweichende Alternativwege zur Priesterweihe. So kamen einige Kandidaten, die nicht durch die Vorschule des Knabenseminars gegangen waren, nach dem Abitur direkt ins Freisinger Priesterseminar während wiederum andere nach dem erfolgreichen Besuch Münchener Gymnasien ihr Theologiestudium an der Universität München aufnahmen und dabei im Georgianum – einer traditionsreichen Stiftung für den Klerikernachwuchs unter staatlicher Aufsicht – wohnten. Auch der Beginn des Studiums an einer auswärtigen Universität oder kirchlichen Hochschule oder der Wechsel von einer kirchlichen Hochschule an die staatliche Universität – an der ein qualitätsvolleres Studium möglich war – während des Studiums kam in der Praxis vor (Interviews 13 und 14), wenngleich er stets die Ausnahme blieb. Insgesamt zeigte sich, dass auch bereits in der Zeit vor den Reformen des Zweiten Vatikanischen Konzils viele Wege zum Priestertum führen konnten, wenngleich – anders als heute – die Mehrzahl die von diözesaner Seite sehr ausgeprägt strukturierte Regellaufbahn absolvierte.

Unabhängig vom Studienort und der Studienlaufbahn absolvierten jedoch nach Abschluss der Studien alle Kandidaten den so genannten Weihekurs im Priesterseminar. Dieser Kurs diente der abschließenden Vorbereitung auf die Priesterweihe, die stets im Freisinger Dom stattfand. Vor allem dieses sehr intensive letzte Jahr der Priesterausbildung stiftete einen engen sozialen Zusammenhalt unter den 35 bis 50 Kursteilnehmern eines Jahrganges, der oft bis ins hohe Alter hinein Bestand hatte. Noch zum Zeitpunkt der Interviews unterhielt die Mehrzahl der Befragten Kontakte zu ihren noch lebenden Kurskollegen.

19 Ein Befragter berichtete, dass im häuslichen Umfeld während der Schul- und Seminarzeit in Bezug auf eine Mädchenbekanntschaft der Satz fiel: „Um Gottes Willen, der wird doch nicht noch abgefangen werden.“ Dies lässt familiäre Bedenken erkennen, der Kandidat könnte vom bereits eingeschlagenen Weg zum Priestertum abkommen (Interview 13).

20 Vgl. auch EAM, Nachlass Faulhaber 5752, Ordinariat München an Staatsministerium für Unterricht und Kultus vom 22.1.1934. Für einen sehr kleinen Teil der zukünftigen Priester kam alternativ zur Philosophisch-theologischen Hochschule ein universitäres Studium, zumeist an der Universität München oder gar in Rom an der päpstlichen Universität Gregoriana in Betracht. Von den Befragten Priestern hatte jedoch keiner ein Studium in Rom absolviert.

Wenig greifbar anhand der schriftlichen Quellen ist der konkrete Alltag im Freisinger Priesterseminar und im Vergleich hierzu am Georgianum in München, doch anhand der Erinnerungen der ehemaligen Absolventen gewinnt das Bild der Priesterausbildung deutlicher an Konturen²¹. Herrschte an dem unter staatlicher Aufsicht stehenden Georgianum, in dem die an der Münchener Universität studierenden Kandidaten lebten, eine von allen hierüber Befragten betonte große Freiheit und Selbstverantwortung, war das Leben im unter bischöflicher Aufsicht stehenden Freisinger Klerikalseminar demgegenüber von starker Reglementierung und Enge geprägt: Wie bereits im Knabenseminar regelte auch im Klerikalseminar ein äußerst straffer Zeitplan sowohl die Studien- als auch die Freizeit: Gemeinsame Gottesdienste, gemeinsame Essenszeiten, feste Unterrichtszeiten und fest zugewiesene Stunden für das Eigenstudium bis hin zur vorschriftsmäßigen Freizeitgestaltung – etwa der Ausgang mindestens in Dreiergruppen, um so genannte Separatfreundschaften zu unterbinden – waren die Konstanten im Leben auf dem Freisinger Domberg (vgl. etwa Interviews 2, 13 und 14).

Auch das Studium an der Freisinger Hochschule war nach einem straffen Stundenplan mit einem festgelegten Fächerkanon organisiert, der allerdings breiter als beim heutigen Theologiestudium angelegt war: Neben den theologischen Disziplinen standen Philosophie und Pädagogik sowie Musik, Geschichte und Kunstgeschichte auf dem Stundenplan, daneben etwa aber auch Biologie und Chemie. Für die letzten beiden Fächer kamen eigens Professoren von der benachbarten Hochschule in Weihenstephan (Interview 12 und 13). Bei den Studierenden an der Universität München wurde hingegen nicht einmal kontrolliert, ob der einzelne tatsächlich in die Vorlesungen ging und was er dort hörte. In einem sicher singulären Extremfall führte diese Freiheit dazu, dass ein – gewiss hoch begabter – Student berichtete, er hätte so gut wie überhaupt keine theologischen Vorlesungen besucht, da er sich das dort im Wesentlichen referierte Handbuch-Wissen rascher und systematischer im Eigenstudium aneignen konnte. Die dadurch gewonnene Zeit investierte er stattdessen in Vorlesungen und Seminare in den für einen Theologen eher untypischen Fächern Mathematik, theoretische Physik und Japanologie (Interview 14).

Im Gegensatz zu den oft detailreichen Informationen über den Studienalltag der angehenden Theologen blieb der Einblick in das Freizeitverhalten der damaligen Studenten (und Priester) – sofern die entsprechenden Fragen überhaupt beantwortet wurden – in den meisten Fällen sehr vage: Lesen, Musizieren, Radfahren, Bergsteigen lauteten zumeist die Antworten; was sie jedoch konkret gelesen hatten, war kaum einem der Befragten mehr erinnerlich (Interview 1, 3, 7, 8, 13, 18 und 19).

Den wenigsten der Befragten waren überraschenderweise auch noch die Namen der für sie bestimmenden Theologen ihrer Zeit erinnerlich. Wenn überhaupt war Romano Guardini (1885-1968) „der große Mann“ (Interview 8, ähnlich auch Interview 7). Im Wesentlichen äußerten sich nur zwei der Befragten (Interview 13, 14) ausführlich zu diesem Thema, wobei vor allem der Münchener Moraltheologe Theodor Steinbüchl (1888-1949), sowie die beiden Dogmatiker Martin Grabmann (1875-1949) und Michael Schmaus (1897-1993) als die prägenden Gestalten für die angehenden Theologen genannt wurden.

21 Die sehr detaillierten Ergebnisse werden hierbei weitgehend summarisch referiert.

Rückblickend beurteilten alle Befragten ihre Ausbildungszeit grundsätzlich positiv. Die aus heutiger Perspektive bedrückend erscheinende permanente physische Nähe und das Fehlen jeglicher Privatsphäre in den Seminaren – eine prägende Erfahrung der befragten Theologengeneration – wurde nicht negativ wahrgenommen, sie habe vielmehr dazu beigetragen, dass sich „hier ein Gemeinschaftsgeist eines Kurses entwickelt, der später sehr wichtig war“ (Interview 14) und so heute nicht mehr existiere.

2.3 Kirchliche Oberbehörde und Nationalsozialismus

Die Befragten empfingen die Priesterweihe – mit einer Ausnahme (Interview 10) – von Kardinal Faulhaber. Ihre Erinnerungen an den Münchener Erzbischof, der besonders wegen seines Verhaltens in der NS-Zeit polarisiert, könnten auch in seinem Klerus kaum unterschiedlicher ausfallen. Einer fast uneingeschränkten Verehrung, bei der seiner Person geradezu mystifizierende Züge zugeschrieben werden (Interview 13, 19 und 20) und die sich in einem Fall – was immer damit gemeint sein mag – auf persönliche „Faulhaber-Erlebnis[se] erster Ordnung“ (Interview 20) stützt, steht auch eine tief reichende Ablehnung gegenüber: „Der Mann hat uns völlig alleine gelassen als Kapläne in der schwierigen Auseinandersetzung in den Schulen und in den Predigten. Es ist uns niemals geholfen worden in der Nazizeit, nie! ... Das waren keine Bischöfe für uns“ lautet ein besonders harsches Urteil (Interview 14). Besonders bei den sich diametral entgegenstehenden politischen Beurteilungen der Person Faulhabers muss aber offen bleiben, inwieweit sie sich bereits auf zeitgenössische Erfahrungen beziehen oder ob sie sich nicht vielmehr erst in der Retrospektive der letzten Jahrzehnte, in welcher die Rolle des Kardinals während der NS-Zeit immer wieder kontrovers diskutiert wurde, gebildet haben (zur Diskussion um Faulhaber vgl. Ziegler 2002).

Innerhalb dieser beiden Extreme urteilten die übrigen Befragten zwar weniger hart über Faulhaber, seine unnahbare, autoritäre Art gegenüber dem Klerus²² erschwerte ihnen jedoch sichtlich die persönliche positive Wertschätzung. Die jungen Priester lernten den Kardinal im Wesentlichen nur bei öffentlichen Auftritten kennen, persönliche Kontakte hatten die wenigsten. Entsprechend dürftig²³ fallen auch die meisten Urteile über ihn aus: „Er war gerecht“ (Interview 18), „er war ein Kämpfer, aber natürlich ein Kirchenfürst“ (Interview 8), „er war, kann man sagen, allgemein schon beliebt ... alle haben ihn geachtet“ (Interview 1), „Faulhaber konnte unglaublich gut sein und Menschen helfen noch und noch. Und auf der anderen Seite war er so autoritär ...“ (Interview 10).

Ebenso gespalten war das Urteil der Befragten über die übrige Diözesanverwaltung, d.h. vor allem über die einzelnen Mitglieder des Domkapitels. Distanz und Autorität scheinen insgesamt den Umgang der kirchlichen Oberbehörde mit dem Seelsorgeklerus der Zeit und umgekehrt das Verhältnis des Seelsorgeklerus zu ihrer Obrigkeit gekennzeichnet zu haben; in dieses Bild passt auch, dass die Befragten entweder betonten, nicht viel Kontakt zu einzelnen Repräsentanten der Diözesanleitung

22 Ein Priester erinnerte sich, dass er als junger Kaplan nach einer Firmung Faulhaber ein Stück des Wegs zu begleiten hatte; während der ganzen Viertelstunde sei dabei kein einziges Wort gefallen (Interview 12).

23 Drei Priester äußerten – trotz entsprechender Fragen – bezeichnenderweise überhaupt kein näheres Urteil über Faulhaber (Interview 3, 5 und 7).

gehabt zu haben (Interview 18) oder überhaupt keine persönliche Einschätzung einzelner Personen, etwa des Generalvikars, geben zu können (Interviews 1, 3, 5, 8, 10, 13, 17, 19 und 20). Die große Disparität der Urteile über Faulhaber und die Diözesanleitung und deren Haltung im Nationalsozialismus zeigt eindringlich, dass Kritik an der Haltung der katholischen Kirche in der NS-Zeit kein Phänomen der nachgeborenen Generationen oder der Kirche ferne stehenden Personenkreise ist. Sie zeigt aber auch, dass oft schon ein marginaler persönlicher Eindruck, der sich in aller Regel in wenigen Begegnungen verdichtete, genügte, um lebenslange Bewunderung oder Abneigung zu begründen.

Die Wahrnehmung der nationalsozialistischen Zeit ist bei den Befragten bis heute geprägt von einer klaren Grenzziehung zwischen der Kirche als NS-Gegner per definitionem und den Funktionsträgern der Partei, wie etwa Ortsgruppen- und Kreisleitern. Die Bevölkerung steht in dieser Wahrnehmung als weitgehend unbeteiligte Masse dazwischen. Die Fälle, die diesem Schema entgegenlaufen, werden unter der Rubrik „also so was hat es auch gegeben“, also als Ausnahmesituationen eingestuft (vgl. etwa Interview 14). Zu den Beispielen für die Verstrickung von Kirchenangehörigen in den NS-Staat, die von den Befragten angeführt wurden, zählt hierbei vor allem die oben erwähnte Denunziation des Präfekten Albert Hartl in Freising, die zur Verhaftung von Seminardirektor Josef Roßberger führte. Nationalsozialisten, die mit der Kirche zusammen arbeiteten, fallen ebenso aus diesem Rahmen, waren offenbar aber nicht so selten, da fast jeder der Befragten diesbezüglich Geschichten erzählen konnte: So traf etwa ein Kaplan auf „einen passablen Ortsgruppenleiter“, der ihm Bezugsscheine für bedürftige Pfarrangehörige ebenso vermittelte wie ein neues Kreuz, nachdem der Pfarrhof abgebrannt war (Interview 14, vgl. auch Interview 3). Auch der Fall eines Befragten, der als Theologiestudent seinen Arbeitsdienst ableistete und von seinem Arbeitgeber ein gutes Arbeitszeugnis erzwang, indem er drohte, diesen wegen regimekritischer Äußerungen bei Parteistellen zu denunzieren (Interview 17), weist auf eine tatsächlich generell komplexere Gemengelage zwischen allen Beteiligten hin, die in ihrer Komplexität von den Befragten aber kaum reflektiert wurde. Eine Ausnahme stellt hier ein Interviewpartner dar, der eine „Verfälschung“ zwischen staatlichen und kirchlichen Stellen zu erkennen glaubte und diesbezüglich bemerkte: „also, das ist nicht so eindeutig zu sagen, wie die Lage war“ (Interview 10).

In der eigenen Haltung gegenüber dem Nationalsozialismus sahen die Befragten sich rückblickend im Wesentlichen bestätigt, wenngleich auch immer wieder betont wurde, dass man sich durch die Zeit lavieren musste, so gut es eben ging, und dabei auch Kompromisse schloss.²⁴ Das priesterliche Selbstverständnis verlangte jedoch ein eindeutiges Bekenntnis. Widersprüche traten folglich vor allem dort auf, wo Priestertum und Politik unmittelbar miteinander kollidierten: „Man muss nicht alles sagen, was man sich denkt, aber man muss, wenn es darauf ankommt, wo es eine Verleugnung des Berufes oder des Glaubens ist, [...] Farbe bekennen.“ (Interview 13) Ein festes Bekenntnis zu Glaube und Kirche muss allen Interviewten allein schon aufgrund der Tatsache zugestanden werden, dass sie sich während des NS-Regimes für das Priestertum entschieden haben und auch während der Zeit beim Reichsarbeitsdienst und der Wehrmacht, zu der viele einberufen wurden, ihrer Entscheidung treu geblieben sind. Bei aller Glaubenstreue wird aber zugleich überraschenderweise das

24 „Bis zum Schluß hat man ja aushalten müssen“ (Interview 8); vgl. auch Interviews 1, 5, 7, 12.

Verhalten mancher Kleriker in der NS-Zeit auch als falscher Bekennermut kritisch betrachtet: „Man muss manches Mal reden, aber ich sage auch ganz ehrlich: Nicht alle [Priester; d. Verf.], die ins KZ gekommen sind, sind überzeugte Nazigeegner, manche waren auch einfach blöd. Ich muss wissen, wann ich was sagen kann und wann nicht oder wem gegenüber.“ (Interview 13)

In den Predigten versuchte man zwar, gegen das Regime Stellung zu beziehen, allerdings mehr indirekt – dies auch auf ausdrückliche Weisung des Ordinariats hin: Während der Sittlichkeitsprozesse 1936²⁵ etwa, „da hat also einer von diesen unseren Ausbildern gesagt: ‚Wenn Sie darüber predigen wollen, dann predigen Sie über die ungerechte Verurteilung Christi. Die Leute verstehen genau, wen Sie meinen!‘“ (Interview 7, vgl. auch Interviews 12 und 14)

Insgesamt betrachtet scheint eine grundsätzliche zeitgenössische Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus jedoch an der fehlenden Auseinandersetzung mit der Umwelt allgemein und der politischen Welt im speziellen gescheitert zu sein. Die Seminaristen haben sich eigenen Angaben zufolge über das politische Zeitgeschehen „schon Gedanken gemacht, aber wir haben viel zu wenig Zeitungen gehabt. Den ‚Völkischen Beobachter‘ hat es weder im Knabenseminar noch im Priesterseminar gegeben. Im Priesterseminar hat es täglich Zeitungen gegeben, aber die sind schon ein bisschen bereinigt worden, wenn ich das so sagen darf.“ (Interview 13) Auch später außerhalb des Seminars „hat die Politik keine Rolle gespielt“ (Interview 14)²⁶. Auseinandersetzungen mit der nationalsozialistischen Ideologie fanden somit – wenn überhaupt²⁷ – weniger auf der grundsätzlichen, ideologischen, sondern in erster Linie auf der persönlichen Ebene, im Verhältnis zwischen Priestern und NS-Anhängern statt²⁸.

Bei der Beurteilung des persönlichen Lebensentwurfs kamen trotz oft schwieriger Erfahrungen nie Selbstzweifel zum Ausdruck: „Der Höhepunkt [des Lebens] war die Priesterweihe“ (Interview 10) – eine Aussage, die wohl jeder der Befragten unterschrieben hätte.

3. Zwischenbilanz des Projekts

Insgesamt wurde durch das Oral-History-Projekt mit den katholischen Klerikern deutlich, dass trotz der straff reglementierten Ausbildung, der autoritären, streng hierarchischen Führung und dem allen gemeinsamen, um den katholischen Glauben zentrierten Bündel von Werten und Konventionen kein völlig homogener Klerus entstand, sondern eine Priesterschaft, die sich gerade im Hinblick auf ihre intellektuel-

25 Bei den Sittlichkeitsprozessen handelte es sich um eine verstärkt 1936/37 einsetzende Welle von Prozessen gegen katholische Ordensangehörige und Priester, die überwiegend homosexueller Handlungen gemäß § 175 Strafgesetzbuch angeklagt waren. Die Prozesse wurden von der nationalsozialistischen Presse für eine antikirchliche Kampagne ausgeschlachtet, vgl. Hockerts 1971.

26 Ein Priester jedoch musste immerhin versetzt werden, nachdem er an der Schule, wo er Religionsunterricht erteilte, „zu viel gesagt hatte“, vgl. Interview 18.

27 Die meisten bekannten, keine größeren Schwierigkeiten mit dem NS-Staat gehabt zu haben, weswegen sie auf die Befragung zunächst auch mit Erstaunen reagierten. Dabei ist zu berücksichtigen, dass aufgrund ihrer Jugend die wenigsten bereits entscheidende Positionen erlangt hatte, viele sogar noch studierten.

28 Ein Priester berichtete etwa von Streitigkeiten mit Nationalsozialisten sowie erfahrenen Beleidigungen, vgl. Interview 14.

le Prägung durchaus differenziert und vielfältig darstellte.²⁹ Dieses Bild wird bestätigt, zieht man andere Quellengattungen zur Sozialgeschichte des Klerus heran. Seien es Lebenserinnerungen³⁰, die in den Personalakten erhaltenen Beurteilungen der seelsorglichen Qualifikation und des sozialen Verhaltens der Einzelnen durch die Dekane oder die im Hinblick auf eine denkbare quantitative Kategorisierung des Klerus in verschiedene „Priester-Typen“ methodisch ergiebigeren Berichtsquellen. Hier wären etwa die von den Priestern im Jahre 1945 verfassten so genannten Kriegs- und Einmarschberichte³¹ oder ihre jährlichen Seelsorgeberichte³² an die oberhirtliche Stelle zu nennen. Auch in diesen Quellen wird eine durchaus ausgeprägte Binnendifferenzierung des Klerus deutlich. Dabei muss beim momentanen Stand der zeitgeschichtlichen Klerusforschung noch offen bleiben, inwieweit aus der noch zu leistenden Zusammenschau dieser höchst unterschiedlichen Arten von Quellen eine systematische Typisierung des Klerus erarbeitet werden kann oder ob sich ein solcher Weg möglicherweise als Sackgasse erweisen wird.

Insofern kollektivbiographische Untersuchungen zum katholischen Klerus der jüngeren historischen Epochen weitgehend ein Forschungsdesiderat darstellen³³, die Personalakten der Geistlichen aufgrund archivischer Sperrfristen³⁴ oder sonstiger Restriktionen³⁵ der Forschung vielfach nicht zur Verfügung stehen und in der Regel auch ergänzungsbedürftig sind, wären Vergleiche mit ähnlichen systematischen Interview-Projekten aus anderen Diözesen für die künftige Forschung sicherlich von Interesse. Jedoch sind solche nach Wissen der Verfasser bislang nicht durchgeführt worden und aufgrund der Tatsache, dass die entsprechende Priestergeneration 60 Jahre

29 Dabei konnten manche Fragen hier nicht im Detail angesprochen werden: Ausgespart blieb etwa der Einsatz der Priesteramtskandidaten im Reichsarbeitsdienst – fast alle Befragten waren hierzu herangezogen worden – oder Erfahrungen als Sanitäter oder Feldgeistliche im Zweiten Weltkrieg.

30 Vgl. Anm. 13.

31 Kurz nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges war von jedem Seelsorgegeistlichen der Erzdiözese München und Freising auf Veranlassung der Oberbehörde ein Bericht über das Kriegsende 1945 und die Vorgänge beim Einmarsch der amerikanischen Truppen zu fertigen. Die nahezu komplett erhaltene und inzwischen auch edierte Berichtsserie stellt eine einzigartige Quelle nicht nur für die konkreten Vorgänge in nachrichtenarmer Zeit dar, sondern wirft auch ein helles Licht auf die Mentalität der Bericht erstattenden Geistlichen in dieser schwierigen Umbruchszeit zwischen Diktatur und Demokratie; vgl. hierzu Forstner 2005.

32 Hierbei handelt es sich um jährlich zu verfassende Berichte einer jeden selbständigen Seelsorgestelle über die quantitative und qualitative Entwicklung des kirchlichen Lebens vor Ort. Besonders der qualitative Teil ist auch im Hinblick auf die Berichterstatter von Interesse. Für das Untersuchungsgebiet (Erzdiözese München und Freising) und den Untersuchungszeitraum (NS-Zeit) liegen diese Berichte jedoch nur für die letzten Kriegsjahre in einer geschlossenen Serie vor, ältere Exemplare haben sich aufgrund von Kriegseinwirkung nur vereinzelt erhalten (vgl. AEM Seelsorgeberichte).

33 Mit deutlichem Akzent auf der Frage nach dem politischen Verhalten der Geistlichen liegt nun für das Bistum Berlin vor Spicer 2004. Mit Fokussierung auf Herkunft und Ausbildungsgang vom Ende des 18. bis Mitte des 20. Jahrhunderts Schulte-Umberg 1999. Bereits zu den Klassikern der kollektivbiographischen Klerusforschung zählt Götz von Olenhusen 1994. Einen ersten allgemeinen Überblick über historische Entwicklung, Sozialstruktur und Alltagskultur des Klerus bietet Gatz 1995.

34 Vgl. Anordnung über die Sicherung und Nutzung der Archive der Katholischen Kirche (wie Anm. 7), hier § 8.

35 Das Archiv der Erzdiözese Freiburg etwa legt aufgrund einer internen Anordnung überhaupt keine Personalakten von Geistlichen – gleichgültig welcher Jahrhunderte – für Zwecke der wissenschaftlichen Forschung vor.

nach Ende des Zweiten Weltkriegs schon sehr stark ausgedünnt ist, auch kaum noch zu erwarten.

Ein überraschender Befund wird den weiteren Umgang mit dem Forschungsprojekt prägen: Nach den bisherigen Ergebnissen erscheint es so, als ob eher der allgemeine gesellschaftliche Wandel der 1960er Jahre und der damit einhergehende kirchliche Wandel, der in den Reformen des Zweiten Vatikanischen Konzils seinen Ausdruck fand, in der Wahrnehmung der Mehrzahl der Befragten den eigentlichen entscheidenden Wendepunkt des von ihnen selbst erlebten Abschnittes von Kirchen- und Weltgeschichte markiert – nicht etwa die nationalsozialistische Zeit. Der „Abschied vom Milieu“ (vgl. Damberg 1997) als Wandel, der oftmals einem Verlust der althergebrachten, festen gesellschaftlichen Position der Kirche gleichkam, wirkte dabei so tiefgreifend, dass er die eigenen positiven Erfahrungen mit den Wurzeln des Konzils – fast alle Geistlichen brachten ihre Berufung mit Erfahrungen in der katholischen Jugendbewegung oder in der liturgischen Bewegung in Verbindung – überlagerte. Zwar begrüßte die große Mehrheit einhellig die Reformen des Zweiten Vatikanischen Konzils und betrachtete die vorkonziliare neuscholastische Theologie und eine damit einhergehende „unterentwickelte Exegese“ (Interview 14) überwiegend negativ. Zugleich distanzierte man sich aber häufig von den jüngeren Priestergenerationen und ihrer – als mangelhaft empfundenen – theologischen Ausbildung und weltanschaulichen Prägung. Bemerkenswert ist an diesen an sich nicht sonderlich überraschenden Generationenkonflikten auch innerhalb des Priesterstandes vor allem der Umstand, dass sich für viele mit den 1960er Jahren zwar kein persönlicher lebensgeschichtlicher Einschnitt verband, der gesellschaftliche und kirchliche Wandel dieser Zeit von der Mehrzahl der Befragten aber offenbar als so stark empfunden wurde, dass er zum eigentlichen Wendepunkt der lebensweltlichen Erfahrung im Sinne der persönlichen Gliederung des miterlebten Stückes Weltgeschichte in ein „davor“ und ein „danach“ geworden zu sein scheint. Dies mag aber auch damit zusammenhängen, dass die Folgen dieses Veränderungsprozesses immer noch andauern, wohingegen der Nationalsozialismus zwar einen Lebensabschnitt markierte, jedoch keine dauerhaften Folgen im Leben der Befragten zeitigte.³⁶

Es ist auch deshalb beabsichtigt, das Projekt, dessen interessantesten Ergebnisse vor allem im Bereich der Alltags-, Mentalitäts- und Kulturgeschichte des Klerus zu finden sind, mit einer weiteren Serie von Interviews mit derjenigen Priestergeneration fortzusetzen, die ihre Prägung in der gesellschaftlichen und innerkirchlichen Umbruchzeit der 1960er Jahre bzw. des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962-1965) erfuhr. Wird der bisherige intragenerationelle Ansatz so um eine intergenerationelle Perspektive erweitert, werden dadurch auch längerfristige sozial- und kulturgeschichtliche Entwicklungen innerhalb des katholischen Priesterstandes greifbar werden.

LITERATUR

Bleistein, Roman 1996: „Überläufer im Sold der Reichsfeinde.“ Joseph Roth und Albert Hartl, Priesterkarrieren im Dritten Reich, in: Beiträge zur altbayerischen Kirchengeschichte 42, 71-111.

³⁶ Nur am Rande sei erwähnt, dass auch die Kirchengeschichtsschreibung in Überblicksdarstellungen vielfach eher das Ende des Zweiten Vatikanischen Konzils (1965) als Einschnitt heranzieht, denn das Jahr des Kriegsendes 1945, vgl. etwa Brandmüller 1991.

- Blimlinger, Eva und Angelika Ertl 1996: Lebensgeschichten. Biographiearbeit mit alten Menschen, 2. Aufl., Hannover.
- Brandmüller, Walter (Hg.) 1991: Handbuch der bayerischen Kirchengeschichte, Band 3: Vom Reichsdeputationshauptschluß bis zum II. Vatikanischen Konzil, St. Ottilien.
- Damberg, Wilhelm 1997: Abschied vom Milieu? Katholizismus im Bistum Münster und in den Niederlanden 1945-1980 (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B, Bd. 79), Paderborn.
- Dierker, Stefan 2002: Himmlers Glaubenskrieger. Der Sicherheitsdienst der SS und seine Religionspolitik (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B, Bd. 92), Paderborn.
- Faulhaber-Katalog 2002: Kardinal Michael von Faulhaber 1869-1952. Eine Ausstellung des Archivs des Erzbistums München und Freising, des Bayerischen Hauptstaatsarchivs und des Stadtarchivs München zum 50. Todestag (Ausstellungskataloge der Staatlichen Archive Bayerns Nr. 44), München.
- Forstner, Thomas 2005: Zur Entstehung und Einordnung der Berichte katholischer Geistlicher über das Kriegsende 1945 und den Einmarsch der Amerikaner, in: Peter Pfister (Hg.), Das Ende des Zweiten Weltkrieges im Erzbistum München und Freising. Die Kriegs- und Einmarschberichte im Archiv des Erzbistums München und Freising (Schriften des Archivs des Erzbistums München und Freising 8), Regensburg, 105-139.
- Frei, Friedrich 1984: Nationalsozialistische Verfolgungen katholischer Geistlicher im Erzbistums München und Freising, in: Georg Schwaiger (Hg.), Das Erzbistum München und Freising in der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft, 2 Bde., München, Bd. I, 402-488.
- Gatz, Erwin (Hg.) 1995: Geschichte des kirchlichen Lebens in den deutschsprachigen Ländern seit dem Ende des 18. Jahrhunderts: Bd. IV: Der Diözesanklerus, Freiburg.
- Götz von Olenhusen, Irmtraud 1994: Klerus und abweichendes Verhalten. Zur Sozialgeschichte katholischer Priester im 19. Jahrhundert: Die Erzdiözese Freiburg (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 106), Göttingen.
- von Hehl, Ulrich und Christoph Kösters (Bearb.) 1998: Priester unter Hitlers Terror. Eine biographische und statistische Erhebung (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe A, Bd. 37), 4. wesentlich veränderte und erweiterte Auflage, Paderborn.
- Heinrich, Franz 1968: Die Bünde katholischer Jugendbewegung. Ihre Bedeutung für die liturgische und eucharistische Erneuerung, München.
- Hockerts, Hans-Günther 1971: Die Sittlichkeitsprozesse gegen katholische Ordensangehörige und Priester 1936/37 (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B, Bd. 6), Mainz.
- Huber, Erhard 1990: Erinnerungen, Dieterszell (Oberbayern).
- Kirchliches Handbuch 1962, Franz Groner (Hg.): Kirchliches Handbuch. Amtliches statistisches Jahrbuch der katholischen Kirche Deutschlands, Band XXV (1957-1961), Köln.
- Jarausch, Konrad H. 2002: Zeitgeschichte und Erinnerung. Deutungskonkurrenz oder Interdependenz? In: Ders. und Martin Sabrow (Hg.), Verletztes Gedächtnis. Erinnerungskultur und Zeitgeschichte im Konflikt, Frankfurt, 9-37.
- Läpple, Alfred 2000: Sinfonie des Lebens. 1915-2000, München.
- Maas-Ewerd, Theodor 1981: Die Krise der liturgischen Bewegung in Deutschland und Österreich. Zu den Auseinandersetzungen um die „liturgische Frage“ in den Jahren 1939 bis 1944 (Studien zur Pastoralliturgie 3), Regensburg.
- Merbeck, Marianne 1991: Ich bin doch nichts Besonderes. Aachener Frauen erzählen Geschichte, Aachen.
- Osborn, Caroline 1997: Erinnern. Eine Anleitung zur Biographiearbeit mit alten Menschen, Freiburg i. Brsg.
- Ratzinger, Joseph 1998: Aus meinem Leben. Erinnerungen (1927-1977), München.

- Rosenberg, Rainer, Inge Münz-Koenen und Petra Boden 2000: *Der Geist der Unruhe*. 1968 im Vergleich: Wissenschaft – Literatur – Medien, Berlin.
- Rosenthal, Gabriele 1988: *Geschichte in der Lebensgeschichte*, in: BIOS 1, 3-15.
- Schauer, Johann Baptist 1936: *Der Seelsorgeklerus der Erzdiözese München-Freising in seiner zahlenmäßigen Ergänzung und Entwicklung 1821-1935*, in: *Erntegarten* (Festschrift Faulhaber), München, 1-13.
- Schematismus 1939: *Schematismus der Geistlichkeit des Erzbistums München und Freising für das Jahr 1939*, München.
- Schlegelmilch, Cordelia 1994: *Generationen im Gespräch*, Frankfurt.
- Schulte-Umberg, Thomas 1999: *Profession und Charisma. Herkunft und Ausbildung des Klerus im Bistum Münster 1776-1940* (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B, Bd. 85), Paderborn.
- Spicer, Kevin 2004: *Resisting the Third Reich. The Catholic Clergy in Hitler's Berlin*, Illinois.
- Urzinger, Georg 2003: *Kindheitserinnerungen*, Anzing (Oberbayern).
- Ziegler, Walter 2002: *Kardinal Faulhaber im Meinungsstreit. Vorwürfe, Kritik, Verehrung, Bewunderung*, in: *Faulhaber-Katalog 2002*, 64-93.

Östliche Empirie mit westlichen Methoden

Bericht zur Tagung: Oral History und (post)sozialistische Gesellschaften

Tagungshaus Wiesneck bei Freiburg, 3.-5.11.2005

Nachdem die Oral History die schwersten Gefechte um Anerkennung in Westeuropa inzwischen hinter sich gebracht hat, etabliert sie sich in den letzten Jahren konzeptionell als eigenständiger Teilbereich der Historiographie auch in Osteuropa. Das belegten die zahlreichen Teilnehmer aus Staaten des ehemaligen sowjetischen Herrschaftsbereichs, die methodisch und empirisch eine Menge verschiedener Ansätze und Forschungsfelder bearbeiten. Die von der ZEIT-Stiftung und der Fritz-Thyssen-Stiftung für Forschungsförderung großzügig unterstützte, international besetzte, von Julia Obertreis (Historisches Seminar der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Lehrstuhl für Neuere und Osteuropäische Geschichte) und Anke Stephan (Abteilung für Ost- und Südosteuropäische Geschichte der Universität München) umsichtig und engagiert veranstaltete Tagung brachte neben in ihrem Feld etablierten Wissenschaftler/innen aus der Geschichtswissenschaft, Ethnologie, Soziologie und Anthropologie viele Promovierende und gerade Promovierte zusammen, mit der in diesem Zweig der Forschung üblichen, deutlichen weiblichen Mehrheit der Fachvertreter/innen. Mit einigen einleitenden Bemerkungen umriss Anke Stephan (München) das zu beackern- de Feld der dreitägigen Zusammenkunft:

- Das Gegen- und Nebeneinander verschiedener Gedächtnisse in ihren nach Geschlecht, Generation und Sozialstatus spezifischen Erinnerungen aufzuspüren,
- Kontinuitäten und Brüchen in den Biographien ausgewählter Bevölkerungs- oder Statusgruppen, insbesondere von Tätern und Opfern, im Wechsel der Systeme nachzugehen sowie
- individuelle Aneignungen staatlicher und institutioneller Verarbeitungsangebote der Vergangenheit auszumachen.

In seinem Eröffnungsvortrag präsentierte Alexander von Plato (Lüdenscheid) empirisch und methodisch existierende Vorarbeiten und stellte notwendige zukünftige Ausrichtungen einer zur Erfahrungsgeschichte erweiterten Oral History heraus. Neben den äußerlich feststellbaren Brüchen in Systemen wie Lebensverläufen gelte es, die – erst aus der gesamten Lebensgeschichte zu erschließenden – „Veränderungen in den Haltungen und Orientierungen“ aufzuspüren. Die biographische Entwicklung verlaufe dabei nie exakt gleichzeitig mit der politisch-gesellschaftlichen. Methodisch bezieht die Erfahrungsgeschichte ihre Stärke besonders aus dem Vergleich – nach Geschlecht, Status und Alter verschiedener Befragtengruppen, durch Heranziehen anderer Quellengattungen und länderübergreifenden Untersuchungen.

Sektion I: Systemwechsel, Identitätskonstruktionen und aktuelle Debatten um die Vergangenheit

Dieses Panel markierte den Einstieg in die Untersuchung der Wechselwirkungen von Systemwandlungen und deren biographischen Verarbeitungen. Die Spannung zwischen individueller und kollektiver Erinnerung betonte Kobi Kabalek (Berlin) in seinem Beitrag. Mit Bezug auf Ginzburgs mikrogeschichtliches Konzept der 'Spurensuche' zeigte er in den Aneignungen der NS-Vergangenheit auf, wie ostdeutsche Jugendliche sich persönlich textuelle und filmische Quellen erschließen. Die Stärke des mikrogeschichtlichen Blicks ist leider insofern ambivalent, als die fein herauspräpa-

rierte Anatomie der Beziehung von individuellen Erinnerungen und einzelnen Quellen methodisch in der Luft hängen zu bleiben droht, weil eine makrogeschichtliche Einordnung sehr schwer fällt.

Die Auswirkungen der innerdeutschen Systemtransformation 1989/90 anhand der Lebensläufe älterer Menschen in Leipzig stellte Christien Muuse (Amsterdam) dar. Die Wende erscheint in vielen dieser Lebensläufe als Lücke, die mit einer nostalgisch grundierten Vergangenheitsbetrachtung überbrückt wird. Der Topos der „(Un-)Gerechtigkeit“ dient als normativer Bezugsrahmen, innerhalb dessen biographische Erzählungen entwickelt werden. Die Beziehungen zwischen Individuen und Narrativen werden auffallend oft in einem kontrastierenden Verständnis von „hier“ (Osten) und „dort“ (Westen) verräumlicht hergestellt. Sidonia Grama (Cluj) analysierte die gegenwärtigen Deutungskämpfe um die gewaltsamen Auseinandersetzungen in Timisoara/Rumänien während des Zusammenbruchs des Kommunismus, in denen sich bis heute die politische Grundierung der verschiedenen Stränge der Erinnerung zeigt. Maïke Wulf (London) stellte in ihrem Vortrag die Auswirkungen von Fremdherrschaft auf kollektive Identitäten am Beispiel estnischer Historiker heraus, wobei sie die Relevanz sozialer und generationeller Widersprüche unterhalb der vereinfachenden Gegenüberstellung eines sowjetrussischen und eines estnischen Gedächtnisses betonte.

Ulrike Jureit (Hamburg) äußerte in ihrem Kommentar Skepsis an der „Gegenwartsfähigkeit“ der Oral History. Sie postulierte einen zeitlichen „Mindestabstand“ zwischen Ereignissen und einer historiographisch sinnvoll zu analysierenden biographischen Verarbeitung. Zugleich forderte sie analytische Trennschärfe ein, wo die Beschreibung kollektiver Identitäten und der sozialen Verfasstheit individueller Erinnerungen allzu fließend ineinander übergehen. Als Deutungsansatz für Interviews verwies sie auf eine Lesart als „aktuelle Version von Erfahrungsschichtung“, während sie dem kollektiven Gedächtnis den Platz eines „gegenwartsbezogenen, öffentlichen Gemeinschaftserlebnisses“ zuwies. In der Diskussion wurde der Interpretationsspielraum von Interviews näher ausgelotet. Das „signifikante Misslingen“ in der biographischen Selbstpräsentation kann dabei wichtigere Hinweise als eine „gelungene“ Erzählung liefern. Gleichzeitig ist in biographischen Erzählungen häufig ein Gerüst festzustellen, das jenseits aller Aktualisierungen und situativen Elemente die narrative Darstellung strukturiert. Dabei muss aber auch der starke Einfluss äußerer Institutionen auf individuelle Erinnerungen in den Blick genommen werden.

Sektion II: Das Erbe der Emanzipation „von oben“: Weibliche Erfahrungen und Geschlechterrollen im Sozialismus und Postsozialismus

In der zweiten Sektion stand der geschlechterspezifische Zuschnitt der Vorträge im Mittelpunkt. Anna Tichomirova (Bielefeld/Berlin) untersuchte den Modekonsum sowjetischer Mittelschichtfrauen in der sowjetrussischen Provinz, für die das Zentrum Moskau gleichzeitig Referenzpunkt und einen Gegenstand negativer Abgrenzung darstellte. Kleidung wurde zum Zeichen räumlicher Distinktion, wobei sich vor allem in der Breshnev-Ära eine Konsumentenidentität in der Provinz herausbildete, die das Zentrum als Distinktions-Reservoir nutzte, aus dem „feine Unterschiede“ an der Peripherie abgeleitet wurden.

Den Wandel der Geschlechterrollen von Arbeiterinnen im Systemwandel in Bulgarien betrachtete Dilyana Ivanova (Ruse). Der migrationsbedingte Kulturschock der

aus ländlichen Gegenden stammenden Frauen durchzieht die biographischen Präsentationen. Diese sind um die Berufsvita herum zentriert und von der Übernahme als männlich definierter Rollenelemente geprägt. Unabhängig vom Systemwandel müssen die Frauen allerdings parallel weiterhin auch „klassisch weiblichen“ Zuschreibungen gerecht werden.

Oksana Kis (Lviv) trug ihre Beobachtungen der regional verschiedenen Geschichtsbilder ukrainischer Frauen vor. Im Westen reicht das kommunikative Gedächtnis noch sehr stark in die vorsowjetische Zeit bis 1939 zurück, ein Bezugspunkt, der im Süden und Osten des Landes nicht mehr vorhanden ist. Während die Sowjetunion im Westen eher als Verlustgeschichte einer unabhängigen Vergangenheit präsentiert wird, ist es in den anderen Landesteilen eher ihr Untergang, durch den Stabilität und soziale Sicherheit verloren gegangen sind. Michaela Potancokova (Prag) stellte ihre Forschungen zu Gebärerfahrungen slowakischer Frauen von 1970 bis zur Gegenwart vor, in denen sich zeigte, wie mütterliche Vorbilder als positiv oder negativ adaptierte dauerhafte Orientierung wirken. Für die eigene Positionierung ist auch das soziale Umfeld maßgeblich, von dem auch erheblicher Normerfüllungsdruck ausgehen kann. Yulia Gradskova (Stockholm) interpretierte Erzählungen sowjetischer Frauen über ihr Rollenverständnis daraufhin, wie im sowjetischen Alltag der 1930er bis 1960er Jahre Begriffe von Ethnizität ausgehandelt wurden und der komplizierte Weg der Sowjetunion in die Moderne repräsentiert wird.

Natali Stegmann (Tübingen) betonte in ihrem Kommentar, wie sehr die Kommunizierbarkeit von Erfahrung von kultureller, sozialer und generationeller Nähe bzw. Distanz beeinflusst werde. Sie hob die Bedeutung der Oral History hervor, mit der diskursbedingte politische Formierungen und soziale Homogenisierungen zumindest ex post aufgebrochen werden könnten. Der Genderaspekt sei dabei als wesentliches Element bisher in der Forschung ebenso zu wenig berücksichtigt worden wie die „Emanzipation von oben“ in den realsozialistischen Systemen. Methodisch zeigte sich, dass die Geschlechtergeschichte weiterhin ihre Dynamik eher aus dem Herausarbeiten des Besonderen von – meist weiblichen – Alltagsrealitäten bezieht und weniger im komplexeren, unübersichtlicheren Korrelieren weiblicher und männlicher Erfahrungen in geteilten, aber abgrenzbaren Erfahrungsräumen sucht, in denen Beziehungen, Hierarchisierungen, biographisch und sozial konstruierte Verhältnisse gestaltet werden.

Sektion III: Konkurrierende Geschichtsbilder: öffentliches und privates Erinnern, regionale und nationale Identitäten

Das dritte Panel thematisierte die Gemengelage verschiedener Erinnerungen und ihre bis heute andauernde Rivalität im öffentlichen Raum. Silvija Kavcic (Berlin) thematisierte die Schwierigkeiten slowenischer Überlebender des Frauen-KZ Ravensbrück, mit den Um- und Neubewertungen der Geschichte des Zweiten Weltkriegs seit der Eigenstaatlichkeit fertig zu werden. Während sie sich zur Legitimation ihrer eigenen Position weiterhin auf die organisierte Widerstandsarbeit im Lager berufen müssen und sich die individuellen Erzählungen nur zögerlich aus gewachsenen Narrativen lösen, stehen sie gleichzeitig der in ihrem gesellschaftlichen Umfeld beginnenden Rehabilitierung von Kollaborateuren kritisch gegenüber. Dabei stehen sie aber auf einem schwachen sozialen Fundament.

Die Koexistenz finnischer und russischer Erinnerungen an die während des Zweiten Weltkriegs mehrfach wechselnden Besetzungen der Grenzregion Karelien untersuchte Ekaterina Melnikova (St. Petersburg). Trotz der erbittert geführten militärischen Konfrontation entwickelte sich bei den russischen Neubewohnern der Region während der Sowjetzeit eine gewisse Faszination für finnische Hinterlassenschaften, seit dem Ende der Sowjetunion ist sogar ein gemeinsames Opfergedenken und eine kooperative historische Aufarbeitung möglich.

Volha Shatalava (Warschau) arbeitete in ihren Interviews belarusischer Dorfbewohner/innen die Funktion mündlicher Geschichte für die Identitätsbildung heraus. Dabei zeigte sich in den individuellen Identifikationsmustern entlang der Gebietsverschiebung ins östliche Polen eine mentale Ost-West-Teilung des Landes, da im Westteil die eigene lokale und nationale Identität wesentlich schärfer akzentuiert wird. Gleichzeitig rekurren private Selbstkonstruktionen weiterhin stark auf soziale Exklusionen von Juden und Tartaren und auf eine massive Abgrenzung gegenüber Kollaborateuren und Verrätern während des Krieges.

Marianne Kamp (Laramie) kam bei ihrer Untersuchung der Auswirkungen der Kollektivierung in der Sowjetunion in den Erzählungen der usbekischen Landbevölkerung zu der Einschätzung, dass die Sowjetisierung Usbekistans bis heute einen großen Einfluss auf die Selbstdarstellung ausübt. Eva Maeder (Zürich) ging in ihrem Beitrag am Beispiel der „Altgläubigen“ in der Sowjetunion der Integration religiöser Selbstbeschreibungen und kommunistischer Alltagserfahrungen nach, die dazu dienen, religiöse Traditionen zu legitimieren und traditionelle Geschlechterrollen festzuschreiben.

Daniela Koleva (Sofia) markierte in ihrem Kommentar anhand zentraler Postulate der Oral History wichtige Problemfelder. Wenn Oral History eine Stimme verleiht, stellt sich die Frage, welche Stimme in der Gemengelage konkurrierender öffentlicher Narrative Forscher/innen tatsächlich zu hören bekommen, anders gesagt, wer genau die Akteure dieser Erinnerung sind. In der Diskussion wurde die Parallelität konkurrierender Erfahrungen und unvermittelter Elemente in privaten Erinnerungen betont. Wichtig ist, den Einfluss der Samplebildung darauf, wem eine Stimme verliehen wird, zu beachten. Konflikte wurden z.B. in den Befragtengruppen der vorgestellten Arbeiten überwiegend ausgeblendet oder harmonisiert, was auch auf einen 'Nostalgiefaktor' in den Erinnerungen alter Menschen zurückzuführen ist.

Sektion IV: Opfer und Täter: Erfahrungen mit repressiven Systemen

Spezifische Verarbeitungen von Opfer- und Tätererfahrungen waren das Thema der vierten Sektion. In ihren Interviews mit DDR-Verfolgten, die in der Gedenkstätte Hohenschönhausen Führungen anbieten, ermittelte Anselma Gallinat (Durham) ein starkes Bestreben der Befragten, die eigenen Lebensläufe von „schmutziger“ Politik freizuhalten. Auf Herausforderungen ihrer Darstellung reagierten die Zeitzeugen meistens mit Abgrenzung oder Rückzug auf ihre – zumindest in der Selbstwahrnehmung – moralisch herausgehobene Position. Häufig versuchten sie, ihre tragischen Erfahrungen narrativ mit unverfänglichen Alltagsbegebenheiten zu verweben.

Alexey Golubev (Petrozavodsk) stellte in seiner Befragung von Personen, die in der Nachkriegszeit vom NKWD/KGB behelligt wurden, fest, dass biographische Brüche oft mit Lücken oder Unterbrechungen in Erzählungen korrespondieren. Während bei finnischen Interviewpartner/innen die traumatisierenden Erfahrungen eher

noch in kohärenten Narrationen aufgehoben sind und eine Rechtfertigung für späteres Handeln abgeben, sind sie bei russischen Befragten eher zu isolierten Elementen in der Lebensgeschichte geworden, die aus der Erzählung ausgeschlossen werden.

Smaranda Vultur (Timisoara) hob auf den inhaltlichen Kontrast zwischen Akten des rumänischen Geheimdienstes und Aussagen Betroffener ab. Während die Unterlagen eine legitimierende Lesart von Ereignissen anbieten, beharren die Opfer darauf, dass die Wahrheit wiederhergestellt werden müsse. Die vom Geheimdienst geschaffene Parallelwelt entwickelte durch ihre spezifische Terminologie noch eine zusätzliche Eigendynamik. Durch ihre jahrzehntelange Dominanz gelang es dem Geheimdienstjargon teilweise, die biographischen Präsentationen zu „infiltrieren“.

In seinen Interviews mit ehemaligen KP-Mitgliedern in Mittelosteuropa fokussierte James Mark (Exeter) auf die Präsentation antifaschistischer Narrative, die Lebensentscheidungen plausibilisieren, und auf die rechtfertigende Funktion späteren Leidens nach dem Parteaustritt für früheres affirmatives Verhalten. In der Verarbeitung der Vergangenheit begegnete ihm eine starke intergenerationelle Konfrontation, wobei den Älteren vor allem die Erinnerung an die Leistungen der Roten Armee und die Verbrechen der Nazis zentrales Anliegen bleibt. Patricie Hanzlova (Brno) plädierte für den Begriff ‘Verschiebung’ (Displacement) in der Diskussion über die Situation der deutschen Minderheit in der ehemaligen Tschechoslowakei nach 1945, um diejenigen, die im Land verblieben, einschließen zu können. In den von vielfältigen Diskriminierungen geprägten Nachkriegsbiographien zeigen sich bemerkenswerte „Strategien des Trauma-Managements“.

Mary Beth Stein (Washington) wies in ihrem Kommentar auf die komplexe Beziehung zwischen Erfahrung und Erzählung hin. Einerseits hilft das Interview den Befragten, sich selbst als Subjekte wiederanzueignen. Andererseits schafft die Interpretationsfolie eines starren Opfer-Täter-Gegensatzes unnötige analytische Blockaden und unterschätzt die Attraktivität des Opferstatus zur Selbstdeutung in Zeiten von materieller Entschädigung und gesellschaftlicher Anerkennung. Demgegenüber wurde in der Diskussion darauf hingewiesen, dass die persönliche Reklamation des Opferstatus meistens mit Unbehagen einhergehe und drohe, die Handlungsfähigkeit der Betroffenen zu vernachlässigen. Hingewiesen wurde auch auf die interpretative Spannung zwischen einem über Jahre hinweg fixierten Gerüst der Biographie und dessen situativer Gestaltung im Interview, in Abhängigkeit von szenischen, textuellen, sozialen und politischen Rahmenbedingungen.

Sektion V: Alltag im Sozialismus – Spielräume in der Diktatur

Die verschiedenen Möglichkeiten der Verarbeitung gemeinschaftlicher, vergangener Alltagswirklichkeiten standen im Zentrum des fünften Panels. Die Entdeckung des „Schlangestehens“ als Metapher für den rumänischen Alltag der 1980er Jahre präsentierte Simina Radu-Bucurenci (Bukarest). Dabei traten Ambivalenzen zwischen entstehenden Freiräumen zur Versammlung und Systemkritik und einem fortgesetzten Gefühl der Bedrohung zu Tage. Bei intellektuellen Befragten zeigte sich, dass der Bezug zum Alltag häufig nur in symbolisch überhöhter Weise herstellbar war, so im Bezug auf das „Anstehen im geistigen Sibirien“.

In seiner Studie über zivilgesellschaftliche Elemente im Ungarn der 1970er und 1980er Jahre beschrieb Tamas Kanyo (Budapest) die bis in die Forschung hineinreichende Langlebigkeit etablierter Deutungsmuster der ungarischen Geschichte, was er

auf „fehlende diskursive Reibung“ in der formierten sozialistischen Öffentlichkeit zurückführte. Zivilgesellschaft erschien – bedingt durch ein im Stalinismus angehäuftes „Angstkapital“ – in Ungarn als ein kaum wahrgenommener Mangel. Erst die nachwachsende Generation realisierte diesen Mangel und begann, ihn zu überwinden.

Blanka Koffer (Berlin) stellte ihre Forschung über die Berufs- und Lebenswege von Ethnograph/innen aus der DDR nach 1989 vor. In ihren Erzählungen erscheint die Wende zumeist als belastende Erfahrung, die 1990er Jahre werden als Verlust von Spielräumen und Freiheiten präsentiert. Die individuellen Präsentationen werden von scharfen gesellschaftlichen Konfrontationen strukturiert, die Erfolgsgeschichten nur am Rand sichtbar werden lassen. Die Selbstbeschreibung des Alltags tschechischer Intellektueller als „Leben im Dissidenten-Ghetto“ untersuchte Jana Noskova (Brno). Diese Stilisierung gegenüber einer als „graue Zone“ charakterisierten Mehrheitsgesellschaft führte dazu, dass das Motiv des „Brückenbaus“ zwar zum zentralen Motiv des Erinnerns wurde, jedoch des Erinnerns an ein Scheitern am gegenseitigen Unverständnis. Kirsti Joesalu (Tartu) hob in ihrer Untersuchung über das Alltagsleben in Estland hervor, dass lebensgeschichtliche Erinnerungen an die Kriegs- und Nachkriegszeit von Mangel und Repressionen geprägt sind, während für die sozialistische Zeit eher Narrative der Stagnation, des Leidens, des ungelebten Lebens und der Nostalgie dominieren.

Der Kommentar von Dorothee Wierling (Hamburg) pointierte das Erlebnis des Alltags als Widrigkeit für die untersuchten sozialen Gruppierungen, der mit den in sich bereits widersprüchlichen „Drehbüchern“ biographischer Erzählungen zusätzlich nur bedingt kompatibel ist. Weiterhin wies sie auf ein vorhandenes ironisches Potential des häufig konstatierten nostalgischen Grundzugs in realsozialistischen Biographien hin, das – bedingt durch die generationelle Konfrontation in der Interviewsituation – zu wenig in Betracht gezogen wird. Darüber hinaus konstatierte sie für die häufig monolithisch verwendete Deutungsschablone „Sowjetzeit“ einen unverändert bestehenden Differenzierungsbedarf. In der Diskussion wurde die Fremdheit zwischen Interviewer/in und Interviewpartner/in als Chance ausgelotet, die das Gespräch von scheinbar selbstverständlichen Vorannahmen freihalten kann. Die Brüchigkeit der Selbstpräsentationen führt bisweilen sogar dazu, dass die Zeitzeug/inn/en sich selber mit Unverständnis begegnen. Der weiterhin oft bestehende Anspruch der Oral History, dabei „verborgene Geschichten“ zum Vorschein zu bringen, läuft allerdings Gefahr, einen inzwischen kaum mehr haltbaren direkten Wahrheitsbezug und eine schlüssige Homogenität der Erzählungen zu postulieren. Die zu Tage tretenden Brüche sollten als biographische Wendepunkte analysiert und immer auch im Verhältnis zur Makrogeschichte gesehen werden.

Abschließend betonten die Veranstalterinnen die Relevanz der Oral History für die Rekonstruktion des Alltags als Geschehen und Erfahrung. Dabei bleibt es ein Hauptanliegen, die Zusammensetzung biographischer Präsentationen aus fixiertem Selbstverständnis, erfahrungsbasierter Transformation und situativer Anpassung hinsichtlich ihrer Anteile genauer zu bestimmen. Der Blick auf die ehemaligen Volksrepubliken bestätigt, wie sehr private Erzählungen auf öffentliche Diskurse verwiesen sind. Darin wird einerseits das Fortwirken realsozialistischer Denkmuster über die Systembrüche hinaus sichtbar, die aber andererseits ständig durch eigensinnige Aneignungen dynamisiert werden. Empirisch konnte die Tagung vor allem die zwischen verschiedenen Gedächtnissen bestehenden komplexen Kräftefelder veranschaulichen und biographi-

sche Entwicklungen im Zusammenspiel mit Systemumbrüchen herausstellen. Bei der Analyse der Aneignungen staatlicher Verarbeitungsangebote zeigt sich weiterhin eine Fixierung auf die Deutungshoheit dieser Angebote, wobei diese Vormacht teilweise auch daraus zu resultieren scheint, dass die Forschenden selber diese allzu homogenisierend interpretieren. Die „Ungleichzeitigkeit“ systemischer und biographischer Brüche blieb eine schwer greifbare Größe in Untersuchungen, die ihre Orientierung vielfach aus dem klar abgrenzbaren Vorher-Nachher des äußeren Systemwandels beziehen. Zu wenig eingelöst blieben auch die methodischen Postulate einer Oral History als Erfahrungsgeschichte. Hier zeigte sich, dass der enge Bezug auf die „Klassiker“ der Oral History westeuropäischer und nordamerikanischer Prägung allein innovative Zugänge nur in Maßen ermöglicht. Die Abstützung erzielter Resultate durch andere Quellenbestände braucht vielleicht auch noch stärker das Bewusstsein, dass der Oral History in der Geschichtswissenschaft ein eigenständiger und höherer Rang zukommt als der einer Hilfswissenschaft der Sozialgeschichte und, dass aber gleichzeitig ihr Verhältnis zur Realgeschichte ein deutlich und mehrfach gebrochenes ist. Vergleiche erscheinen demgegenüber eher als pragmatische, wenn auch notwendige Schritte, um länderspezifische Erkenntnisse auf einer weiteren Ebene analytisch zu bündeln.

Christoph Thonfeld

EINGESANDTE BÜCHER 2004/2005

- Andrijanow, Viktor: Archipelag Ost. Das Schicksal der Sklaven des „Dritten Reiches“ in ihren Berichten, Briefen und Unterlagen (russisch), Moskau 2005
- Auer, Gerhard A., Hanno Hurth, Oliver Sänger und Anton Wild (Hg.): s Eige zeige. Kinder, Kinder. Kindheit und Jugend im Nationalsozialismus, Jahrbuch des Landkreises Emmendingen für Kultur und Geschichte 19/2005, Emmendingen 2004, 355 S., gebunden, 19,80 €
- Bahrman, Hannes und Christoph Links (Hg.): Am Ziel vorbei – Die deutsche Einheit – Eine Zwischenbilanz, Berlin 2005, 358 S., broschiert, 17,90 €
- Börsenverein des Deutschen Buchhandels – Landesverband Bayern e.V., Kulturreferat der Landeshauptstadt München (Hg.): 25 Jahre Geschwister-Scholl-Preis, München 2004
- Brozik, Karl und Konrad Matschke (Hg.): Claims Conference. Luxemburger Abkommen. 50 Jahre Entschädigung für NS-Unrecht, Frankfurt a.M. 2004, 221 S., broschiert, 14,80 €
- Burger, Oswald: Der Stollen, herausgegeben vom Verein Dokumentationsstätte Goldbacher Stollen und KZ Aufkirch in Überlingen e.V. (Postfach 10 12 50 06, 88642 Überlingen), Eggingen 2005
- Czerwiakowski, Ewa und Angela Martin (Hg.): Muster des Erinnerns. Polnische Frauen als KZ-Häftlinge in einer Tamfabrik von Bosch, Berlin 2005, 144 S., Paperback, 18,00 €
- Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Hg.): Schwerpunkt Mauthausen, Jahrbuch des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes, Münster 2004, 208 S., Abbildungen, Paperback, 9,90 €
- Faber, Benedikt: „Leben wie im Unterland.“ Viktor Klemperers deutsch-jüdische Existenz im Nationalsozialismus im Spiegel seiner biographischen Selbstzeugnisse, ACTA WASA-ENSIA no. 140. Literatur- und Kulturstudien I. Germanistik, Vaasa (Finnland) 2005
- Förderverein für Forschungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung (Hg.): JahrBuch für Forschungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung 2004/I, Berlin 2004, 236 S., kartoniert, 10,00 €
- Göppel, Rolf: Das Jugendalter. Entwicklungsaufgaben – Entwicklungskrisen – Bewältigungsformen, Pädagogik der Lebensalter, Band 4, Stuttgart 2005, 258 S., broschiert, 24,00 €
- Goschler, Constantin: Schuld und Schulden. Die Politik der Wiedergutmachung für NS-Verfolgte seit 1945, Beiträge zur Geschichte des 20. Jahrhunderts, Band 111, herausgegeben von Norbert Frei, Göttingen 2005, 543 S., gebunden, 38,00 €
- Grimm, Thomas (Hg.): Erinnerung als Verantwortung. Das Zeitzeugen-Archiv in Text und Bild, Berlin 2002, 350 S., broschiert, 28,00 €
- Grimm, Thomas: Das Politbüro privat. Ulbricht, Honecker, Mielke & Co. Aus der Sicht ihrer Angestellten, Berlin 2004, 262 S., broschiert, 8,95 €
- Hamersky, Heidrun (Hg.): Gegenansichten. Fotografien zur politischen und kulturellen Opposition in Osteuropa 1956-1989, Berlin 2005, 195 S., gebunden, 29,00 €
- Hartewig, Karin: Das Auge der Partei. Fotografie und Staatssicherheit, Berlin 2004, 272 S., broschiert, 19,90 €
- Hattig, Susanne, Silke Klewin, Cornelia Liebold und Jörg Morré: Geschichte des Speziallagers Bautzen. 1945-1956. Katalog zur Ausstellung der Gedenkstätte Bautzen, Schriftenreihe der Stiftung Sächsische Gedenkstätten zur Erinnerung an die Opfer politischer Gewalt Herrschaft, Band 11, Dresden 2004, 236 S., 146 Abbildungen, Paperback, 15,00 €
- Hellwig, Karin: Von der Vita zur Künstlerbiographie, München 2005, 206 S., gebunden, 49,80 €

- Hengartner, Thomas und Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.): *Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Festschrift für Albrecht Lehmann, Lebensformen. Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde der Universität Hamburg, herausgegeben von Thomas Hengartner, Albrecht Lehmann und Gerhard Lutz (Bd. 17)*, Berlin, Hamburg 2005, 469 S., broschiert, 45,00 €
- Heppener, Sieglinde und Siegfried Heppener: *Quellen zu Opposition und Widerstand Ostberliner Sozialdemokraten 1945-1961. Eine Handreichung*, Franz-Neumann-Archiv e.V. Berlin, Berlin 2004
- Huinink, Johannes J. und H. Karl Alexander Röhler 2005: *Liebe und Arbeit in Paarbeziehungen. Zur Erklärung geschlechtstypischer Arbeitsteilung in nichtehelichen und ehelichen Lebensgemeinschaften. (Familie und Gesellschaft, hrsg. von Friedrich W. Busch, Johannes Huinink, Bernhard Nauck, Rosemarie Nave-Herz, Band 16)*. Würzburg: Ergon Verlag, 288 S., broschiert, € 34,00
- Jensen, Olaf: *Geschichte machen. Strukturmerkmale des intergenerationellen Sprechens über die NS-Vergangenheit in deutschen Familien, Studien zum Nationalsozialismus (Bd. 9)*, Tübingen 2004, 415 S., broschiert, 20,00 €
- Jureit, Ulrike und Michael Wildt (Hg.): *Generationen. Zur Relevanz eines wissenschaftlichen Grundbegriffs*, Hamburg 2005, 354 S., gebunden, 35,00 €
- Kift, Dagmar (Hg.): *Aufbau West. Neubeginn zwischen Vertreibung und Wirtschaftswunder*, Essen 2005, 287 S., zahlreiche farbige Abbildungen, 19,90 €
- Kirsten, Holm: *Das sowjetische Speziallager Nr. 4 Landsberg/Warthe*, Göttingen 2005, 159 S., kartoniert, 18,00 €
- Krawtschenko, Baturyn und Sergij Alla: *Ukrainische Opfer des Dritten Reiches (Vergangenheit und Gegenwart). Publizistische Chronik (ukrainisch mit deutscher Übersetzung)*, Lviv 2005
- Krypczyk, Kathrin und Bodo Ritscher: *Jede Krankheit konnte tödlich sein. Medizinische Versorgung, Krankheiten und Sterblichkeit im sowjetischen Speziallager Buchenwald 1945-1950*, Göttingen 2005, 189 S., 22 schwarz-weiß Abbildungen, kartoniert, 18,00 €
- Lamey, Annegret: *Aufs falsche Pferd gesetzt. Eine Familiengeschichte*, Augsburg 2004, 318 S., Paperback, 14,80 €
- Mühle, Eduard: *Für Volk und deutschen Osten. Der Historiker Hermann Aubin und die deutsche Ostforschung. Schriften des Bundesarchivs Bd. 65*, Düsseldorf 2005, 732 S., 41 schwarz-weiß Abbildungen, Leinen, 50,00 €
- Oler, Alexandre und David Oler: *Vergessen oder Vergeben. Bilder aus der Todeszone*, Springe 2004, 120 S., 42 schwarz-weiß und 6 farbige Abbildungen, gebunden, 24,00 €
- Prontera, Grazia: *Una memoria interotta. Lotte contadine e nascita della democrazia nel Mezzogiorno. Il Salento 1944-1951*, Lecce 2004
- Radebold, Hartmut: *Die dunklen Schatten unserer Vergangenheit. Ältere Menschen in Beratung, Psychotherapie, Seelsorge und Pflege, Konzepte der Humanwissenschaften*, Stuttgart 2005, 233 S., kartoniert, 19,50 €
- Rosenthal, Gabriele 2005: *Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung. Grundlagentexte Soziologie*, hrsg. von K. Hurrelmann. Weinheim und München: Juventa, 244 S., broschiert, € 17,00
- Scherstjanoi, Elke: *Rotarmisten schreiben aus Deutschland. Briefe von der Front (1945) und historische Analysen, Texte und Materialien zur Zeitgeschichte (Bd. 14)*, München 2004, 480 S., gebunden, 110,00 €
- Schinkel, Eckhard (Hg.): *Totaler Arbeitseinsatz für die Kriegswirtschaft. Zwangsarbeit in der deutschen Binnenschifffahrt 1940-1945. Erinnerungen – Dokumente – Studien*, Westfälisches Industriemuseum – Quellen und Studien 11, Essen 2005, 237 S., Paperback, 12,90 €
- Schultheis, Franz und Kristina Schulz (Hg.): *Gesellschaft mit begrenzter Haftung. Zumutungen und Leiden im deutschen Alltag*, Konstanz 2005, 592 S. Paperback, 29,00 €

- Schwanzitz, Wolfgang G.: Deutschland und der Mittlere Osten, *COMPARATIV Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung* 14, 1/2004, Leipzig 2004, 185 S., Paperback, 8,00 €
- Seelmann-Eggebert, Will: Einer vom Jahrgang 23. Jugend – Soldat im Kriege – 10 1/2 Jahre sowjetische Gefangenschaft (1923-1955), Ahlhorn 2004
- Sinnwell, Werner: Zwischen Hungersnot und Wirtschaftswunder. Geschichten und Bilder aus der Nachkriegszeit. Halver 1945-1955, Halver 2005, 264 S., zahlreiche Abbildungen, gebunden, 24,50 € (zu bestellen bei: Geschäftsstelle des Allgemeinen Anzeigers, Kirchstraße 5, 58553 Halver)
- Skibinska, Johanna: Die letzten Zeugen des KZ Katzbach. Gespräche mit Überlebenden des KZ-Außenlagers Katzbach in den Adlerwerken Frankfurt am Main, Hanau 2005, 192 S., 20 schwarz-weiß Abbildungen, gebunden, 16,80 €
- Stargardt, Nicholas: *Witnesses of the War. Children's lives under the Nazis*, London 2005, 336 S., gebunden, 33,50 €
- Wadauer, Sigrid: *Die Tour der Gesellen. Mobilität und Biographie im Handwerk vom 18. bis zum 20. Jahrhundert, Studien zur Historischen Sozialwissenschaft (Bd. 30)*, Frankfurt/New York 2005, 420 S., kartoniert, 45,00 €
- Walz, Loretta: „Und dann kommst du dahin an einem schönen Sommertag“. Die Frauen von Ravensbrück, München 2005, 432 S., gebunden, 24,90 €
- Wiese, René: *Orientierung in der Moderne. Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg in seiner Zeit, Quellen und Studien aus den Landesarchiven Mecklenburg-Vorpommerns Bd. 8*, Bremen 2005, 320 S., 32 Abbildungen, gebunden, 29,90 €

AUTOREN UND AUTORINNEN DIESES HEFTES

Frank Becker, PD Dr., Am alten Backhaus 19, 46145 Oberhausen

Jürgen Court, Prof. Dr., Ölbergstraße 30, 50939 Köln

Kai Dröge, Institut für Sozialforschung an der Johann Wolfgang Goethe-Universität,
Senkenberganlage 26, 60325 Frankfurt a.M.

Thomas Forstner, Terlanerstr. 21, 81547 München

Ewald Frie, Dr., Universität Essen, Fachbereich 1 Fachgruppe Geschichte, 45117
Essen

Volker Kluge, Torstraße 15, 10119 Berlin

Michael Krüger, Prof. Dr., Westfälische Wilhelms-Universität, Fachbereich Sportwis-
senschaft, Horstmarer Landweg 62 b, 48149 Münster

Wolfgang Kruse, PD Dr., FernUniversität Hagen, Fachbereich Kultur- und Sozialwis-
senschaften, 58084 Hagen

Friedrich Lenger, Prof. Dr., Justus-Liebig-Universität Gießen, Historisches Institut
Neuere Geschichte I, Otto-Behagel-Straße 10 c, 35394 Gießen

Karl Lennartz, Prof. Dr., Deutsche Sporthochschule Köln, Institut für Sportsoziologie,
Carl-Diem-Weg 5, 50933 Köln

Wiebke Lohfeld, Bates College, Canham House, 146 Wood Street, Lewiston, Me
04240, USA

Irene Somm, Institut für Sozialforschung an der Johann Wolfgang Goethe-
Universität, Senkenberganlage 26, 60325 Frankfurt a.M.

Hans Joachim Teichler, Prof. Dr., Universität Potsdam, Institut für Sportwissenschaft
Haus 5, Am Neuen Palais 10, 14469 Potsdam

Christoph Thonfeld, Dr., Institut für Geschichte und Biographie, Fernuniversität Ha-
gen, Liebigstr. 11, 58511 Lüdenscheid

Michael Volpert, Stadtarchiv Fürstenfeldbruck, Fürstenfeld 3d, 82256 Fürstenfeld-
bruck

Stefan Weyers, Dr., Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main, Fach-
bereich Erziehungswissenschaften, Institut für allgemeine Erziehungswissenschaften,
Campus Bockenheim, Robert-Mayer-Str. 1, 60054 Frankfurt a.M.